This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

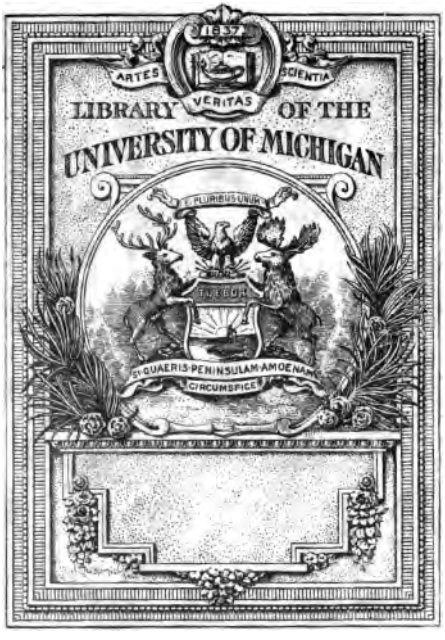
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

F68r

272-277: kap.

Meine Kinderjahre

Von **Theodor Fontane** erſchien bisher in unſerm Verlage:

Graf Petöfy. Roman.
Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.
Cécile. Roman.
L'Adultera. Roman aus der Berliner Geſellſchaft.
Irrungen, Wirrungen. Berliner Roman.
Stine. Berliner Sitten-Roman.
Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.
Frau Jenny Treibel. Roman.

Meine Kinderjahre

Autobiographiſcher Roman

von

Theodor Fontane

Dritte Auflage.

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Als mir es feſtſtand, mein Leben zu beſchreiben, ſtand es mir auch feſt, daß ich bei meiner Vorliebe für Anekdotiſches und mehr noch für eine viel Raum in Anſpruch nehmende Kleinmalerei mich auf einen beſtimmten Abſchnitt meines Lebens zu beſchränken haben würde. Denn mit mehr als einem Bande herauszutreten, wollte mir nicht rätlich erſcheinen. Und ſo blieb denn nur noch die Frage, welchen Abſchnitt ich zu bevorzugen hätte.

Nach kurzem Schwanken entſchied ich mich, meine Kinderjahre zu beſchreiben, alſo „to begin with the beginning“. Ein verſtorbener Freund von mir (noch dazu Schulrat) pflegte jungverheirateten Damen ſeiner Bekanntſchaft den Rat zu geben, Aufzeichnungen über das erſte Lebensjahr ihrer Kinder zu machen, in dieſem erſten Lebensjahre „ſtecke der ganze Menſch.“ Ich habe dieſen Satz be-

144626

ſtätigt gefunden und wenn er mehr oder weniger auf Allgemeingültigkeit Anſpruch hat, ſo darf vielleicht auch dieſe meine Kindheitsgeſchichte als eine Lebensgeſchichte gelten. Entgegengeſetzten Falls verbliebe mir immer noch die Hoffnung, in dieſen meinen Aufzeichnungen wenigſtens etwas Zeitbildliches gegeben zu haben: das Bild einer kleinen Oſtſeeſtadt aus dem erſten Drittel des Jahrhunderts und in ihr die Schilderung einer noch ganz von Refugié-Traditionen erfüllten Franzöſiſchen-Colonie-Familie, deren Träger und Repräſentanten meine beiden Eltern waren. Alles iſt nach dem Leben gezeichnet. Wenn ich trotzdem, vorſichtigerweiſe, meinem Buche den Nebentitel eines „autobiographiſchen Romanes“ gegeben habe, ſo hat dies darin ſeinen Grund, daß ich nicht von einzelnen aus jener Zeit her vielleicht noch Lebenden auf die Echtheitsfrage hin interpellirt werden möchte. Für etwaige Zweifler alſo ſei es Roman!

Th. F.

Inhaltsverzeichnis.

1. Meine Eltern 1
2. Gascogne und Cevennen. Französische Vettern. Unsere Ruppiner Tage 16
3. Unsere Übersiedelung nach Swinemünde. Ankunft daselbst 39
4. Unser Haus, wie wir's vorfanden 48
5. Unser Haus, wie's wurde 62
6. Die Stadt; ihre Bewohner und ihre Honoratioren 79
7. Die Schönebergs und die Scherenbergs 108
8. Die Krauses 117
9. Wie wir in unserem Hause lebten. Sommer und Herbsttage; Schlacht- und Backfest 132
10. Wie wir in unserem Hause lebten (Fortsetzung) „Große Gesellschaft". 150
11. Was wir in Haus und Stadt erlebten 164
12. Was wir in der Welt erlebten 190
13. Wie wir in die Schule gingen und lernten . . 206
14. Wie wir erzogen wurden — Wie wir spielten in Haus und Hof 237
15. Wie wir draußen spielten, an Strom und Strand 254
16. Vierzig Jahre später 270
17. Allerlei Gewölk 291
18. Das letzte Halbjahr 318

Erſtes Kapitel.

Meine Eltern.

An einem der letzten Märztage des Jahres 1819 hielt eine Halbchaiſe vor der Löwen-Apotheke in Neu-Ruppin und ein junges Paar, von deſſen gemeinſchaftlichem Vermögen die Apotheke kurz vorher gekauft worden war, entſtieg dem Wagen und wurde von dem Hausperſonal empfangen. Der Herr — man heirathete damals (unmittelbar nach dem Kriege) ſehr früh, — war erſt dreiundzwanzig, die Dame einundzwanzig Jahr alt. Es waren meine Eltern.

Ich gebe zunächſt eine biographiſche Skizze Beider.

* * *

Mein Vater Louis Henri Fontane, geb. am 24. März 1796, war der Sohn des Malers und Zeichenlehrers Pierre Barthélemy Fontane. Was dieſer, mein Großvater, als Maler leiſtete, be-

schränkte sich vorwiegend auf Pastell-Copieen nach englischen Vorbildern, als Zeichenlehrer aber muß er tüchtig gewesen sein, denn er kam zu Beginn des neuen Jahrhunderts an den Hof und wurde mit dem Zeichenunterricht der ältesten königlichen Prinzen betraut. Dies leitete sein Glück ein. Königin Luise wohnte gelegentlich dem Unterrichte der Kinder bei und alsbald an dem gewandten und ein sehr gutes Französisch sprechenden Manne Gefallen findend, nahm sie denselben als Kabinetssekretär in ihren persönlichen Dienst. Vielleicht geschah es auch auf Vorschlag des um jene Zeit überaus einflußreichen Kabinetsraths Lombard, der dabei den Zweck verfolgen mochte, seine auf ein Bündniß mit Frankreich hinarbeitende Politik, durch bei Hofe verkehrende Persönlichkeiten verstärkt zu sehen. Die Gegner waren von dieser Ernennung wenig erbaut und der national gesinnte Gottfried Schadow, damals noch nicht der „alte Schadow," schrieb in sein Tagebuch: „ein Herr Fontane, seines Zeichens Maler, ist Kabinetssekretär der Königin geworden; er malt schlecht, aber er spricht gut französisch." Ob Pierre Barthélemy, mein Großvater, in seiner Stellung Einfluß geübt oder nicht, entzieht sich meiner Kenntniß, jedenfalls, wenn ein solcher Einfluß da war, war er von kurzer Dauer;

denn dem Sturze Lombard's, der nicht lange mehr auf sich warten ließ, folgte die Katastrophe von Jena, der Hof, flüchtig werdend, ging nach Königsberg und Pierre Barthélemy, dessen Dienste keine weitere Verwendung mehr finden konnten, erhielt, in Berlin zurückbleibend, wohl als eine Art Abfindung, das Amt eines Kastellans von Schloß Nieder-Schönhausen. Dorthin übersiedelte er nun und von hier aus besuchte mein Vater, drei Jahre lang, also wahrscheinlich bis Herbst 1809, das Gymnasium zum Grauen Kloster. Es waren harte Schuljahre, denn der weite, wenigstens anderthalb Stunden lange Weg nach Berlin erforderte, daß jeden Morgen um spätestens sechs Uhr aufgestanden werden mußte. „Winters froren wir bitterlich und es wurde erst besser, als wir, mein älterer Bruder und ich, blaue mit postorangefarbenem Kattun gefütterte Mäntel als Weihnachtsgeschenk erhielten. Aber es erwuchs uns daraus keine reine Freude. Jedesmal wenn sich der Wind in den mit einem gleichfarbigen Kattun gefütterten großen Kragen setzte, stand uns der postorangefarbene Kragen wie ein Heiligenschein zu Häupten und der Spott der Straßenjungen war immer hinter uns her." Es war dies eine Lieblingsgeschichte meines Vaters, der an ihr bis in sein Alter hinein festhielt und nichts davon wissen wollte,

wenn ich ihm lachend von meinen eigenen, dem Vorstehenden sehr verwandten Schicksalen erzählte. „Ja, Papa," begann ich dann wohl „so bin ich, als ich so alt war wie Du damals, auch gequält worden. Mama ließ mir um jene Zeit, ich war eben mit ihr in Berlin angekommen, Rock, Weste und Beinkleid aus einem milchfarbenen Tuchstoff machen, es war ein billiger Rest, und in der Klödenschen Schule hieß ich dann, ein ganzes Jahr lang, der „Antiquar aus der alten Post." Der trug nämlich gerade solchen milchfarbenen Anzug und war überhaupt eine Karrikatur." „Kann schon sein" schmunzelte mein Vater „so 'was ist mitunter erblich; aber Postorange war doch schlimmer, dabei muß ich bleiben. Es schrie förmlich in die Welt hinein."

Von guter Schülerschaft konnte bei den zwei Meilen Wegs, die jeden Tag zurückgelegt werden mußten, nach eignem Zeugniß meines Vaters, nicht wohl die Rede sein. Es darf aber aus dem Umstande, daß er zeitlebens selbst von einer mangelhaften Schulbildung sprach, nicht auf eine Trauer über diesen Thatbestand geschlossen werden. Beinah das Gegentheil. Er hielt es nämlich, wie viele zu jener Zeit, mit gesundem Menschenverstand und Lebekunst, oder, wie es in unserer Haussprache hieß,

mit „bon sens“ und „savoir faire“ und war, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, nie dazu zu bringen, sich zu willfähriger Anerkennung der „homines literati“ aufzuraffen. Es gab das, wenn er seinen sogenannten „ehrlichen Tag“ hatte, den Tag also, wo er aus seiner sonstigen Politesse herausfiel, mitunter recht verlegene Situationen für uns Kinder, im Großen und Ganzen aber bin ich ihm doch das Zeugniß schuldig, daß er, den ihm persönlich zu Gesichte kommenden Studierten gegenüber, in neunzehn Fällen von zwanzigen immer im Rechte war. Und es konnte dies auch kaum anders sein. Er war — weil er viel Zeit hatte, leider zu viel, was für ihn verhängnißvoll wurde — von Beginn seiner Selbstständigkeit an, ein überaus fleißiger Journal- und Zeitungsleser und weil er sich nebenher angewöhnt hatte, wegen jedes ihm unklaren Punktes in den Geschichts- und Geographiebüchern, besonders aber im Conversationslexikon nachzuschlagen, so besaß er, auf gesellschaftliche Conversation hin angesehn, eine offenbare Ueberlegenheit über die meisten damals in kleinen Nestern sich vorfindenden Aerzte, Stadtrichter, Bürgermeister und Syndici, die, weil sie sich tagaus tagein in ihrem Berufe quälen mußten, sehr viel weniger Zeit zum Lesen hatten. Erlitt er 'mal eine Niederlage,

so gab er diese freimüthig zu, ja, pries sogar seinen Sieger, blieb aber dabei, daß es ein Ausnahmefall sei.

Und nun zurück zum Herbst 1809, wo mein Vater als Lehrling in die Berliner Elephanten-Apotheke eintrat. Diese Apotheke befand sich schon damals, wie heute noch, am oberen Ende der Leipziger Straße, jedoch nicht genau an gegenwärtiger Stelle, sondern eben dieser Stelle gegenüber, an der durch Leipziger- und Kommandantenstraße gebildeten Ecke. Bis vor wenig Jahren sah man noch den Elephanten, in Höhe des ersten Stocks, aus dem großen Eckpfeiler heraustreten, jetzt ist er fort und nur die zahlreich über den Parterrefenstern angebrachten und an Elephantenrüsseln hängenden Gaslaternen, erinnern noch an die frühere Geschichte des Hauses.

In eben dieser Elephanten-Apotheke war mein Vater viertehalbjahr lang und verlebte diese Zeit muthmaßlich nicht gut und nicht schlecht, was ich daraus schließe, daß er über diesen Lebensabschnitt nie sprach. Vielleicht hatte dies Schweigen aber auch seinen Grund einfach in den großen Ereignissen, die folgten, so daß ihm für die voraufgegangenen Jahre von Durchschnittscharakter kein rechtes Interesse blieb. Herbst 1813 wäre seine Lehrzeit zu Ende gewesen, indessen König Friedrich Wilhelms des

Dritten Aufruf an sein Volk kürzte diese Zeit um ein volles halbes Jahr, denn unter den sich freiwillig zum Eintritt Meldenden war auch mein Vater, damals noch nicht voll siebzehn Jahre alt. Ueber die nun folgende Kriegszeit habe ich ihn oft sprechen hören, meist durch mich veranlaßt der ich nicht genug davon hören konnte. „Du warst also wohl sehr patriotisch, lieber Papa". — „Nein, höchstens Durchschnitt. Offen gestanden, ich machte nur so mit. Wenn man siebzehn Jahr alt ist, erscheint einem ein freies Soldatenleben hübscher, als ein Lehrlingsleben. Und wie's im Liede heißt „eine jede Kugel trifft ja nicht." Aber wenn ich auch anders hätte denken wollen, ich hatte keine rechte Wahl. In dem Tuchgeschäfte von Köppen und Schier, dessen Du Dich, weil Du ja selber in der Burgstraße gewohnt hast, vielleicht noch entsinnst trat damals eine adlige Dame ein und wurde von einem hübschen jungen Manne mit blondem Schnurrbärtchen bedient. „Ich wundere mich, Sie hier hinter dem Ladentisch zu sehn." — „Ich nicht, meine gnädigste Frau; ich stehe hier lieber als anderswo." — „Das seh ich," antwortete die Dame und dem hübschen Blondin eine Ohrfeige gebend, verließ sie das Lokal. Das war so die Stimmung damals und weil ich dergleichen nicht gern erleben wollte,

wurd' ich als freiwilliger Jäger eingekleidet und empfing eine Büchse." Diese sogenannte „Büchse", die später in den Flurwinkeln unsrer verschiedenen Wohnungen verrostet und verstaubt umherstand, war eine Flinte von allergewöhnlichster Beschaffenheit, was übrigens keine weitre Bedeutung hatte, da mein Vater, seinem eignen Zeugnis nach, auch mit einer gezogenen Büchse nicht getroffen haben würde. Anfang April verließ er mit etwa fünfzig andern Freiwilligen Berlin und zog auf Sachsen zu, wo sich die kriegerischen Ereignisse bereits vorbereiteten. An Spitze dieser Fünfzig stand ein Hauptmann von Kesteloot, ein vortrefflicher Soldat aus der alten Armee. Ausbildung und Führung waren ihm anvertraut. Am ersten Tage rückte man spät Nachmittags in Trebbin ein; die Meisten waren fußkrank, humpelten und sahen sehr niedergedrückt aus. Kesteloot ließ sie noch einmal antreten und sagte: „Wenn unser allergnädigster König und Herr darauf angewiesen ist, mit Ihnen den Kaiser Napoleon zu schlagen, so thut er mir schon heute leid." Der Zustand der kleinen Truppe verbesserte sich aber und man erreichte die Umgegend von Leipzig in leidlicher Verfassung. Vier Wochen später, am 2. Mai, war die blutige Schlacht bei Groß-Görschen. Die freiwilligen Jäger wurden einem Garde-Battaillon eingereiht

und machten in dieſem die Schlacht mit. Mein Vater erhielt eine Kugel in den Torniſter, die, nach Durchbohrung eines kleinen Wäſchevorraths, in den Pergamentblättern einer dicken Brieftaſche ſtecken blieb. Dieſe Brieftaſche, mit der Kugel darin, hab ich mir oft zeigen laſſen.

„Du mußt wiſſen, mein lieber Sohn, es war kein Schuß von Hinten; wir ſtürmten einen Hohlweg, auf deſſen Rändern, rechts und links, franzöſiſche Voltigeurs ſtanden. Alſo Seitenſchuß". Das unterließ er nie zu ſagen; er war vollkommen unrenommiſtiſch, aber darauf, daß dies ein „Seitenſchuß" geweſen ſei, legte er doch Gewicht.

Der Schlacht bei Groß-Görſchen folgte die bei Bautzen und dieſer wiederum eine Reihe kleinerer Scharmützel und Gefechte. „Die waren Dir nun wohl vollkommen gleichgültig?" fragte ich. — „Kann ich durchaus nicht ſagen." — „Ich dachte, daß die Macht der Gewohnheit . . ." — „Dieſe Macht der Gewohnheit iſt im Kriege, wenigſtens nach meiner perſönlichen Erfahrung, von keinerlei Troſt und Bedeutung. Eher das Gegentheil. Man ſagt ſich, wer drei oder viermal heil durchgekommen iſt, hat Anſpruch, das fünfte Mal dran glauben zu müſſen. Eine Karte, die viermal gewonnen, hat immer Chance, das fünfte Mal zu verlieren."

Nach dem Waffenstillstande, bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten, hatte sich meines Vaters Stellung erheblich geändert; er war inzwischen, ich weiß nicht, ob auf seinen Betrieb oder auf Antrag seines Vaters, aus dem Heere zurückgezogen und einer Feldlazareth-Apotheke zugewiesen worden. In dieser machte er nun den Rest des Krieges mit, sprach aber nie davon.

Sommer 1814 war er wieder in Berlin und begann nun in verschiedene Stellungen einzutreten, oder wie der Fachausdruck lautet, zu „conditionieren". Zuerst in Danzig, das er, mit der damaligen Fahrpost, wie er gern erzählte, in sechs Tagen und sechs Nächten erreichte. Die dort zugebrachte Zeit blieb ihm, durchs Leben, eine besonders liebe Erinnerung. Seinem Danziger Engagement folgten ähnliche Stellungen in Berlin selbst, bis 1818 die Zeit für ihn da war, sich zum Staatsexamen zu melden. Als er in den Vorbereitungen dazu war, lernte er, unter Verhältnissen, über die ich auf den nächsten Seiten berichten werde, meine Mutter kennen und verlobte sich mit ihr.

* * *

Meine Mutter, Emilie Labry, wurde den 21. September 1797 als älteste Tochter des Seiden-

kaufmanns Labry, Firma Humbert u. Labry, geboren. Handelsobjekt der Firma waren nicht gewebte Seidenstoffe, sondern Seidendocken, worauf meine Mutter Gewicht legte. Sie hielt die Docken für vornehmer, als Zeug nach der Elle. Ob und wie weit sie darin Recht hatte, kann ich nicht sagen, aber dessen entsinne ich mich deutlich, daß sie, vielleicht weil sie in hohem Maße den Sinn für Repräsentation hatte, von den Lebensgewohnheiten ihres Vaters, und zwar viel viel mehr als von seinem Charakter oder sonstigem Thun, mit einem gewissen freudigen Respekte sprach. Wenn wir als Kinder, und auch später noch als Halberwachsene, mit ihr bei Josty Chokolade tranken und dabei die kleinen, bräunlich gerösteten Corianderbisquits, die so leicht zerkrümeln und abbrechen, vorsichtig eintunkten, unterließ sie nie, zu uns zu sagen: „Ja, seht Kinder, solche Corianderbisquits, daran hing auch euer Großvater Labry. Aber aus Chokolade machte er sich nichts. Er trank vielmehr jeden Tag um elf und um sechs ein Glas französischen Rothwein und aß dazu nichts als zwei solcher Bisquits, immer mit den zierlichsten Handbewegungen und war überhaupt sehr mäßig. Ihr habt nichts davon geerbt, weder die Handbewegungen noch die Mäßigkeit.“ Letzteres war nun allerdings sehr richtig,

denn ich berechnete, während sie so sprach, wie viele Tassen ich wohl würde trinken können.

Meine Großmutter mütterlicherseits, also die Mutter meiner Mutter, war eine geborene Mumme, von deren Familie ich nicht weiß, ob sie nicht, trotz ihres deutschklingenden Namens, doch vielleicht mit zur Colonie gehörte. Jedenfalls bildeten die Beziehungen zu den Mummes einen besonderen Stolz meiner Mutter, vielleicht nur deshalb, weil „Onkel Mumme" Rittergutsbesitzer auf Klein-Beeren war und unter anscheinend glänzenden Verhältnissen lebte. Ich entsinne mich, daß er, neben allerhand Chaisen und Halbchaisen, auch einen Char à banc mit langen, kirschrothen Sammetpolstern besaß und in diesem weithin leuchtenden Prachtstück, wenn wir in Berlin zu Besuch waren, nach Klein-Beeren hinaus abgeholt zu werden, bedeutete uns allen, aber am meisten meiner Mutter, ein hohes Fest, nicht viel anders, wie wenn wir zu Hofe gefahren wären. Später schlief das alles ein. Ich glaube Onkel Mumme's Stern verblaßte.

Das erwähnte Seidendocken-Geschäft befand sich, wenn ich recht berichtet bin, in der Brüderstraße und hier verblieb auch die Labrysche Familie, als das Haupt derselben, mein Großvater Labry, bei sehr jungen Jahren (kaum vierzig Jahre alt) gestorben

war. Die Wittwe bezog ein in der Nähe des Petriplatzes gelegenes Haus, darin sie mehrere Jahre lang die erste Etage bewohnte, denn ihre Mittel waren für damalige Zeit nicht unbedeutend. In eben dieser Wohnung erlebte meine Mutter den Brand der Petrikirche, ein Ereigniß, das einen großen Eindruck auf sie machte und bis in ihre letzten Lebensjahre hinein, einen bevorzugten Gesprächsstoff für sie bildete. Sie entsann sich jedes Kleinsten, das dabei vorgekommen war. Ihre damals schon kränkelnde Mutter starb wenige Jahre später und da die von vieler Noth begleiteten Kriegszeiten nicht Zeiten waren, in denen Familienangehörige sich der Verwaisten annehmen konnten, so kamen die jüngeren Kinder in das französische Waisenhaus und nur meine Mutter in ein Pensionat, wozu die Zinsen ihres Vermögens vollkommen ausreichten. Sie wurde bald ein Liebling des Kreises, den sie vorfand und hatte den vollsten Anspruch darauf, denn sie war jederzeit gütig und hülfebereit. Erst in meinen alten Tagen ist mir der Sinn für ihre Superiorität aufgegangen. Als ich selber noch jung war, erschien mir vieles in ihrer Haltung, besonders meinem Vater gegenüber, zu hart und zu herbe, später indeß habe ich einsehen gelernt, wie richtig Alles war, was sie that, vor Allem auch

was sie nicht that, und beklage jetzt jeden gegen sie gehegten Zweifel. Sie war dem ganzen Rest der Familie, der damaligen wie der jetzigen, weit überlegen, nicht an sogenannten Gaben, aber an Charakter, auf den doch immer Alles ankommt. Ihre ganz südfranzösische Heftigkeit, die mitunter geradezu ängstliche Formen annahm, war vielleicht nicht immer zu billigen, aber doch schließlich nichts Andres, als eine beneidenswerthe Kraft, sich über Pflichtverletzung und unsinnige Lebensführung tief empören zu können und ich muß es als ein großes Unglück ansehen, daß diese mir jetzt klar zu Tage liegenden Vorzüge von uns allen zwar immer gewürdigt, aber in ihrem vollen Werth und Recht nie ganz erkannt wurden. Ich werde in Weiterem Vieles zu berichten haben, das diese Worte bestätigt.

Das schon erwähnte Pensionat, in das meine Mutter, achtzehn Jahre alt, eintrat, war das der Madam Lionnet und unter den verschiedenen Freundinnen, die sie hier fand, stand Louise Rogée obenan, damals schon eine sehr beliebte, fast gefeierte Schauspielerin, aber wie's scheint, in der Pension verblieben. Eines Tages hieß es, Louise Rogée habe sich verlobt und zwar mit einem jungen Architekten, dem ältesten Sohne des Kabinetssekretairs Pierre Barthélemy Fontane. Die Nachricht bestätigte

sich und auf einem der gelegentlichen Besuche, die Louise Rogée, jedesmal von einer Pensionsfreundin begleitet, im Hause ihres künftigen Schwiegervaters machte, lernte meine Mutter den zweiten Sohn Pierre Barthélemys kennen, — meinen Vater. Man fand rasch Gefallen an einander und da die Verhältnisse glücklich lagen, kam es sehr bald zur Verlobung und das Haus meines Großvaters sah auf kurze Zeit zwei Brautpaare unter seinem Dache.*)

Der Verlobung meines Vaters folgte das Staatsexamen, damals nicht viel mehr als eine Form, und an das glücklich bestandene Examen schloß sich, beinah unmittelbar, der Ankauf der Neu-Ruppiner Apotheke. Am 24. März, dem Geburtstage meines Vaters, war Hochzeit und drei Tage später traf das junge Paar in seiner neuen Heimath ein.

*) Nur auf kurze Zeit, denn noch im selben Jahre ging die Verlobung Louise Rogée's zurück, weil diese mittlerweile Karl von Holtei kennen gelernt hatte, dessen Gattin sie wurde. Mit ihrem ersten Verlobten, der sich neben der eminenten Holtei'schen Liebenswürdigkeit nicht zu behaupten wußte, würde sie wahrscheinlich glücklichere oder doch minder unglückliche Tage verlebt haben, aber das war damals nicht vorauszusehen und würde, wenn doch, muthmaßlich unbeachtet geblieben sein.

Zweites Kapitel.

Gascogne und Cevennen. Französische Vettern. Unsre Ruppiner Tage.

In ihrer Ruppiner Apotheke verlebten meine Eltern die ersten sieben Jahre ihrer Ehe, vorwiegend glückliche Jahre, trotzdem sich schon damals das zeigte, was dieses Glück früher oder später gefährden mußte. Von diesen sieben Jahren werde ich hier zu berichten haben; aber ehe ich zu Darstellung des Wenigen übergehe, was ich aus jener Zeit noch weiß, möchte ich, wozu mir das vorige Kapitel nicht Gelegenheit bot, hier noch Einiges über den französischen Ursprung meiner Eltern, über ihre Heimath und Abstammung sagen dürfen.

Nicht weit von der Rhonemündung, auf dem etwa zwischen Toulouse und Montpellier gelegenen Gebiet, stoßen von Westen her die Vorlande der Gascogne, von Norden und Osten her die Ausläufer der Cevennen zusammen und auf diesem ver-

hältnißmäßig kleinen Stück Erde, wahrscheinlich im jetzigen Departement Hérault oder doch an seiner Peripherie, waren meine Vorfahren, väterlicher- wie mütterlicherseits, zu Hause. Nächste Nachbarn also. Weil sich indessen auf diesem engen Raume zwei grundverschiedene Volksstämme berühren, so darf es nicht sonderlich überraschen, daß „mes ancêtres“, trotz räumlicher Nachbarschaft, dieser Stammesverschiedenheit entsprachen, eine Verschiedenheit, die, völlig unbeeinflußt durch die inzwischen erfolgte Verpflanzung in's Brandenburgische, sich auch noch in meinen Eltern zeigte: mein Vater war ein großer stattlicher Gascogner voll Bonhommie, dabei Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler, und als solcher, wenn ihm am wohlsten war, kleinen Gasconnaden nicht abhold; meine Mutter andrerseits war ein Kind der südlichen Cevennen, eine schlanke, zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtslos und ganz Charakter, aber, wie schon in dem Einleitungskapitel erzählt, von so großer Leidenschaftlichkeit, daß mein Vater, halb ernst- halb scherzhaft von ihr zu sagen liebte: „wäre sie im Lande geblieben, so tobten die Cevennenkriege noch.“

Dies paßte jedoch, wie gleich hier bemerkt werden mag, nur ganz allgemein auf ihr leiden-

Zweites Kapitel.

Gascogne und Cevennen. Französische Vettern. Unsre Ruppiner Tage.

In ihrer Ruppiner Apotheke verlebten meine Eltern die ersten sieben Jahre ihrer Ehe, vorwiegend glückliche Jahre, trotzdem sich schon damals das zeigte, was dieses Glück früher oder später gefährden mußte. Von diesen sieben Jahren werde ich hier zu berichten haben; aber ehe ich zu Darstellung des Wenigen übergehe, was ich aus jener Zeit noch weiß, möchte ich, wozu mir das vorige Kapitel nicht Gelegenheit bot, hier noch Einiges über den französischen Ursprung meiner Eltern, über ihre Heimath und Abstammung sagen dürfen.

Nicht weit von der Rhonemündung, auf dem etwa zwischen Toulouse und Montpellier gelegenen Gebiet, stoßen von Westen her die Vorlande der Gascogne, von Norden und Osten her die Ausläufer der Cevennen zusammen und auf diesem ver-

hältnißmäßig kleinen Stück Erde, wahrscheinlich im jetzigen Departement Hérault oder doch an seiner Peripherie, waren meine Vorfahren, väterlicher- wie mütterlicherseits, zu Hause. Nächste Nachbarn also. Weil sich indessen auf diesem engen Raume zwei grundverschiedene Volksstämme berühren, so darf es nicht sonderlich überraschen, daß „mes ancêtres“, trotz räumlicher Nachbarschaft, dieser Stammesverschiedenheit entsprachen, eine Verschiedenheit, die, völlig unbeeinflußt durch die inzwischen erfolgte Verpflanzung in's Brandenburgische, sich auch noch in meinen Eltern zeigte: mein Vater war ein großer stattlicher Gascogner voll Bonhommie, dabei Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler, und als solcher, wenn ihm am wohlsten war, kleinen Gasconnaden nicht abhold; meine Mutter andrerseits war ein Kind der südlichen Cevennen, eine schlanke, zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtslos und ganz Charakter, aber, wie schon in dem Einleitungskapitel erzählt, von so großer Leidenschaftlichkeit, daß mein Vater, halb ernst- halb scherzhaft von ihr zu sagen liebte: „wäre sie im Lande geblieben, so tobten die Cevennenkriege noch.“

Dies paßte jedoch, wie gleich hier bemerkt werden mag, nur ganz allgemein auf ihr leiden-

schaftliches Temperament, nicht etwa auf ihren Religionseifer. Von diesem hatte sie keine Spur, war vielmehr eminent ein Kind der Aufklärungszeit, in der sie geboren, trotzdem sie, weil sie das Genferthum für vornehmer hielt, mit einem gewissen Nachdruck versicherte: „wir sind reformirt."

Gascogne und Cevennen lagen für meine Eltern, als sie geboren wurden, schon um mehr als hundert Jahre zurück, aber die Beziehungen zu Frankreich hatten Beide, wenn nicht in ihrem Herzen, so doch in ihrer Phantasie, nie ganz aufgegeben. Sie repräsentirten noch den unverfälschten Colonistenstolz. Weil sie aber stark empfinden mochten, daß mit ihren nachweisbaren Ahnen, die bei den Fontane's als Zinngießer, potiers d'etain, bei den Labrys als Strumpfwirker, faiseurs de bas, feststanden, nicht viel Staat zu machen sei, so ließen sie die amtlich geführte, kolonistische Stammtafel fallen und suchten statt dessen, auf gut Glück, nach vornehmen französischen Vetterschaften, also nach einem wirklichen oder eingebildeten Familienanhang, der, in der alten Heimath zurückgeblieben, sich mittlerweile zu Ruhm und Ansehn emporgearbeitet hatte.

Mein Vater hatte es darin leichter als meine Mutter, weil er wenigstens innerhalb seines Namens bleiben konnte. Zu Paris lebte nämlich, bis

in die zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts, Louis de Fontanes, ſeinerzeit Großmeiſter der Univerſität und Unterrichtsminiſter, der, unter Napoleon, bei den verſchiedenſten feierlichen Gelegenheiten, immer die großen Caſualreden gehalten hatte, ein ſehr kluger, ſehr feiner, ſehr vornehmer Herr, deſſen Familie, wie man in allen Büchern nachleſen konnte, wirklich im ſüdlichen Frankreich, wenn auch nicht zwiſchen Toulouſe und Montpellier zu Hauſe war. Dieſer wurde nun ohne Weiteres als Vetter erklärt, wobei der Umſtand, daß er ſich mit einem „s“ ſchrieb, als beſondrer und ausſchlaggebender Beweis der Familienzugehörigkeit angeſehen wurde. Unſre Familie wußte nämlich aus Tradition, daß auch mein Großvater, der Cabinetsſekretair der Königin, ſich, bis etwa zu Beginn des Jahrhunderts, „Fontanes“ geſchrieben und dann erſt, aus unaufgeklärtem Grunde, das „s“ weggelaſſen habe. Dieſe Tradition wurde durch allerhand Schriftſtücke beſtätigt, mein Vater aber ging weiter und nahm, weil es ihm ſo paßte, den durch die Schriftſtücke geführten Beweis des Nebenſächlichen zugleich als Beweis für die Hauptſache, mit andern Worten, die bewieſene Namensvetterſchaft als bewieſene Blutsverwandtſchaft. Was übrigens als ein glänzender Coup gelten konnte. Denn hätten wir

noch „Fontanes“ geheißen, wodurch wir dem Großmeiſter, wenn auch nicht um viel, ſo doch immerhin um ein „s“ näher gekommen wären, ſo wäre der den Reſt der Sache mit einſchmuggelnde Nebenbeweis von vornherein weggefallen.*)

Daß mein Vater ſolche Phantaſie-Beziehungen pflegte, durfte nicht Wunder nehmen; er war, wie ſchon oben kurz angedeutet, durch ſein ganzes Leben hin der Typus eines humoriſtiſchen Viſionairs und

*) Durch einen Nebenſächlichkeitsbeweis die Hauptſache beweiſen zu wollen, dafür mag aus meinen Erlebniſſen hier noch Folgendes als ein glänzendes Beiſpiel dienen. Ein Freund von mir beſaß eine etwa anderthalb Fuß hohe Terracotta-Statuette, hübſche Arbeit, die einige für das von Michel Angelo perſönlich herrührende Modell zum „Moſes“ hielten, während dies von Andern beſtritten wurde. Nun befand ſich an einer Stelle der Figur, ein ſcharf in die Terracottamaſſe abgedruckter Finger, derart ſcharf, daß die kleinen Rinnen und Rillen der Haut ganz deutlich erkennbar waren. Als es nun die Echtheit zu beweiſen galt, ſagte mein Freund: „Es kann kein Zweifel ſein; Sie ſehen hier ganz deutlich den Finger.“ Das war auch richtig; man ſah den Finger, man ſah nur nicht, daß es der Michel Angelo'ſche Finger war. Trotzdem hab' ich es, zunächſt an mir ſelbſt, dann aber auch an Andern erlebt, daß dieſer Beweis momentan für voll angeſehn wurde. Ja, der Beſitzer ſelber war, als er das erſte Mal auf den Fingerabdruck hinwies, durchaus bona fide dabei verfahren und ſetzte erſt ſpäter dieſe Art von Beweisführung als Spiel und Jocoſum fort.

erging sich gern in mitunter grotesken Ausmalungen, über die er dann auch wieder zu lachen verstand. Aber daß meine ganz auf Verständigkeit und beinah Nüchternheit gestellte Mutter, ihm in Allem, was alt-französische Verwandtschaft anging, nicht blos nacheiferte, sondern ihn darin wo möglich noch übertrumpfte, das durfte füglich überraschen. Es war das einer jener halb räthselhaften Widersprüche, wie sie sich in jeder Menschennatur vorfinden. Indessen, worin immer auch der Grund gesucht und gefunden werden möge, Thatsache bleibt es, daß sich meine Mutter — die, wenn dies Thema zur Verhandlung kam, selbst den sonst so gefeierten „Onkel Mumme" fallen ließ — für ganz nahe verwandt mit dem Cardinal Fesch hielt, der, bis zur Wiederherstellung des bourbonischen Königthums, Erzbischof von Lyon war. Cardinal Fesch, geboren zu Ajaccio und erst 1839 in Rom gestorben, war der Stiefbruder der Lätitia Bonaparte, also nicht mehr und nicht weniger als der Onkel Napoleon's, durch dessen Beistand er denn auch seine große Laufbahn machte. Mit Hülfe welcher Ueberlieferung es meiner Mutter gelungen war, diese vornehme Verwandtschaft festzustellen, habe ich nie in Erfahrung gebracht; ich weiß nur, daß es ein Schauspiel für Götter war, wenn wir, selbst

noch „Fontanes“ geheißen, wodurch wir dem Großmeister, wenn auch nicht um viel, so doch immerhin um ein „s“ näher gekommen wären, so wäre der den Rest der Sache mit einschmuggelnde Nebenbeweis von vornherein weggefallen.*)

Daß mein Vater solche Phantasie-Beziehungen pflegte, durfte nicht Wunder nehmen; er war, wie schon oben kurz angedeutet, durch sein ganzes Leben hin der Typus eines humoristischen Visionairs und

*) Durch einen Nebensächlichkeitsbeweis die Hauptsache beweisen zu wollen, dafür mag aus meinen Erlebnissen hier noch Folgendes als ein glänzendes Beispiel dienen. Ein Freund von mir besaß eine etwa anderthalb Fuß hohe Terracotta-Statuette, hübsche Arbeit, die einige für das von Michel Angelo persönlich herrührende Modell zum „Moses“ hielten, während dies von Andern bestritten wurde. Nun befand sich an einer Stelle der Figur, ein scharf in die Terracottamasse abgedruckter Finger, derart scharf, daß die kleinen Rinnen und Rillen der Haut ganz deutlich erkennbar waren. Als es nun die Echtheit zu beweisen galt, sagte mein Freund: „Es kann kein Zweifel sein; Sie sehen hier ganz deutlich den Finger.“ Das war auch richtig; man sah den Finger, man sah nur nicht, daß es der Michel Angelo'sche Finger war. Trotzdem hab' ich es, zunächst an mir selbst, dann aber auch an Andern erlebt, daß dieser Beweis momentan für voll angesehn wurde. Ja, der Besitzer selber war, als er das erste Mal auf den Fingerabdruck hinwies, durchaus bona fide dabei verfahren und setzte erst später diese Art von Beweisführung als Spiel und Jocosum fort.

erging sich gern in mitunter grotesken Ausmalungen, über die er dann auch wieder zu lachen verstand. Aber daß meine ganz auf Verständigkeit und beinah Nüchternheit gestellte Mutter, ihm in Allem, was alt-französische Verwandtschaft anging, nicht blos nacheiferte, sondern ihn darin wo möglich noch übertrumpfte, das durfte füglich überraschen. Es war das einer jener halb räthselhaften Widersprüche, wie sie sich in jeder Menschennatur vorfinden. Indessen, worin immer auch der Grund gesucht und gefunden werden möge, Thatsache bleibt es, daß sich meine Mutter — die, wenn dies Thema zur Verhandlung kam, selbst den sonst so gefeierten „Onkel Mumme" fallen ließ — für ganz nahe verwandt mit dem Cardinal Fesch hielt, der, bis zur Wiederherstellung des bourbonischen Königthums, Erzbischof von Lyon war. Cardinal Fesch, geboren zu Ajaccio und erst 1839 in Rom gestorben, war der Stiefbruder der Lätitia Bonaparte, also nicht mehr und nicht weniger als der Onkel Napoleon's, durch dessen Beistand er denn auch seine große Laufbahn machte. Mit Hülfe welcher Ueberlieferung es meiner Mutter gelungen war, diese vornehme Verwandtschaft festzustellen, habe ich nie in Erfahrung gebracht; ich weiß nur, daß es ein Schauspiel für Götter war, wenn wir, selbst

noch in späteren Lebensjahren, beide Eltern, wie auf den meisten andern Gebieten, so auch auf diesem, sich mehr oder weniger ernsthaft befehden sahen, gewöhnlich unter voraufgehender Feststellung der Rangverhältnisse zwischen einem Großmeister der Universität und einem Cardinal-Erzbischof. Daß wir Kinder dem allem sehr kritisch gegenüber standen, braucht nicht erst versichert zu werden.

* * *

Ich fahre nun in meiner eigentlichen Erzählung fort.

Am 27. März 1819 waren meine Eltern in Ruppin eingetroffen, am 30. December selbigen Jahres wurde ich daselbst geboren. Es war für meine Mutter auf Leben und Sterben, weshalb sie, wenn man ihr vorwarf, sie bevorzuge mich, einfach antwortete „er ist mir auch am schwersten geworden." In dieser bevorzugten Stellung blieb ich lange, bis, nach achtzehn Jahren, ein Spätling, meine jüngste Schwester, geboren wurde, bei der ich Pathe war und sie sogar über die Taufe hielt. Das war eine große Ehre für mich, ging aber mit meiner Dethronisirung durch eben diese Schwester Hand in Hand. Als jüngstes Kind rückte sie selbstverständlich sehr bald in die Lieblingsstellung ein.

Oſtern 1819 hatte mein Vater die Neu-Ruppiner Löwenapotheke in ſeinen Beſitz gebracht, Oſtern 1826, nachdem noch drei von meinen vier Geſchwiſtern an eben dieſer Stelle geboren waren, gab er dieſen Beſitz wieder auf. Dieſer frühe Wiederverkauf des erſt wenige Jahre zuvor unter den günſtigſten Bedingungen, man konnte ſagen „für ein Butterbrod“ erſtandenen Geſchäfts, wurde ſpäter, wenn das Geſpräch drauf kam, immer als verhängnißvoll für meinen Vater und die ganze Familie bezeichnet. Aber mit Unrecht. Das „Verhängnißvolle“, das ſich viele Jahre danach — glücklicherweiſe auch da noch in erträglicher Form, denn mein Papa war eigentlich ein Glückskind — einſtellte, lag nicht in dem Einzelakte dieſes Verkaufs, ſondern in dem Charakter meines Vaters, der immer mehr ausgab, als er einnahm, und von dieſer Gewohnheit, auch wenn er in Ruppin geblieben wäre, nicht abgelaſſen haben würde. Das hat er mir, als er alt und ich nicht mehr jung war, mit der ihm eigenen Offenheit viele, viele Male zugeſtanden. „Ich war noch ein halber Junge, als ich mich verheirathete“, ſo hieß es dann wohl, „und aus meiner zu frühen Selbſtſtändigkeit erklärt ſich Alles.“ Ob er darin recht hatte, mag dahin geſtellt ſein. Er war überhaupt eine ganz ungeſchäftliche Natur, nahm ihm vor-

ſchwebende Glücksfälle für Thatſachen und überließ ſich, ohne ſeiner auch in beſten Zeiten doch immer nur beſcheidenen Mittel zu gedenken, der Pflege „nobler Paſſionen“. Er begann mit Pferd und Wagen, ging aber bald zur Spielpaſſion über und verſpielte, während der ſieben Jahre von 1819 bis 26, ein kleines Vermögen. Der Hauptgewinner war ein benachbarter Rittergutsbeſitzer. Als mir dreißig Jahre ſpäter der Sohn dieſes Rittergutsbeſitzers eine kleine Summe Geld lieh, ſagte mein Vater: „das ſtecke nur ruhig ein, ſein Vater hat mir ganz allmälig zehntauſend Thaler in Whiſt en trois abgenommen.“ Vielleicht war dieſe Zahl zu hoch gegriffen, aber wie's damit auch ſtehen mochte, die Summe war jedenfalls bedeutend genug, um ſein Credit und Debet außer Balance zu bringen und ihn, neben Andrem, auch zu einem ſehr ſäumigen Zinszahler zu machen. Dies wäre nun, unter gewöhnlichen Verhältniſſen, wo man etwa zu Hypotheken-Einſchreibungen und Aehnlichem hätte greifen können, eine Zeitlang ganz ertragbar geweſen; zum Unglück aber traf es ſich ſo, daß meines Vaters Hauptgläubiger ſein eigner Vater war, der nun Gelegenheit nahm, ſeinem nur zu berechtigten Unmuthe, ſei's in Briefen, ſei's bei perſönlichen Zuſammenkünften, Ausdruck zu geben. Das Bedrückliche der Situation

zu steigern, sahen sich diese Vorwürfe durch meine ganz auf schwiegervätterlicher Seite stehende Mutter unterstützt, bez. verdoppelt. Kurzum, je weiter die Sache gedieh, je mehr gerieth mein Vater zwischen zwei Feuer und lediglich um aus dieser sein Selbstgefühl beständig verletzenden Lage herauszukommen, entschloß er sich zum Verkauf eines Besitzthums, dessen besondere Ertragsfähigkeit ihm, trotzdem er das Gegentheil von einem Geschäftsmanne war, so gut wie jedem Anderen einleuchtete. Seine ganze Rechnung dabei stellte sich überhaupt — wenigstens zunächst und von seinem Standpunkte aus angesehen — als durchaus richtig und vortheilhaft heraus. Er erhielt nämlich beim Verkauf der Apotheke das Doppelte von dem, was er seinerzeit gezahlt hatte und sah sich dadurch mit einem Mal in der Lage, seine Gläubiger, die zugleich seine Ankläger waren, zufrieden stellen zu können. Das geschah denn auch. Er zahlte seinem Vater die vorgeschossene Summe zurück, fragte seine Frau, halb scherzhaft, halb spöttisch, ob sie ihr Vermögen vielleicht „sicherer und vortheilhafter" anlegen wolle und erreichte dadurch das, wonach er sich sieben Jahre lang gesehnt hatte: Freiheit und Selbständigkeit. Aller lästigen Bevormundung überhoben, war er plötzlich so weit, „sich nichts mehr sagen lassen zu müssen." Und

das war recht eigentlich der Punkt, um den sich's sein Lebelang für ihn handelte. Danach dürstete er von Jugend an bis in sein Alter, weil er's aber nicht gut einzurichten verstand, so ist er zu dieser ersehnten Freiheit und Selbstständigkeit immer nur tag- und wochenweise gekommen. Er war, um einen seiner Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, beständig in der „Bredouille", sah sich finanziell immer beunruhigt und gedachte deshalb der nun anbrechenden, zwischen Ostern 1826 und Johanni 1827 liegenden kurzen Epoche, bis zu seinem Lebensausgange mit besonderer Vorliebe. Denn es war die einzige Zeit für ihn gewesen, wo die „Bredouille" geruht hatte.

Über dieses fünfvierteljährige glückliche Interim habe ich zunächst zu berichten.

Wir verlebten diese Zwischenzeit in einer in Nähe des Rheinsberger Thores gelegenen Miethswohnung, einer geräumigen aus einer ganzen Flucht von Zimmern bestehenden Bel-Etage. Beide Eltern waren denn auch, was häusliche Bequemlichkeit angeht, mit dem Tausche leidlich zufrieden, ebenso die Geschwister, die für ihre Spiele Platz die Hülle und Fülle hatten. Nur ich konnte mich nicht zufrieden fühlen und habe das Miethshaus bis diesen Tag in schlechter Erinnerung. Es war nämlich ein

Schlächterhaus, was nie mein Geſchmack war. Durch den langen dunklen Hof hin, zog ſich eine Rinne, drinn immer Blut ſtand, während am Ende des einen Seitenflügels, an einer ſchräg geſtellten breiten Leiter, ein in der Nacht vorher geſchlachtetes Rind hing. Glücklicherweiſe war ich nie Zeuge der entſprechenden Vorgänge, mit Ausnahme der Schweineſchlachtung. Da ließ ſich's mitunter nicht vermeiden. Ein Tag iſt mir noch deutlich im Gedächtniß. Ich ſtand auf dem Hausflur und ſah, durch die offenſtehende Hinterthür, auf den Hof hinaus, wo gerade verſchiedene Perſonen, quer ausgeſtreckt, über dem ſchreienden Thier lagen. Ich war vor Entſetzen wie gebannt und als die Lähmung endlich gewichen war, machte ich, daß ich fortkam und lief, die Straße hinunter, durch's Thor auf den „Weinberg" zu, ein bevorzugtes Vergnügungslokal der Ruppiner. Ehe ich aber daſelbſt ankam, nahm ich, um zu verſchnaufen, eine Raſt auf einem niedrigen Erdhügel. Den ganzen Vormittag war ich fort. Bei Tiſche hieß es dann: „Um Himmelswillen, Junge, wo warſt Du denn ſo lange?" Ich erzählte nun ehrlich, daß ich vor dem Anblick unten auf dem Hofe die Flucht ergriffen und auf halbem Wege nach dem Weinberge hin, auf einem Erdhügel geraſtet und meinen Rücken an einen zerbröckelten Pfeiler gelehnt

hätte. „Da haſt Du ja ganz gemüthlich auf dem Galgenberge geſeſſen“ lachte mein Vater. Mir aber war, als lege ſich mir ſchon der Strick um den Hals und ich bat von Tiſch aufſtehen zu dürfen.

Um eben dieſe Zeit kam ich in die Klippſchule, was nur in der Ordnung war, denn ich ging in mein ſiebentes Jahr. Der Lehrer, der Gerber hieß, machte von ſeinem Namen weiter keinen Gebrauch und war überhaupt ſehr gut. Ich zeigte mich auch gelehrig und machte Fortſchritte; meine Mutter hielt es aber doch für ihre Pflicht, hier und da, namentlich im Leſen, nachzuhelfen und ſo ſtand ich jeden Nachmittag an ihrem kleinen Nähtiſch und las ihr aus dem „Brandenburgiſchen Kinderfreund“, einem guten Buche mit nur leider furchtbaren Bildern, allerlei kleine Geſchichtchen vor. Ich machte das wahrſcheinlich ganz erträglich, denn gut leſen und ſchreiben können, beiläufig etwas im Leben ſehr Wichtiges, iſt eine Art Erbgut in der Familie; meine Mutter war aber nicht leicht zufrieden zu ſtellen und ging außerdem davon aus, daß loben und anerkennen den Charakter verdürbe, was ich übrigens auch heute noch nicht für richtig halte. Bei dem kleinſten Fehler zeigte ſie die „raſche Hand“, über die ſie überhaupt verfügte. Von Laune war dabei keine Rede, ſie verfuhr vielmehr lediglich nach dem

Principe, „nur nicht weichlich.“ Ein Schlag zuviel konnte nie ſchaden und ergab ſich, daß ich ihn eigentlich nicht verdient hatte, ſo galt er als Ausgleich für all die Dummheiten, die nur zufällig nicht zur Entdeckung gekommen waren. „Nur nicht weichlich.“ Dies iſt gewiß ein ſehr guter Grundſatz und ich mag ihn nicht tadeln, trotzdem er mir nichts geholfen und zu meiner Abhärtung nichts beigetragen hat; aber wie man ſich auch dazu ſtellen möge, meine Mutter ging im Hartanfaſſen dann und wann etwas zu weit. Ich hatte lange blonde Locken, weniger zu meiner eigenen, als zu meiner Mutter Freude, denn um dieſe Locken in ihrer angeblichen Schönheit zu erhalten, wurde ich den andauernbſten und gelegentlich ſchmerzhafteſten Kämmproceduren unterworfen, dem Kämmen mit dem ſogenannten engen Kamm. Wäre ich damals aufgefordert worden mittelalterliche Marterwerkzeuge zu nennen, ſo hätte der „enge Kamm“ mit obenan geſtanden. Eh nicht Blut kam, eh war die Sache nicht vorbei; andren Tages wurde die kaum geheilte Stelle wieder mit verdächtigem Auge angeſehn und ſo folgte der einen Quälerei die andre. Freilich, wenn ich, was möglich, es dieſer Procedur verdanken ſollte, daß ich immer noch einen beſcheidenen Beſtand von Haar habe, ſo habe ich nicht umſonſt ge-

litten und bitte reumüthig ab. Neben dieſer ſorglichen Behandlung der Kopfhaut, ſtand eine gleich fürſorgliche Behandlung des Teint. Aber auch dieſe Fürſorge lief auf Anwendung zu ſcharf einſchneidender Mittel hinaus. Wenn bei Oſtwind oder ſtarker Sonnenhitze die Haut aufſprang, hatte meine Mutter das unfehlbare Heilmittel der Citronenſcheibe zur Hand. Es half auch immer. Aber Coldcream oder Aehnliches wäre mir doch lieber geweſen und hätt es wohl auch gethan. Uebrigens verfuhr die Mama mit gleicher Unerbittlichkeit gegen ſich ſelbſt und wer muthig in die Schlacht vorangeht, darf auch Nachfolge fordern.

Ich wurde, wie ſchon erwähnt, während der Zeit, wo wir die Miethswohnung inne hatten ſieben Jahr alt, gerade alt genug, um allerlei zu behalten, weiß aber doch herzlich wenig aus jener Zeit. Nur zweier Ereigniſſe erinnere ich mich, wobei wahrſcheinlich eine ſtarke Farbenwirkung auf mein Auge, mein Gedächtniß unterſtützte. Das eine dieſer Ereigniſſe war ein großes Feuer, bei dem die vor dem Rheinsberger Thore gelegenen Scheunen abbrannten. Es war aber, wie ich gleich vorweg zu bemerken habe, nicht der Scheunenbrand ſelbſt, der ſich mir einprägte, ſondern eine ſich unmittelbar vor meinen Augen abſpielende Scene, zu der das Feuer,

dessen Schein ich nicht mal sah, nur die zufällige Veranlassung gab. Meine Eltern befanden sich an jenem Tage auf einem kleinen Diner, ganz am entgegengesetzten Ende der Stadt. Als die Tischgesellschaft von der Nachricht, daß alle Scheunen in Feuer stünden, überrascht wurde, stand es für meine Mutter, die eine sehr nervöse Frau war, sofort fest, daß ihre Kinder mit verbrennen müßten oder mindestens in schwerer Lebensgefahr schwebten und von dieser Vorstellung ganz und gar beherrscht, stürzte sie, von der Tafel fort, die lange Friedrich-wilhelmsstraße hinunter und trat ohne Hut und Mantel und das Haar von dem stürmisch eiligen Gange halb aufgelöst, in das große Frontzimmer unserer Wohnung, darin wir, aus den Betten geholt und mit Decken zugedeckt, schon auf Kissen und Fußbänken umhersaßen. Unserer ansichtig werdend, schrie sie vor Glück und Freude laut auf und brach dann ohnmächtig zusammen. Als im nächsten Augenblicke verschiedene Personen, darunter auch die Wirthsleute, mit Lichtern in der Hand herzukamen, empfing das Gesammtbild, das das Zimmer darbot, eine grelle Beleuchtung, am meisten das dunkelrothe Brokatkleid meiner Mutter, und das schwarze Haar das darüber fiel, und dies Roth und Schwarz und die flackernden

Lichter drum herum, das alles blieb mir bis dieſe Stunde.

Das andre Bild, oder ſag' ich lieber die zweite kleine Geſchichte, die mir noch im Gedächtniß lebt, entbehrte durchaus des Dramatiſchen, aber die Farbe kam mir auch dabei zur Hülfe. Nur daß es Gelb war ſtatt Roth. Leider muß ich bei dieſer zweiten kleinen Geſchichte ziemlich weit ausholen. Mein Vater machte während des Interimsjahres öfters Reiſen nach Berlin. Einmal, es mochte Monat Oktober ſein und das Abendroth ſchimmerte ſchon zwiſchen den Bäumen des Stadtwalls, ſtand ich unten in unſrem Thorweg und ſah meinem Vater zu, der ſich eben die Fahrhandſchuhe mit einem gewiſſen Aplomb anzog, um dann mit einem Ruck auf den Vorderſitz ſeines kleinen Kaleſchwagens hinaufzuſteigen. Auch meine Mutter war da. „Der Junge könnte eigentlich mitfahren", ſagte mein Vater. Ich horchte hoch auf, beglückt in meiner kleinen Seele, die ſchon damals nach Allem, was einen etwas aparten und das nächtlich Schauerliche ſtreifenden Charakter hatte, begierig verlangte. Meine Mutter ſtimmte meines Vaters Vorſchlage ſofort zu, was ich mir nur ſo deuten kann, daß ſie von ihrem Lieblingskinde mit den ſchönen blonden Locken einen guten Eindruck auf

den Großvater, zu dem die Reiſe ging, erwartete. „Gut," ſagte ſie, „nimm den Jungen mit. Ich will ihm aber erſt einen warmen Rock überziehen". — „Nicht nöthig; ich ſtecke ihn in den Fußſack". Und wirklich, ich wurde hinaufgereicht und wie ich da ging und ſtand in den Fußſack geſteckt, der vorn auf dem Wagen lag, alles offen, nicht einmal eine Ledertrommel darüber ausgeſpannt. Kam ein Stein, oder gab's einen Stoß, ſo konnte ich mit Bequemlichkeit herausfliegen. Aber dieſe Vorſtellung ſtörte meine Freude keinen Augenblick. In raſchem Trabe ging es über Alt-Ruppin auf Cremmen zu, und lange bevor wir dieſes, das ungefähr halber Weg war, erreicht hatten, zogen die Sterne herauf und wurden immer heller und blitzender. Entzückt ſah ich in die Pracht und kein Schlaf kam in meine Augen. Ich bin nie wieder ſo gefahren; mir war als reiſten wir in den Himmel. Gegen acht Uhr früh hielt unſer Gefährt vor dem Hauſe meines Großvaters, der es, was hier noch eingeſchaltet werden mag, mit Hülfe dreier, in guten Abſtänden geheiratheter Frauen, erſt vom Zeichenlehrer zum Cabinetsſekretär und ganz zuletzt, was noch wichtiger, ſogar zum gutſituirten Berliner Hausbeſitzer gebracht hatte, freilich nur in der Kleinen Hamburger Straße. Seinen Söhnen und Enkeln iſt die

ſich hierin ausſprechende Lebekunſt verloren gegangen.

Wir ſtiegen nun treppauf und traten ein. Was uns empfing, war zunächſt ein anheimelndes Idyll. Pierre Barthélemy und ſeine dritte Frau — übrigens eine vorzügliche Dame, die ich ſpäter noch ſehr verehren lernte — ſaßen gerade beim Frühſtück. Alles war höchſt mollig. Ein Meißener Service ſtand auf dem Tiſch und zwiſchen den Taſſen und Kannen bemerkte ich einen ebenfalls blau und weiß gemuſterten Korb von zierlich durchbrochener Arbeit, mit Berliner Milchbroden darin. Die waren damals natürlich anders als jetzt, viel größer und von kreisrunder Form, dabei hell gebacken und doch knusperig. Ueber dem Sopha hing ein großes, ganz vor Kurzem erſt von der Hand Profeſſor Wach's gemaltes Ölbild des Großvaters. Es war ſehr gut und lebensvoll, aber ich hätte den ausdrucksvollen Kopf und vielleicht die ganze Beſuchsſcene vergeſſen, wenn nicht die ſchwarz- und ſchwefelgelb geſtreifte Weſte geweſen wäre, die Pierre Barthélemy, wie ich ſpäter erfuhr, gewohnheitsmäßig trug und die auch, dem entſprechend, einen weſentlichen Theil des ihm zu Häupten hängenden Bildes ausmachte. Wir nahmen ſelbſtverſtändlich an dem Frühſtück theil und die Großeltern,

fein geſchulte Leute, ließen nicht allzuviel davon merken, daß ihnen der ganze Beſuch, mit ſeinen vorausſichtlich geſchäftlichen Auseinanderſetzungen, eigentlich eine Störung war. Aber, freilich, von Zärtlichkeit gegen mich war den ganzen Tag über keine Rede, ſo daß ich herzlich froh war, als es am Abend wieder nach Hauſe ging. Erſt viel ſpäter iſt mir klar geworden, daß die Nüchternheit, der ich begegnete, nicht mir armen Kinde, ſondern, wie ſchon angedeutet, meinem Vater galt. Ich mußte nur mit leiden. Der äußerſten Solidität des Großvaters war der ſichere, lebemänniſche Ton ſeines Sohnes, der ſich, durch ſeinen glücklichen Verkaufscoup, mit einem Male ſelbſtſtändig und als Mann von Vermögen fühlte, derart unbequem und bedrücklich, daß meine blonden Locken, auf deren Eindruck meine Mutter ſo ſicher gerechnet hatte, ganz und gar verſagten.

Ich bemerkte ſchon, daß ſolche Ausflüge nach Berlin damals öfters ſtattfanden, aber noch häufiger waren Reiſen in die Provinz, weil es meinem Vater oblag, ſich nach einem neuen Apothekenbeſitz umzuthun. Wär' es nach ihm gegangen, ſo hätte er dieſen Zuſtand der Dinge wohl nie geändert und das Interim in Permanenz erklärt; denn er hatte, während ihm die Spielpaſſion eigentlich nur durch

den Wunsch, die Zeit hinzubringen, aufgedrungen war, eine ganz aufrichtige Passion für Pferd und Wagen und sein Lebelang in der Welt umherzukutschieren, immer auf der Suche nach einer Apotheke, ohne diese je finden zu können, wäre wohl eigentlich sein Ideal gewesen. Er sah aber freilich ein, daß das unmöglich sei — wenige Reisejahre würden sein Vermögen aufgezehrt haben — und so war er denn nur beflissen, sich, weil's ihm so paßte, vor Ankaufs-Uebereilungen zu bewahren. Je kritischer er verfuhr, je länger konnte er seine Fahrten fortsetzen und seinem geliebten Schimmel, einem übrigens reizenden Thiere, jeden Abend ein neues Quartier bereiten. Ich sage seinem Schimmel, denn ein gutes Quartier für diesen lag ihm mehr am Herzen, als sein eignes. Dreiviertel Jahre, bis Weihnachten 26, ist er denn auch vielfach, um nicht zu sagen meistens, unterwegs gewesen und zwar auf einem ziemlich umfangreichen Gebiete, das, außer der Provinz Brandenburg, auch noch Sachsen, Thüringen und zuletzt Pommern umschloß. Diese Reisezeit war später ein bevorzugter Unterhaltungsstoff beider Eltern, auch meiner Mutter, die sich sonst ziemlich ablehnend gegen die Lieblingsthemata meines Vaters verhielt. Daß sie hier einen Ausnahmefall eintreten ließ, hatte zum Theil seinen Grund darin, daß

mein Vater, in dieser seiner Reisezeit, viele an seine junge Frau gerichtete „Liebesbriefe“ geschrieben hatte, die nun als solche zu persiflieren, zeitlebens ein Hauptvergnügen meiner Mutter war. „Ihr müßt nämlich wissen, Kinder“, so hieß es dann wohl, „ich habe noch eures Vaters Liebesbriefe, so 'was Hübsches hebt man sich eben auf, und einen kann ich sogar auswendig, wenigstens den Anfang. Dieser eine kam aus Eisleben und darin schrieb er mir: „‚Ich bin hier heute Nachmittag angekommen und habe ein recht gutes Quartier gefunden. Auch für den Schimmel, der sich vorn etwas gedrückt hat. Aber davon will ich Dir heute nicht schreiben, sondern nur davon, daß dies der Ort ist, wo Martin Luther am 10. November 1483 geboren wurde, neun Jahre vor der Entdeckung von Amerika‘‘ ... „Da habt Ihr euren Vater als Liebhaber. Ihr seht, er hätte einen Briefsteller herausgeben können“.

Dies alles war seitens meiner Mutter nicht blos ziemlich ernsthaft, sondern leider auch bitter gemeint; sie litt darunter, daß mein Vater, so sehr er sie liebte, von Zärtlichkeitsallüren auch nie eine Spur gehabt hatte.

Das Reisen dauerte dreiviertel Jahr und ging zuletzt in östlicher Richtung auf die Odermündung

zu. Kurz vor Weihnachten fuhr er mit der Fahrpost, weil ihm sein Schimmel zu Schade für die Winterstrapazen sein mochte, nach Swinemünde, das er bei 26 Grad Kälte erreichte. Der Cognac in seiner Flasche war zu einem Eisklumpen gefroren. Desto wärmer empfing ihn die verwittwete Frau Geisler, die, weil ihr das Jahr vorher der Mann gestorben war, ihre Apotheke so schnell wie möglich zu verkaufen wünschte. Dazu kam es denn auch. In dem, diesen Geschäftsabschluß anmeldenden Briefe hieß es: „Wir haben nun eine neue Heimath, die Provinz Pommern, Pommern, von dem man vielfach falsche Vorstellungen hat; denn es ist eigentlich eine Prachtprovinz und viel reicher als die Mark. Und wo die Leute reich sind, lebt es sich auch am Besten. Swinemünde selbst ist zwar ungepflastert, aber Sand ist besser als schlechtes Pflaster, wo die Pferde ewig 'was am Spann haben. Freilich ist noch ein halbes Jahr bis zur Uebergabe, was ich beklage. Man muß doch wieder etwas thun, wieder eine Beschäftigung haben."

Drei Tage nach Eingang dieses Briefes, war er selber wieder da. Wir wurden verschlafen aus den Betten geholt und mußten uns freuen, daß es nach Swinemünde gehe.

Mir klang das Wort blos befremdlich.

Drittes Kapitel.

Unſere Ueberſiedlung nach Swinemünde. Ankunft daſelbſt.

Das halbe Jahr bis zur Uebernahme des neuen Geſchäfts verging langſam, aber es verging. Etwa Ende Mai begann das Verpacken und Aufladen unſeres inzwiſchen durch den Tod des Großvaters vermehrten Mobiliarvermögens und als vier Wochen ſpäter die Nachricht kam, daß Alles glücklich in der neuen Heimath angelangt ſei, brachen wir am Johannistage 1827 auf, um ſelber die Reiſe dorthin zu machen. Meine Mutter war nicht mit dabei, ſie hatte ſich Mitte Juni nach Berlin begeben, um ſich daſelbſt einer Nervenkur bei dem damals berühmteſten Arzte, dem Geheimrath Horn, zu unterziehn. Horn empfahl ihr das, was noch heute empfohlen wird. „Verpflegen Sie ſich gut, meine verehrte Frau (man ſagte damals, in bürgerlichen Kreiſen, noch nicht „meine gnädige Frau“) und

ſuchen Sie ſich unangenehmen Eindrücken nach Möglichkeit zu entziehn.“ Und gerade ſo wie jetzt, dieſer ärztliche Rath half auch, ſo lange es möglich war, ihm nachzukommen. In Berlin, unter den dort lebenden Freundinnen aus der Lionnet'ſchen Penſion, hatte ſich das thun laſſen; als meine Mutter aber, etliche Wochen ſpäter, in Swinemünde eintraf und vieles anders fand, als ſie wünſchte, war es mit „Vermeidung unangenehmer Eindrücke“ vorbei und die Nervenzuſtände ſtellten ſich wieder ein.

Unſere Reiſe hatte mittlerweile begonnen und ging, auf drei Tage berechnet, auf nächſtem Wege durch Uckermark, Mecklenburg-Strelitz und Schwediſch-Pommern. Wir waren, groß und klein, ſechs Perſonen: mein Vater, vier Kinder und die Amme des jüngſten Kindes, eine zigeunerhafte, häßliche Wendin, von, wie ſich ſpäter herausſtellte, ſchlechtem Charakter, die ſich durch nichts, als durch eminente ſpezielle Berufserfüllung meinem erſt halbjährigen jüngſten Bruder gegenüber auszeichnete. Den erſten Tag kamen wir bis Neu-Strelitz, wo ſich uns ein für die Apotheke brieflich engagirter Gehülfe zugeſellte, Herr Wolff, ein ſehr hübſcher, krausköpfiger Mann, und trotzdem er Mecklenburger war, von durchaus brünettem Typus. Er empfahl ſich unſerm Hauſe,

wie gleich hier bemerkt werden mag, dur Brauchbarkeit und gute Manieren und hatte das Glück, seine durch zwei lange Jahre hin nicht blos von Erfolgen, sondern auch von „Folgen“ begleiteten Liebesverhältnisse beständig pardonnirt zu sehen, bis ihm endlich eine junge, bildschöne Person, ein Liebling meiner Eltern, zum Opfer fiel. Da fiel er denn, sehr berechtigt, mit. Aber das alles stand zu der Zeit, von der ich hier spreche, noch weit aus. Vorläufig war er, trotz weiterer Beengung des ohnehin engen Platzes, ein sehr angenehmer Reisegefährte, der sich mit uns Kindern ebenso geschickt wie liebenswürdig unterhielt und in seiner mehr als korrekten Haltung der Amme gegenüber, auch nicht das Geringste von seiner starken „schwachen Seite“ vermuthen ließ. Der zweite Tag führte uns bis Anklam. „Hier sind wir nun schon in Pommern,“ sagte mein Vater, der eine Gelegenheit etwas Geographisch-Historisches anzubringen, nicht gern vorübergehen ließ. „Anklam hat den höchsten Thurm in ganz Pommern und Gustav Adolph ist, so viel ich weiß, hier durchgekommen. Es ist aber auch möglich, daß es Karl XII. war.“ Von Anklam bis Swinemünde war die kürzeste Wegstrecke, nur noch sechs Meilen. Auf einer Fähre setzten wir, ich weiß nicht mehr von welchem Punkt aus, nach der Insel Usedom

über und fuhren nun unserm Ziele zu. Das letzte Dorf hieß Kamminke. Halben Wegs zwischen diesem Dorf und Swinemünde selbst passirten wir eine mitten im Walde gelegene Bohlenbrücke, zu deren beiden Seiten sich eine dunkelschwarze Wasserfläche mit weißen Nymphäen ausbreitete; die niedergehende Sonne stand schon hinter den Tannen und ein rother Schimmer, der zwischen den Wipfeln glühte, spiegelte sich unten in dem schönen und zugleich etwas unheimlichen Teich. Es steht vor mir, als hätt' ich es gestern gesehen. Bald hinter dieser Brücke hörte der Wald auf und ein kurzer chaussirter Weg kam, von dem aus man, etwas zurückgelegen, ein weites Moor überblickte, darauf, wie Indianerhütten, die ich aus meinen Bilderbüchern kannte, zahllose Torfpyramiden standen. Der chaussirte Weg, auf dem wir fuhren, war von jungen Silberpappeln eingefaßt und als diese kurze Chausseestrecke hinter uns lag, begann die Stadt selbst, deren erstes Haus, nicht weit ab zu unsrer Linken, auf einer kleinen Anhöhe lag. Ein Tischler wohnte darin. Das Strohdach des Hauses hing weit herab und ließ den Lehm- und Fachwerkbau mit seinen Fensterchen nur undeutlich erkennen, aber neben dem Hause zog sich ein Hof- uud Gartenstreifen und auf einem den Garten durchschneidenden und

allmälig ansteigenden Wege stand ein Sarg, der, weil eben mit einem frischen Lack gestrichen, hell in der Abendsonne blinkte. Das war der Empfang. Ich erschrak in meinem Kinderherzen und wies scheu darauf hin, aber mein Vater wollte von Angst und schlechter Vorbedeutung nichts wissen und sagte, „sei nicht so dumm. Das ist das Beste was uns passiren kann. Das ist wie wenn einem eine Karre mit einem todten Pferd darauf begegnet und das hier ist noch besser. Das todte Pferd bedeutet immer blos Geld, aber ein Sarg bedeutet Glück überhaupt. Und bei allem Respekt vor Geld, Glück ist noch besser. Glück ist alles. Wir werden also hier Glück haben. Nicht wahr, Herr Wolff? Glück sag ich. Und Sie auch." Herr Wolff nickte. Uebrigens hatte mein Vater ganz recht prophezeit. Es ging uns gut hier, und was mitunter anders aussah, daran war das Glück nicht Schuld, das that, umgekehrt, sein Möglichstes für uns.

Mit dem Tischlerhause begann die Stadt, aber mir wollte es noch immer nicht so vorkommen, als führen wir schon wirklich in eine Stadt hinein. Ein Thor war nicht da, Pflaster auch nicht, Menschen auch nicht. Der Abstand zwischen den Häuserreihen links und rechts war unendlich breit und jedes Haus klein und häßlich, viele noch mit Strohdach.

Ein Glück, daß die meisten einen Giebel hatten, der, mit einer Flaggenstange zu Häupten, aus dem eigentlichen Frontdach herauswuchs. So mahlten wir im Sande weiter, bis wir, nach Passirung etlicher Querstraßen, einen großen, merkwürdig geformten Platz erreichten, halb kahl, halb hoch im Gras stehend, ganz nach Art einer dörfischen Gänsewiese. Auf diesem völlig ungepflegten Platze, der, wie uns etliche auf hohen Böcken liegende Baumstämme zeigten, zugleich auch als Holzsägeplatz diente, ragte ein scheunenartiger Bau mit hohen Fenstern auf: die Kirche. Dieser gegenüber und nur durch die Straßenbreite von ihr getrennt, stand ein mit Feuerherds-Roth gestrichenes Haus, dessen endlos aufsteigendes Dach wohl fünf Mal so hoch war, als das Haus selber. Drei, vier umherstehende, von einem Holzgitter eingefaßte Kastanienbäume, ließen, außer dem hohen Dache, wenig erkennen. Zwischen Haus und Kirche aber hielt jetzt unser Wagen und mein Vater, der mein verlegenes Gesicht sehen mochte, sagte mit aufgesteifter Heiterkeit: „Da sind wir nun also. Gott segne unsern Eingang. Hier gleich das erste Zimmer rechts, Herr Wolff, das ist das Ihre.“ Herr Wolff verbeugte sich, schien aber noch verwunderter als ich. Nur der Amme war nichts anzumerken.

Ein paar Personen, die bestimmt waren, vorläufig wohl oder übel den Hausstand zu führen, standen an der mit beiden Flügeln geöffneten Hausthür und kamen uns etwas verlegen entgegen. „Ein Abendbrod ist doch wohl da," sagte mein Vater und ehe wir noch darüber beruhigt waren, traten wir auch schon in einen gelb gestrichenen, mit Mauersteinen gepflasterten Flur, der durch die ganze Tiefe des Hauses lief. Auch das berührte mich ganz eigenthümlich. Zum Glück aber war, von Anfang an, immer etwas da, was mit dem Rohen und Unkultivirten wieder versöhnen mußte. So gestattete mir der gepflasterte Flur, weil seine Hinterthür weit offen stand, einen Blick in den Garten und auf den Abendhimmel, an dem eben die schmale Mondsichel sichtbar wurde. Das blasse Licht derselben fiel auf eine Gaisblattlaube vor deren halbüberwachsenem Eingang eine ziemlich junge Tanne stand. Dieser Anblick erfüllte mich mit etwas wie Hoffnung und diese Hoffnung trog auch nicht. Es war ein wunderbar schönes Leben in dieser kleinen Stadt, dessen ich noch jetzt, wie meiner ganzen buntbewegten Kinderzeit, unter lebhafter Herzensbewegung gedenke.

Wir setzten uns, bald nach Eintritt in unser Haus, zum Abendbrod nieder. Für uns Kinder war es Milchsuppe, für gewöhnlich nicht mein Ge-

Ein Glück, daß die meisten einen Giebel hatten, der, mit einer Flaggenstange zu Häupten, aus dem eigentlichen Frontdach herauswuchs. So mahlten wir im Sande weiter, bis wir, nach Passirung etlicher Querstraßen, einen großen, merkwürdig geformten Platz erreichten, halb kahl, halb hoch im Gras stehend, ganz nach Art einer dörfischen Gänsewiese. Auf diesem völlig ungepflegten Platze, der, wie uns etliche auf hohen Böcken liegende Baumstämme zeigten, zugleich auch als Holzsägeplatz diente, ragte ein scheunenartiger Bau mit hohen Fenstern auf: die Kirche. Dieser gegenüber und nur durch die Straßenbreite von ihr getrennt, stand ein mit Feuerherds-Roth gestrichenes Haus, dessen endlos aufsteigendes Dach wohl fünf Mal so hoch war, als das Haus selber. Drei, vier umherstehende, von einem Holzgitter eingefaßte Kastanienbäume, ließen, außer dem hohen Dache, wenig erkennen. Zwischen Haus und Kirche aber hielt jetzt unser Wagen und mein Vater, der mein verlegenes Gesicht sehen mochte, sagte mit aufgesteifter Heiterkeit: „Da sind wir nun also. Gott segne unsern Eingang. Hier gleich das erste Zimmer rechts, Herr Wolff, das ist das Ihre.“ Herr Wolff verbeugte sich, schien aber noch verwunderter als ich. Nur der Amme war nichts anzumerken.

Ein paar Personen, die bestimmt waren, vorläufig wohl oder übel den Hausstand zu führen, standen an der mit beiden Flügeln geöffneten Hausthür und kamen uns etwas verlegen entgegen. „Ein Abendbrod ist doch wohl da," sagte mein Vater und ehe wir noch darüber beruhigt waren, traten wir auch schon in einen gelb gestrichenen, mit Mauersteinen gepflasterten Flur, der durch die ganze Tiefe des Hauses lief. Auch das berührte mich ganz eigenthümlich. Zum Glück aber war, von Anfang an, immer etwas da, was mit dem Rohen und Unkultivirten wieder versöhnen mußte. So gestattete mir der gepflasterte Flur, weil seine Hinterthür weit offen stand, einen Blick in den Garten und auf den Abendhimmel, an dem eben die schmale Mondsichel sichtbar wurde. Das blasse Licht derselben fiel auf eine Gaisblattlaube vor deren halbüberwachsenem Eingang eine ziemlich junge Tanne stand. Dieser Anblick erfüllte mich mit etwas wie Hoffnung und diese Hoffnung trog auch nicht. Es war ein wunderbar schönes Leben in dieser kleinen Stadt, dessen ich noch jetzt, wie meiner ganzen buntbewegten Kinderzeit, unter lebhafter Herzensbewegung gedenke.

Wir setzten uns, bald nach Eintritt in unser Haus, zum Abendbrod nieder. Für uns Kinder war es Milchsuppe, für gewöhnlich nicht mein Ge-

schmack. Ich aß aber ein gut Theil, und mein Vater sagte schmunzelnd: „Das ist recht. Wer lange suppt, lebt lange. Nur nicht kiesätig. Und überhaupt, es wird uns hier schon gefallen. Wenn es nur Mama gefällt. Der verdammte Sand. Aber für die Pferde ist es besser; dabei bleibe ich.“

Dann standen wir auf und mein Papa, der, weil kein anderer da war, sich in seinem Redebedürfniß wohl oder übel mit mir unterhalten mußte, sagte: „Nun geh' noch mal hinaus und sieh dir die Kirche an; das ist nämlich die große Remise gerade gegenüber. Hat übrigens nichts auf sich, daß sie so nach nichts aussieht; das protestantische Wort ist nicht an Oertlichkeit gebunden, oder von einem gemalten Sternenhimmel abhängig. Gutes thun, keusch und züchtig leben.“ Diese seine letzten Worte richteten sich an Herrn Wolff, dem er doch nicht recht trauen mochte, trotzdem noch nichts gegen ihn vorlag.

Ich war froh, meine Neugierde befriedigen zu können und ging hinaus. Als ich auf die Straße trat, traf ich einen kleinen, schon ältlichen und etwas verwachsenen Mann, der, nachdem er das Pferd in den Stall geführt hatte, mit Abladung unsers Gepäcks beschäftigt war. Er hieß, wie ich gleich erfahren sollte, Ehm, wahrscheinlich Abkürzung von

Adam, und war, obwohl er nichts von Pferden verſtand, im Voraus dazu beſtimmt, unſer Kutſcher zu werden. Er blieb es auch Jahr und Tag.

„Wie heißt Du?“ fragte ich.

„Ehm“

„Ehm“ ? Das habe ich noch nicht gehört. Aber ſage, Ehm, was iſt das, das immer ſo rauſcht und donnert? Und dabei geht doch kein Wind und keine Luft.“

„Dat's de See.“

„Das Meer?“

„Joa, de See.“

Wie weit ab iſt es? Es klingt ja ſo nah.“

„Na, ne Viertelſtunn. Un mitunner kümmt ſe bis ran un ſteiht hier rümm in alle Straten. Un ſo'n Lütting wie Du, de kann denn verſupen.“

Viertes Kapitel.

Unſer Haus, wie wir's vorfanden.

Am Abend, wo wir ankamen, hatte ich einen wenig günſtigen Eindruck von unſerm Hauſe gehabt, es war mir recht häßlich und als dann der Mond in die Fenſter ſchien, auch ſogar etwas unheimlich vorgekommen. Mit dieſem Unheimlichen, wie ſich bald herausſtellte, hatte es denn auch ſeine Richtigkeit, wenigſtens in dem Glauben der Dienſtleute. Wenn es Nachts auf dem Boden über uns unruhig wurde, hieß es: „de oll Geisler geiht wedder ümm," oder auch wohl „he kuckt wedder in all ſien' Kiſten und Kaſten" und wirklich, man hörte deutlich, wie die Deckel der großen Kräuterkiſten auf und wieder zugeſchlagen wurden. „Das ſind die Katzen" erklärte ſpäter mein Vater, aber ich war mit dieſer Auslegung nie recht zufrieden und hielt mit Vorliebe zu dem Satze: „de oll Geisler geiht wedder üm". Von dieſem Allen hatte ich, um es zu wieder-

holen, gleich am erſten Abend, ein unbeſtimmtes, mich eine Weile gruſelig machendes Gefühl, das noch wuchs, als der vor meiner Schlafkammer ſtehende Kirſchbaum leiſe die Scheiben ſtreifte. Aber müde von der Reiſe, ſchlief ich trotzdem ein und erſchien am andern Morgen wohlgemuth in der noch leeren Wohnſtube meines Vaters. Hier, auf Schemeln und Küchenſtühlen ſitzend (denn mit Ausnahme der Betten war noch nichts ausgepackt) nahmen wir gemeinſchaftlich das Frühſtück, mein Vater in beſter Stimmung. Als wir, es währte nicht lange, damit fertig waren, nahm er mich bei der Hand und ſagte: „Nu komm, mein Junge; die andern ſind noch zu klein, aber Du biſt ſchon verſtändig und da wollen wir uns denn die Sache mal anſehen. Als ich Weihnachten hier war, war es ſo kalt, Du weißt, daß der Cognac einfror, und da war denn an Inſpektion nicht zu denken. Ein bischen habe ich die Katze im Sack gekauft. Aber das thut nichts, Alles im Leben bleibt unſicher, und die Geſchäftsbücher ſtimmten.“ Er ſagte das Meiſte davon mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir, wie er denn ſein ganzes Leben lang, ſeine Converſation immer mehr nach ſeinem perſönlichen Bedürfniß als nach der Beſchaffenheit ſeiner Hörer einrichtete. Meiſtens waren es Selbſtgeſpräche. Seine letzten Jahre ver-

lebte er mit einer ihm seine kleine Wirthschaft führenden, ganz beschränkten Person, aber das hinderte ihn nicht, mit ihr zu philosophiren d. h. Alles, was ihm einfiel, in sie hinein zu reden.

Und nun zurück zu der beabsichtigten Hausinspizirung, die wir gleich nach dem Frühstück antraten. Ehm wurde gerufen, um uns, auf unsrem Umgange, wenn nöthig Auskunft zu geben, was er sehr gut konnte. Denn er war schon viele Jahre lang „Kohlenprovisor" und wußte Bescheid in Allem.

Unser nächstes Ziel waren die Böden, deren sich nicht weniger als fünf unter dem Riesendache befanden. Der erste Boden, zu dem eine knarrende Treppe mit abgelaufenen Stufen hinaufführte, war ein Prachtstück in seiner Art, hoch und frisch und zugleich mit einer Welt von Dingen ausgestattet, die mich sofort für sich einnahmen: Schornsteine von beinah lächerlich mächtigem Umfang, eingegitterte Verschläge mit Vorlegeschlössern, gezogene Leinen, daran Wäsche hing und dazu, an diesem ersten Morgen wenigstens, Schwalben und Schmetterlinge, die durch die vielen Fenster und Gucklöcher beständig aus und ein flogen. In verhältnißmäßiger Nähe des umfangreichsten Schornsteins aber, stieg eine zweite Treppe, eigentlich blos eine geradlinige Leiter, zunächst bis auf den zweiten Boden und von

dieſem in unmittelbarer Fortſetzung bis auf den dritten hinauf. Zur Seite hing ein getheertes Tau, daran man ſich feſthielt. Als wir bis an die Stelle gekommen waren, wo die Leiter, und zwar ohne einen Knick oder Abſatz zu machen, einfach die Dielung des zweiten Bodens durchbrach, ſah ich, daß ein ſchweres Rad, aber von nur geringem Durchmeſſer, hart neben dem Durchſchlüpfeloche lag, ein Anblick, bei dem ich, ich weiß nicht warum, ſofort fühlte, daß es damit was Beſonderes auf ſich haben müſſe. Mein Vater empfand gerad' ebenſo, ſchob aber alles Fragen danach vorläufig hinaus, weil wir fortgeſetzt im Steigen waren und das Klettern auf den immer ſchmaler werdenden Leitern die größte Vorſicht gebot. Erſt als wir eine Weile danach und nach Muſterung des dicht unter dem Dachfirſt hinlaufenden Glas- und Krukenbodens wieder abwärts ſtiegen und auf dieſem Abſtieg die terra firma des erſten Bodens erreicht hatten, ſetzte ſich mein Vater, um auszuruhen, auf eine der großen Kräuterkiſten und ſagte: „Das iſt ja zum Halsbrechen, Ehm. Und dann das Rad da oben? Was iſt es mit dem Rad? Wie kommt das dahin?"

Ehm erzählte nun in ſeinem Plattdeutſch, daß es das Rad ſei, womit der Mörder Hannacher — aber das ſei nun ſchon lange, das Jahr vorher, ehe

die Franzoſen in's Land kamen — vom Leben zum Tode gebracht worden ſei. Hannacher habe dicht bei dem Dorfe Morgnitz einen Schäfer erſchlagen und blos einen Münzgroſchen bei ihm gefunden und als er den Münzgroſchen im Morgnitzer Krug vertrunken habe, da ſei's auch ſchon herausgekommen.

„Ein wahres Glück" ſagte mein Vater, „je eher ſo was raus kommt, deſto beſſer. Aber das Rad! Was ſoll das da? Wie kommt das dahin?!"

„Dat hett de oll Geisler an ſich bracht, ick weet nich mehr för wieveel. Un he wull ja woll, dat et em Glück in't Huus bringen ſall."

Mein Vater, der dabei ſeiner eigenen, am Tage vorher zu Gunſten des Scharfrichterkarrens gehaltenen Rede gedenken mochte, war von dem, was Ehm jetzt ſagte, wenig angenehm berührt und meinte, zu viel Glück ſei auch nicht gut. „Aber nun wollen wir uns den Schimmel anſehn, Ehm, um auf andre Gedanken zu kommen ... Is denn hier öfter ſo was los, wie das mit dem Hannacher?"

„Nu ſo ab un an. Toletzt hedden wi joa dat mit Muhr'n un ſine Fru."

Ehm wollte ſichtlich in dieſem Thema fortfahren, aber mein Vater hörte nicht mehr recht hin und vergaß bald ſowohl Hannacher wie „Muhr'n un ſine Fru", als er, unten im Stall angekommen, der vor-

züglichen Einrichtung, die da herrſchte, gewahr wurde. „Ei, Ehm, da ſind ja zwei Krippen und zwei Raufen. Alſo Platz für zwei Pferde. Was er ſich nur dabei gedacht haben mag. Ich meine den alten Geisler, der ja doch ein Geizkragen geweſen ſein ſoll. Na, mir kanns gleich ſein. Is ja wahrhaftig, als ob er alles für ſeinen Nachfolger eingerichtet hätte. Und das iſt das Wahre. Für die Nachkommen muß man ſorgen.“

* * *

Das Rieſendach mit ſeinen fünf Böden hatte ſeines Eindrucks auf mich nicht verfehlt, das Haus ſelbſt aber, das, geduckt unter dieſem Dache lag und von dem ich in Nachſtehendem eine Schilderung verſuche, ließ, wie äußerlich, ſo auch in ſeinem Innern viel zu wünſchen übrig. An den mit Ziegelſteinen gepflaſterten Flur lehnte ſich, gerade die Mitte desſelben treffend, von links her eine mächtige Küche, von rechts her ein gewölbtes Laboratorium, als Grundform des ganzen Hauſes ein Kreuz herſtellend, in deſſen vier Ecken ſich vier Quadrate mit ſehr primitiven Geſchäfts- und Wohnräumen einſchoben. In dem erſten Quadrat befand ſich, außer der Apotheke, noch die Gehilfenſtube, während das zweite Quadrat nur ein einziges Zimmer umſchloß, einen

mehrfenstrigen Saal, den Stolz des Hauses. Apotheke wie Saalzimmer sahen auf die Straße. Die die Rückfront bildenden Quadrate drei und vier, hatten dagegen den Blick auf den Garten und bestanden einerseits aus einem Wohnzimmer für meinen Vater, andererseits aus einer Stube für uns Kinder. Wo es irgend ging, waren verbleibende kleine Raumreste zu Schlafkammern hergerichtet; nur der Saal blieb von so niederer Umgebung verschont. Im Übrigen war alles klein und eng. Von gefälliger Ausschmückung an Wand oder Decke zeigte sich nirgends eine Spur, Öfen und Dielen waren schlecht, ganz besonders unschön aber war die schüttgelbe Farbe, womit, wie der Flur, so auch alle Zimmer des Hauses gleichmäßig gestrichen waren. Nur die Gehilfenstube — vielleicht in Huldigung gegen die daneben liegende Apotheke — zeigte, statt des Schüttgelb, einen Anstrich von Schweinfurter Grün, bekanntlich arsenikhaltig. Um aber die gesundheitswidrige Wirkung dieser Farbe nach Möglichkeit auszugleichen, war in eine der obersten Fensterscheiben eine blecherne Rose eingesetzt, die, unter beständigem Sichdrehen, für frische Luft zu sorgen hatte, dabei aber einen unerträglichen Lärm machte. Ja, häßlich, eng und vernachlässigt war alles, am vernachlässigsten aber war die Kinderstube, drin,

grad in der Mitte, ein großes Stück Diele fehlte, so daß der Dünensand, darauf das Haus ohne Untermaurung stand, zum Vorschein kam. Später söhnte ich mich mit diesem Dielenloch freilich aus, denn gerade diese Sandstelle wurde, wenn wir bei schlechtem Wetter nicht hinaus konnten, zum bevorzugten Spielplatz für uns Kinder, wo wir mit vier würfelförmigen Steinen unser Lieblingsspiel spielten. Dies Lieblingsspiel hieß „Knut", war also vielleicht dänischen Ursprungs und lief darauf hinaus, daß man, den vierten Stein hoch in die Luft werfend, ihn im Niederfallen unter gleichzeitigem Aufraffen der im Sande liegen gebliebenen drei andern Steine, wieder auffangen mußte.

Neben dieser bequemen Spielgelegenheit beherbergte die Stube, um vom Guten nichts zu verschweigen, auch noch ein Andres, das für ein phantastisches Kind wohl angethan war mit der sonst herrschenden Dürftigkeit auszusöhnen. Gerade hier nämlich, war, auf einem Lehnstuhl sitzend, der alte Geisler gestorben und wenn ich mich Abends an eben dieser Stelle zwischen Schrank und Ofen niederließ und dann das Klappen und geheimnißvolle Rumoren über mir anhob, so war der Zauber davon so groß, daß von Prosa der Umgebung keine Rede mehr sein konnte.

Das alles aber empfand ich erſt ſpäter. Vorläufig kehre ich zu Schilderung der verſchiedenen Räumlichkeiten zurück. Unter dieſen nahmen Laboratorium und Küche den erſten Rang ein. Beide konnten als Glanzſtücke gelten und wenn die Küche mit ihrem bis dicht auf den Herd herabhängenden und mit blankem Ruß ausgefüllten Rauchfang etwas von einer ſpaniſchen Poſada hatte, ſo präſentirte ſich, von der andren Seite her, das Laboratorium mit ſeinen Retorten und Deſtillirapparaten (zwiſchen denen ein getrockneter Buttfiſch von der gewölbten Decke hing) als ein vollkommen alchymiſtiſcher Raum, darin Fauſt ſein „Habe nun, ach“ ohne Weitres hätte beginnen können. Ja, in ſeiner grotesken Unmodernität, war hier, im vollſten Gegenſatz zu den proſaiſchen Wohnräumen, alles frappirend intereſſant und ich könnte noch jetzt Veranlaſſung nehmen, davon zu ſchwärmen, wenn ich nicht gleich damals, beim erſten Eintritt in die ganze phantaſtiſche Herrlichkeit, eine kopfſchmerzerzeugende, mich arg bedrückende Luft wahrgenommen hätte. Nicht zu verwundern. Mitten in dem Laboratorium ſtand eine Pumpe, der es nicht bloß oblag, den ganzen Hausſtand mit Waſſer zu verſorgen, ſondern auch ſämmtliche von Dekokten und allerhand Aufgüſſen herrührende Blätter- und

Wurzelreſte wegzuſchwemmen. All dieſer Abgang wurde vermittelſt einer ſchräglaufenden Steinrinne in eine Senkgrube geführt, die ſich ſchon draußen auf der Straße befand, deren Ausdünſtungen aber nichtsdeſtoweniger in das Laboratorium zurückſchlugen. Allzu ſchlimm kann es nun freilich damit nicht geweſen ſein, denn während meines fünfjährigen Swinemünder Aufenthalts kam in unſrem Hauſe kein Typhusfall vor, nur für mich perſönlich wurde dieſe Sumpfluft geradezu ſchrecklich und alsbald, und dann ein ganzes Jahr lang, vom kalten Fieber geſchüttelt, legte ich hier die Grundlage zu meinem immer zum Malariafieber hinneigenden Geſundheitszuſtande. Sehr wahrſcheinlich wäre mir dies alles erſpart geblieben, wenn ſich mein Vater zu zwanzig oder fünfzig Gran Chinin hätte aufraffen können. Aber Chinin war damals noch theuer und ſo mußte ich mich mit einer aus Chinarindenpulver und eingedicktem Mohrrübenſaft zuſammengerührten Latwerge begnügen. Die wollte nicht recht helfen, abgeſehen davon, daß es eine Qual war, ſie herunter würgen zu müſſen. Ich denke noch mit eigenthümlichen Gefühlen daran zurück, aber es herrſchte damals ganz allgemein das Erziehungsprincip vor: „ach, ſolch Junge frißt ſich durch“ und mein Vater, der, wenn es ihm gerade

paßte, dergleichen Ersparnisse wissenschaftlich zu begründen liebte, mochte wohl noch hinzusetzen: „Eigentlich ist Chinarinde das Wahre, weil das natürlich Gegebene; Chinin ist schon Luxus und Luxus ist nicht für Kinder.“ In ähnlichem Sinne hab' ich ihn, bei andern Gelegenheiten, manch' liebes Mal sprechen hören. Aber gleichviel, ob er damals so dachte oder nicht, das an mir ersparte Chinin war eine große Härte, so groß, daß ich, — weil ich einem unkindlichen Gefühle hier nicht gern Ausdruck geben möchte — davon schweigen würde, wenn ich nicht zu meiner herzlichen Freude hinzuzusetzen hätte, daß mein Vater all das, was er an zu Forderndem damals unterließ, später reichlich wieder ins Gleiche brachte. Viele Jahre danach, als es ihm selber schlecht ging und sein Vermögen bis auf ein Minimum zusammengeschrumpft war, hat er mir in hochherziger und rührender Weise geholfen. Es handelte sich für mich um einen längeren und ziemlich kostspieligen Aufenthalt in England. Er half mir dazu, ohne langes Besinnen und ohne sentimentale Redensarten, unter Dransetzung letzter Mittel. Und so fügte sich's denn, daß er, der in guten Tagen, in diesem und jenem, wohl manches versäumt hatte, schließlich doch der Begründer des bescheidenen Glückes wurde, das dieses Leben für mich hatte.

* * *

Das Haus, zumal die eigentlichen Wohnräume, waren das Mindeſte zu ſagen anfechtbar, entzückend aber waren Hof und Garten.

Zunächſt der Hof. Dieſer glich mehr oder weniger einer Ackerwirthſchaft, worüber mein Vater, deſſen Neigungen ſammt und ſonders nach der landwirthſchaftlichen Seite hin lagen, außerordentlich befriedigt war. Aber auch wir Kinder waren es, ich an der Spitze. Da waren natürlich Pferde-, Kuh- und Schweineſtälle, Geſindeſtuben (ſonderbarerweiſe mit Taubenhaus), Torf- und Heuboden, Roll- und Häckſelkammer und endlich eine rieſengroße Wagenremiſe, die zugleich als Holzſtall diente. Neben der Remiſe lag ein mit allerhand gläſernen und namentlich irdenen Vorrathsflaſchen beſetzter Keller, der, zumal in Herbſt- und Frühjahrstagen, eine beſondre Vergnügungsſtätte für uns bildete. Dann ſtieg hier das Grundwaſſer und ſchuf, auf Wochen hin, etwas wie eine kleine Ueberſchwemmung. Anfangs half man ſich mit Kloben und Bretterlagen, ſtieg das Waſſer aber immer höher, ſo ſchafften wir Kinder ſchließlich Kufen und Waſchfäſſer hinunter, auf denen wir nun, einen Rieſenſpatel ſtatt des Ruders in der Hand, umherfuhren, um, als Seeräuber, an den vier „Küſten“ anzulegen. An dieſen hauſten wir

dann unerbittlich und ſetzten, uns gütlichthuend, die ſonderbar geformten Krüge mit Himbeer- und Johannisbeerſaft wie große Methhörner an den Mund. „Wo nur immer die Fruchtſäfte bleiben?“ ſagte dann wohl mein Vater und ſchüttelte den Kopf.

Ja, dieſer Hof! An drei Seiten war er von allerhand Baulichkeiten eingefaßt, an der vierten aber zog ſich ein mit Eiſenſpitzen beſetzter, hoher Bretterzaun hin, an dem entlang und in Höhe noch weit über ihn hinauswachſend, prächtiges Buchenklafterholz dicht aufgeſchichtet lag, ein Anblick, der mich, bei meiner Spiel- und Kletterluſt, gleich im erſten Augenblick erkennen ließ: Hier iſt's gut ſein.

Und was von dem Hofe galt, galt auch, und womöglich noch geſteigert, von dem in einem rechten Winkel angelegten, alſo einen Knick machenden Garten, der, durch eben dieſen Knick, aus zwei gleich großen Theilen beſtand. Die erſte Hälfte, mit Reſeda und Ritterſpornbeeten, mit Rabatten und Rondeelen und nicht zum Letzten mit allerhand am Spalier gezogenen Obſtarten beſetzt, war ein richtiger Garten, während die zweite Hälfte mehr einer Wildniß glich. Aber freilich einer ſehr maleriſchen. An ein paar ſchon vom Winde gebeugten und deshalb ſchrägſtehenden und die verwunderlichſten

Linien aufweiſenden Zäunen entlang, zogen ſich hier die Himbeer- und Johannisbeerſträucher in geradezu wuchernden Maſſen, bis ganz zuletzt ein ſchon auf Nachbars Seite ſtehender und an Größe faſt einem Baume gleichender Berberitzenſtrauch ſeine mit den prächtigſten rothen Früchten überdeckten Zweige herüberreichte. Dieſe zweite Gartenhälfte war unſer Reich. Da ſpielten wir halbe Tage lang und legten Burgen an, oder turnten am Reck, oder brachen Planken aus dem Zaun und zogen auf Raub in die Nachbargärten. Schöner aber als alles das, war, für mich wenigſtens, eine zwiſchen zwei Holzpfeilern angebrachte, ziemlich baufällige Schaukel. Der quer überliegende Balken fing ſchon an morſch zu werden und die Haken, an denen das Geſtell hing, ſaßen nicht allzu feſt mehr. Und doch konnt' ich gerade von dieſer Stelle nicht los und ſetzte meine Ehre darin, durch abwechſelnd tiefes Kniebeugen und elaſtiſches Wiederemporſchnellen, die Schaukel derartig in Gang zu bringen, daß ſie mit ihren ſenkrechten Seitenbalken zuletzt in eine faſt horizontale Lage kam. Dabei quietſchten die roſtigen Haken und Alles drohte zuſammen zu brechen. Aber das gerade war die Luſt, denn es erfüllte mich mit dem wonnigen und allein das Leben bedeutenden Gefühle: Dich trägt Dein Glück.

Fünftes Kapitel.

Unſer Haus, wie's wurde.

„Wie wir unſer Haus vorfanden," das bildete, von etlichen Einſchiebſeln und ein paar Exkurſen in die Zukunft abgeſehen, den Inhalt des vorigen Kapitels. In dieſem neuen Kapitel geh ich, freilich gelegentlich auch hier wieder Kommendes vorwegnehmend, zu einer Schilderung der Umgeſtaltungen über, die ſich, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in unſerem Hauſe vollzogen. Daß es in ſo kurzer Zeit geſchah, hatte vorwiegend in dem innerhalb vier oder ſechs Wochen bevorſtehenden Eintreffen meiner Mutter ſeinen Grund, bis wohin Alles in guter Ordnung ſein ſollte. Mein Vater, den dabei, neben einer kleinen Baupaſſion, auch wohl eine gewiſſe Courtoiſie gegen ſeine, trotz aller Kriegführung ſehr geliebte Frau beſeelen mochte, ging in Ausführung ſeines Thuns auf zwei Linien vor, von außen und innen, und ſtellte ſich, was das „Außen"

anging, vor allem den Abputz des ganzen Hauses, was das „Innen“ anging, die Möblierung und Einrichtung zweier Räume: des für seine Frau bestimmten „Salons“ und seines eigenen Wohnzimmers zur Aufgabe.

Dies doppelte Vorgehen war von einem sehr verschiedenen Erfolge begleitet.

Was zunächst den Angriff von „Außen“, also die dem Abputz und Anstrich des Hauses geltende Neuerung betraf, so scheiterte diese total. Von der aus einem feineren Stilgefühl hervorgehenden Anschauung, daß, unter Umständen, etwas geradezu Häßliches einem an und für sich Hübscheren aber durchaus Unpassenden immer noch vorzuziehen sein könne, wußte man damals im Publikum nicht viel und so kam es, daß mein Vater, nachdem er sich mit einem uns schräg gegenüber wohnenden Haus- und Stubenmaler in Verbindung gesetzt hatte, mit eben diesem einen himmelblauen Oelfarbenanstrich verabredete. Für den Maler war dies, bei der beträchtlichen Zahl von Quadratfußen, die mit dem theuren Anstrich zu bedecken waren, eine sehr lohnende Aufgabe, für das Haus selbst aber, dem diese Verschönerung galt, ging dadurch das Beste verloren, was es bis dahin gehabt hatte: sein grotesker Charakter.

Der Außenangriff also scheiterte.

Desto mehr dagegen, wenn auch freilich nicht in allen Stücken, glückte das Vorgehn im Innern, weil hier das Meiste, was geschah, sich mehr oder weniger gefällig in den schlicht gegebenen Rahmen einfügte. Daß es so kam, war natürlich ein bloßer Zufall und hatte darin seinen Grund, daß das zur Einrichtung der genannten Zimmer zur Verfügung stehende Mobiliar vorwiegend alt oder doch nicht ganz neu war. Besonders das ganz Alte, das dem Nachlasse meines, wie schon erwähnt, kurz zuvor verstorbenen Großvaters entstammte, paßte wundervoll und erzielte, wo es zur Verwendung kam, genau das, was ich bei Zimmereinrichtungen bis diesen Tag am Höchsten schätze: Das Anheimelnde und Gemüthliche.

Da war zunächst das 3 fenstrige Saalzimmer in Front des Hauses, das bestimmt war der „Salon" meiner Mutter zu werden. Das Schüttgelb seiner Vorexistenz war bald verschwunden und ein dunkles Ultramarin, die Lieblingsfarbe meines Vaters, trat an seine Stelle, während an der langen, weißgetünchten Decke hin und zwar von der Hand desselben Meisters, der draußen den Oelfarbenanstrich geleistet hatte, eine halb mythologische Darstellung entstand. Solche mythologisch anklingenden Deckenbilder haben

meinen Vater, der eine mir unerklärliche Vorliebe dafür hatte (denn er war eigentlich schlecht bewandert in der Götterlehre) durchs Leben hin begleitet. Ueberall, wo er sich häuslich einrichtete, mußte das einfache Stern- oder Rosetten-Ornament, das er vorfand, alsbald einer „höhern Darstellung" weichen, in der meistens ein an Leda-Bilder erinnernder, sich mächtig aufbäumender Schwan die Hauptrolle spielte. Mitunter (so auch hier) waren es mehrere Schwäne. Zu diesem Deckenbilde gesellte sich, als berechtigtere Zimmerdekoration, eine saubre Fensterausschmückung: in große Messingblechgriffe zurückgeschlagene Gardinen, vor deren einer ein Trittbrett mit Maroquin-Lehnstuhl stand, auf dem meine Mutter, eine Stickerei oder Häkelarbeit in der Hand, schon Vormittags zu residirte pflegte. Der Blick, den sie von diesem Trittbrett aus hatte, war sehr gefällig. Unter den Zweigen einer unmittelbar vor dem Fenster stehenden Linde hinweg, blickte sie, wenn sie von ihrer Arbeit aufsah, auf den jenseits der Straße gelegenen Kirchplatz mit seinen verschiedenen Baumstämmen und Sägeböcken hinüber, wo wir Kinder, wenn's irgend ging, unsre Spiele spielten. Kam dann 12 Uhr heran, so gab sie diesen Beobachtungsposten am Fenster auf, aber nur selten um an dem Mittagessen theilzunehmen, sondern um sich in den

Garten oder noch lieber in die ſtille Giebelſtube des Hauſes zurückzuziehn. Erſt um die vierte Stunde kehrte ſie wieder an ihren Lieblingsplatz zurück. Und nun begann für ſie die ſchönſte Zeit des Tages, die Zeit, wo Beſuch kam und die Vorbereitungen zum Kaffee getroffen wurden. Es war das damals alles viel hübſcher und maleriſcher als jetzt; Taſſen und Kuchenkörbe ſtanden ſchon da, daneben eine kupferne hohe Kanne mit eingehängtem Beutel, und nur das heiße Waſſer zum Aufbrühen fehlte noch. Und nun kam der Hauptmoment, der, wo die Mama die Klingel zog und gleich darauf ein merkwürdiger Bau hereingetragen wurde, deſſengleichen ich ſeitdem nicht wieder geſehn. Es war ein ovaler, mit glühenden Kohlen gefüllter Eiſenblechkaſten, der, weil er ſich als ſolcher ſchlecht präſentirt haben würde, wieder in einem etwas größeren, blitzblankgeputzten Meſſingbehälter ſteckte, durch deſſen zahlloſe Löcher hindurch man den eiſernen Innenkaſten glühen ſah. Auf dieſem etwas complicirten Bau ſtand ein beinah kugelrunder Waſſerkeſſel, aus deſſen Tülle der Dampf kräuſelnd aufſtieg. Und nun, unter gefälligem Weiterplaudern, worin ſie, wenn ſie wollte, virtuos war, ſtieg meine Mama von ihrem Maroquinthron herab, um gleich danach jedem einzelnen Gaſte die ihm zuſtändige Taſſe zu reichen. Jetzt

muß es Meißner Zwiebelmuſter oder dem Aehnliches ſein, damals aber bildeten die Taſſen eine kleine Galerie von Miniaturbildern, auf denen in der Regel ein ans Knie der Venus ſich anſchmiegender Amor den Pfeil ſchärfte, meiſt aber ſchon den Bogen ſpannte, ſicher das in Front eines Gebüſches ſtehende leichtbekleidete Paar mit ſeinem Liebespfeil zu treffen. Und dann wurde ich aufgefordert, die Kuchenkörbe herumzureichen, oft eine Tantalusqual für mich, wenn der lebhafte Gang der von den Damen geführten Unterhaltung über den alten Satz „daß der Arbeiter ſeines Lohnes würdig ſei" hinweg ſehen ließ.

All das iſt mir im Plaudern wieder lebendig geworden und in der Rückerinnerung daran, habe ich zu meinem Leidweſen außer Acht gelaſſen, daß ich in erſter Reihe nicht von den Kaffeegeſellſchaften meiner Mama, ſondern von der Salon-Einrichtung erzählen wollte, die mein Vater damals, in liebenswürdigem Eifer in's Werk zu ſetzen ſich abmühte. Zurück alſo zu dieſer meiner Schilderung. An der Längswand, den drei Fenſtern gegenüber, ſtand ein Sopha mit dicht geſtellten Stühlen, ſo dicht, wie ſie nur in einem Tanzſaale zu ſtehen pflegen; das Sopha ſelbſt aber — in einem abgeplatteten Barockſtil gehalten, wenn überhaupt noch von Stil die Rede ſein konnte

— trug einen quittgelben Moiré-Ueberzug und war, an Front und Rückenlehne mit vielen Hunderten von kleinen Silbernägeln besetzt. Das Ganze zunächst schwerfällig, und dabei prätentiös und ärmlich zugleich. Um vieles besser machte sich der an der Schmalseite des Zimmers aufgestellte Trumeau, dessen Bekrönung, weil die Höhe des Zimmers nicht ausgereicht hatte, zu größerem Theile beseitigt worden war. Aber auch in dieser fast bekrönungsbaren Verfassung war er immer noch das Prachtstück der ganzen, von uns selbst wenigstens vielbewunderten Einrichtung. Daß wir unsrerseits so hoch davon dachten, war, bei aller nachträglichen Komik der Sache, doch sehr verzeihlich. Alle diese langweiligen Gegenstände nämlich waren von uns nicht blos, kritiklos, in dem ehrlichen Glauben an ihre besondere Schönheit mit nach Swinemünde herüber genommen worden, sondern durften auch nach damaliger Anschauung, wirklich als etwas bemerkenswerth Feines gelten. Denn es waren sogenannte „Schinkelsche" Möbel. Schinkel, (Ruppiner Kind) in freundlichem Andenken an seine Vaterstadt, hatte der Tischlerfirma Möhring daselbst seine Muster und Vorbilder für Zimmereinrichtung zum Geschenk gemacht oder vielleicht auch nur zu besonderer Beachtung empfohlen, was im Weiteren zur Folge hatte, daß Jahrzehnte lang, das ganze

offizielle Preußen aus der Werkstatt dieser sehr angesehenen Firma mit Mahagony-Möbeln im Schinkelstil versehen wurde. Noch ganz vor Kurzem, und zwar im Schlosse zu Quedlinburg, bin ich in einem mittelgroßen Zimmer, das Friedrich Wilhelm IV., bei seinen Besuchen daselbst mit Vorliebe zu bewohnen pflegte, solcher Schinkel'schen Zimmer-Einrichtung wieder begegnet und schrak bei ihrem Anblicke fast zusammen, denn Trumeau, Sopha, Schränke, Stühle, Alles sah genau so aus oder richtiger war nach Stil und Formen genau dasselbe wie das, was ich 60 Jahre früher im Zimmer meiner Mutter gesehen und bewundert hatte. Freilich nur damals bewundert. Mir will es jetzt scheinen, daß Schinkel, dessen Größe, trotz solcher Ausstellungen natürlich unangefochten bleibt, es seinerzeit nicht für nöthig fand, an Herstellung dieser Dinge viel Arbeit und Phantasie zu setzen. Namentlich letztere verleugnet sich beinahe ganz.

So viel über den Salon meiner Mutter. Er konnte passiren (mehr freilich war ihm nicht zuzugestehen) während es mein Vater, wenn auch sich selber unbewußt, bei Neu-Einrichtung seines eigenen kleinen Wohnzimmers ganz vorzüglich getroffen hatte. Hier war an Stelle des früheren Anstrichs alsbald eine braun und weiß gemusterte Tapete

getreten und der überall abgestoßene schwarze Ofen hatte einem völligen Neubau Platz gemacht. Dieser bestand aus graugrünen blanken Kacheln, über deren jede mindestens zwei, drei nach unten sich verdickende Tropfen rother Glasur flossen, — also eigentlich ein Ornament, das in ein Schlachthaus gepaßt hätte. Trotz dieser äußersten Gewagtheit, ließ sich, auf Farbenwirkung hin angesehn, doch von einer wirklichen Verschönerung sprechen. Eine ganz besondere Zierde des Zimmers aber waren seine vielen Bilder, meist in Pastell: Engelsköpfe, Musen und Horen im Tanz oder auch junge Mädchen mit Tauben und Kaninchen spielend. Dazwischen hingen englische Stiche: die Quelle der Egeria, die Caskaden von Tivoli und Aehnliches, Buntdrucke, die, meinem Gefühle nach, dem Meisten, was jetzt auf diesem Gebiete geleistet wird, erheblich überlegen waren. Zum Mindesten wirkten sie vornehmer. Alt und einfach, aber gerade deshalb dem Trumeau sammt Moirée-Sopha weit überlegen, waren denn auch ganz besonders die dem Zimmer einverleibten, meist aus der großväterlichen Erbschaft stammenden Möbel. An dem mittleren Fensterpfeiler, in einer Birkenmaser-Umrahmung, hing ein schmaler Spiegel, vor dem mein Vater seine Toilette zu machen pflegte. Für gewöhnlich bedeutete das nicht viel. Wenn

aber Diner-Tag war, und das ereignete sich Winters allwöchentlich wenigstens einmal, so stand er hier, unter Vornahme der mannigfachsten Prozeduren, oft eine halbe Stunde und länger. Das Anlegen eines vielgefalteten Jabots, mit einem weißen Halstuch darüber, durch das dann eine Amethystnadel gesteckt wurde, bildete jedesmal den Schluß der Toilette, dem mit gleicher Regelmäßigkeit eine minder gefällige Manipulation vorausging. Er trug nämlich eine sogenannte „Tour", die, wenn er sich für eine Gesellschaft zurecht machte, jedesmal abgelöst, dann sorglich in Stand gesetzt und mit einer Gummilösung neu aufgeklebt wurde. Der Ablösungsprozeß war immer etwas ziemlich Schmerzhaftes, von einer komischen Grimasse Begleitetes, weshalb er es nicht gern unterließ, einen seiner Monologe daran anzuknüpfen. „Eigentlich ist es Unsinn. Die meisten haben einen ganz kahlen Kopf und finden sich drin. Nur ich, warum bäume ich mich unter Qualen dagegen auf? Es ist ein Opfer, das ich der Gesellschaft bringe." Niemand aber war schließlich bereiter dazu als er, denn er freute sich auf jede Gesellschaft.

In diesen Gesellschaften, auf deren Schilderung ich in einem anderen Kapitel zurückkomme, war er sehr beliebt, was mit seiner großen und liebenswürdigen Unterhaltungsgabe, ganz besonders aber

mit einigen kleinen Sonderbarkeiten zusammen hing, die diese Unterhaltungsgabe begleiteten. Zu diesen Sonderbarkeiten zählte, neben anderem, auch eine ihm eigenthümliche Vortragsweise, die bei Citaten oder Namensnennungen immer höchst pathetisch war. Er sagte nicht gern „auf Erden" sondern bevorzugte die Wendung „auf dieser sublunarischen Welt" und wenn er das Wort „sort", z. B. in seinem Lieblingssatze: „der und der wird sein sort machen" betonte, so hätten ihn drei Franzosen um die Aussprache des „o" beneiden können. Auf gleicher Höhe, wenn nicht höher, stand sein „la mort sans phraße" oder wohl gar „la garde meurt et ne se rend pas" woraus man übrigens nicht schließen wolle, daß dies, so sehr er an allem Französischen hing, aus Gallomanie geschehen sei. Was ihn dazu bestimmte, war lediglich ein Klangbedürfniß und jede Sprache, die dazu mithalf, war ihm gleich willkommen. Es war eine Lust ihm zuzuhören, wenn er beispielsweise den Titel eines damals erschienenen Romans: Gustav Wasa oder das Blutbad zu Stockholm" aussprach oder wenn er, sobald von Schill die Rede war, hinzusetzte: „Schill, der in den Straßen von Stralsund fiel." Alles Allitterirende und Spondäische wurde von ihm bevorzugt. Er wiegte sich darauf. Am größten aber

war er wahrscheinlich bei Nennung ihm unbekannter und deshalb falsch von ihm ausgesprochener Namen, weil er sich diese, durch Regeln und Correktheit ganz uneingeengt, ganz nach seinem persönlichen Bedürfniß zurecht legen konnte. Gerade damals (1830) war in den Nachrichten aus England viel von einem Marquis von Londonderry, (Bruder des früheren Ministers Castlereagh,) die Rede, welcher Name, weil er sich einfach aus London und Derry zusammensetzt, bei richtiger Aussprache nur ziemlich mäßig in's Ohr fällt; mein Vater aber, den Namen als eine große Einheit fassend, legte, statt ihm seine zuständigen zwei Accente zu geben, einen einzigen mächtigen Accent auf das „o" der drittletzten Silbe und erzeugte dadurch eine vollkommene Donnerwirkung. Natürlich erheiterte das die Swinemünder, die mit England und englischer Sprache sehr wohl Bescheid wußten.

Und nun wieder zurück in das Wohnzimmer meines Vaters und zu seiner Einrichtung.

An der Wand, rechts neben dem Spiegelpfeiler, stand der ebenfalls aus Birkenmaser gefertigte Schreibsekretär, dessen mit grünem Fries überzogene Klappe, wenn herabgelassen, ihm zugleich als Schreibepult diente. Die verbürgteste Eigenschaft derselben war aber die, daß sie, jedem Drucke nachgebend, beständig

knarrte und quietſchte. Mein Vater indeſſen ließ ſich dadurch nicht ſtören und führte von hier aus ſeine geſammte Korreſpondenz. Links neben ihm lagen die zu beantwortenden Briefe, denen eine Papierſcheere von ungewöhnlichem Gewicht, als eine Art Briefbeſchwerer diente. Nicht jeden Tag war Schreibetag, war dieſer aber da, ſo wurde Nummer für Nummer vorgenommen, langſam und mit einer gewiſſen Künſtlerfreude, denn er ſchrieb eine ſehr hübſche Handſchrift. Waren es Geldbriefe, ſo ſteigerte ſich dieſe Freude noch ſehr erheblich. Er hatte dann nicht blos die Vorſtellung von der Wichtigkeit des Akts, ſondern des Weiteren auch eine gewiſſe moraliſche Genugthuung, dieſen Brief überhaupt noch abſchicken und ſich als ein Mann von Mitteln und „honneteté“ legitimiren zu können. Am deutlichſten trat dieſe Genugthuung hervor, wenn er, nach Erledigung der eigentlichen Schreiberei, bis zur Couvertirung und Siegelung des Briefes gekommen war. Er hatte mehrere Petſchafte für den Alltagsverkehr, jeder Geldbrief aber wurde mit einem beſonders gut geſchnittenen Petſchaft geſiegelt, das er noch aus der Ruppiner Löwenapotheke mit in ſeine Swinemünder Adlerapotheke, ſo daß es eigentlich nicht mehr paßte, herüber genommen hatte. Das Reiben des Siegellacks, um die ſchwarzen Stellen

auszutilgen, war eine Kunst, der er viel Fleiß widmete und wenn dann die fünf Siegel mit dem kleinen Löwen darauf fertig waren, sah er sich das Ganze wiederholentlich an und äußerte seine Befriedigung. Er saß gern an diesem seinem Sekretär und hing mehr oder weniger an jedem Kasten und Schubfach desselben, ein besonders intimes Verhältniß aber unterhielt er zu einem hinter einem kleinen Säulen-Vortempel verborgenen Geheimfach, drin er, wenn ihm die Verhältnisse dies gerade gestatteten, sein Geld aufbewahrte. Lag es indessen ungünstiger, mit anderen Worten war der Kasten leer, so hörte derselbe nicht auf, ein Gegenstand seiner beinahe liebkosenden Betrachtungen zu sein. Er entfernte dann den Vortempel und in das Nichts, das sich dahinter aufthat, mit einem gewissen humoristischen Ernst hineinlugend, hielt er eine seiner Ansprachen. Ich war oft dabei zugegen. „Sieh, mein Sohn, ich kann in diese dunkle Leere nicht ohne Bewegung blicken. Erst vor ein paar Tagen hab ich mir zusammengerechnet, wie viel da wohl schon gelegen hat, und es summte sich hoch auf und hatte was Tröstliches für mich.“ All dies, während er drüber lachte, war doch auch wieder ganz ernsthaft gemeint; er richtete sich wirklich an der Vorstellung

auf, was da alles schon mal gelegen hatte. Das Gascogniſche in ihm ſchlug immer wieder durch.

Der Sekretär mit der quietſchenden Klappe war, um es noch einmal zu ſagen, ein Lieblingsplatz meines Vaters, aber der bevorzugteſte war doch das große kiſſenreiche Schlafſopha, das zwiſchen dem Ofen mit den rothen Glaſurtropfen und der alten Gehäuſe-Wanduhr ſtand. Dieſe Wanduhr iſt jetzt in meinem Beſitz. Mein Großvater und mein Vater ſind bei ihrem Schlage geſtorben und ich will dasſelbe thun. Ueber dem mit buntem Wollſtoff überzogenen Sopha aber hing das noch nicht erwähnte Prachtſtück aus der Erbſchaft meines Großvaters, ein, nach dem bekannten Bilde des Malers Cunningham gefertigter großer Kupferſtich, der die Unterſchrift führte: Frédéric le Grand retournant à Sanssouci après les manoeuvres de Potsdam, accompagné de ses généraux. Wie oft habe ich vor dieſem Bilde geſtanden und dem alten Zieten unter ſeiner Huſarenmütze in's Auge geſehen, vielleicht meinen Lieblingshelden in ihm vorahnend. Unter dieſem Frederic le Grand-Bilde aber und eingebettet in die Seegraskiſſen, hielt mein Vater, der zu ſeinen vielen Prachteigenſchaften auch die eines immer tüchtigen Schläfers hatte, ſeine Nachmittagsruhe, bei der er die Zeit nie ängſtlich maß und ſich

oft erſt erhob, wenn die Dunkelſtunde ſchon da war. „Papa ſchläft wieder bis in die Nacht hinein.“ Ich wurde dann, wenn gute Tage, d. h. Friedenszeiten waren, abgeſchickt, ihn zu wecken, was ich immer gerne that, weil er dabei nicht blos von beſonders guter Laune, ſondern ſogar von einer ihm ſonſt gar nicht eignen Zärtlichkeit gegen mich war. Ich mußte mich dann zu ihm ſetzen und er plauderte mit mir, weit über meinen Kopf weg, über allerhand merkwürdige Sachen, die mich, vielleicht gerade deshalb, entzückten. Ich komme weiterhin auf dieſe wunderlichen und mir für mein Leben verbliebenen Geſpräche zurück.

Ja, das waren glückliche Stunden. Aber es kamen auch andere. Dann wurde ich nicht hinein geſchickt um ihn zu wecken, ſondern ging aus eigenem Antriebe, um nach ihm zu ſehen. Er lag dann auch ausgeſtreckt auf dem Sopha, aber auf ſeinen Arm geſtützt und ſah durch das Gezweig eines vor dem Fenſter ſtehenden ſchönen Nußbaumes, in das über den Nachbarhäuſern liegende Abendroth. Ein paar Fliegen ſummten um ihn her, ſonſt war alles ſtill, vorausgeſetzt, daß nicht gerade der Kohlenproviſor an ſeinem Mörſer ſtand und ſtampfte. Wenn ich dann an das Sopha herantrat und ſeine Hand ſtreichelte, ſah ich, daß er geweint hatte. Dann

wußte ich, daß wieder eine „große Scene“ geweſen war, immer in Folge von phantaſtiſchen Rechnereien und geſchäftlichen Unglaublichkeiten, um derentwillen man ihm doch nie böſe ſein konnte. Denn er wußte das alles und gab ſeine Schwächen mit dem ihm eignen Freimuth zu. Wenigſtens ſpäter, wenn wir über alte Zeiten mit ihm redeten. Aber damals war das anders und ich armes Kind ſtand, an der Tiſchdecke zupfend, verlegen neben ihm und ſah, tief erſchüttert, auf den großen, ſtarken Mann, der ſeiner Bewegung nicht Herr werden konnte. Manches war Bitterkeit, noch mehr war Selbſtanklage. Denn bis zu ſeiner letzten Lebensſtunde verharrte er in Liebe und Verehrung zu der Frau, die unglücklich zu machen ſein Schickſal war.

Sechstes Kapitel.

Die Stadt; ihre Bewohner und ihre Honoratioren.

Swinemünde war, als wir Sommer 1827 dort einzogen, ein unschönes Nest, aber zugleich auch wieder ein Ort von ganz besonderem Reiz, dabei aller Unbelebtheit der Mehrzahl seiner Straßen zum Trotz, von jener eigenthümlichen Lebendigkeit, die Handel und Schiffahrt geben. Es kam, um so oder so, um günstig oder ungünstig zu urtheilen, ganz darauf an, an welche Stelle der Stadt man sich stellte. Wählte man, als Beobachtungsposten, den schon mehrerwähnten Kirchenplatz, zu dessen einschließenden Häusern auch unsere Apotheke gehörte, so ließ sich, obschon hier die Hauptstraße vorüberführte, wenig Gutes sagen, gab man aber die Innenstadt auf und begab sich an den „Strom", wie die Swine regelmäßig genannt wurde, so verkehrte sich die bis dahin ungünstige Meinung in ihr Gegen-

theil. Hier am Strome nämlich, lief, auf faſt eine Viertelmeile Wegs, das „Bollwerk“ hin, eine Uferſtraße, wie ſie nicht poetiſcher gedacht werden konnte. Gerade daß hier Alles nur ein Mittelmaß hielt und nirgends an das Große der wirklich großen Handelsemporien erinnerte, gerade dies Mittelmaß der Dinge lieh allem etwas überaus Anheimelndes, gegen das ſich nur ein Griesgram, oder eine für die Zauber von Form und Farbe ganz unempfindliche Natur verſchließen konnte. Freilich war auch dieſe Bollwerk-Straße nicht an jeder Stelle dieſelbe, ließ ſogar, namentlich flußaufwärts, manches zu wünſchen übrig, von dem Punkt an jedoch, wo eine an unſerer Hausecke beginnende Querſtraße rechtwinkelig einmündete, konnte man ſich, dem Laufe des Fluſſes folgend, Schritt für Schritt an den ſich darbietenden Bildern erquicken. Hier liefen nämlich, vom abgeſchrägten Ufer aus, mal kleinere, mal größere Bretterflöße bis in den Strom hinein, ſchwimmende Bänke, darauf man, von früh Morgens an, die Mädchen wäſcheſpülend bei der Arbeit ſah, immer in heiterer Unterhaltung unter einander oder mit den Schiffsleuten, die behaglich über die Bollwerkbrüſtung gelehnt, ihnen zuſahen. Dieſe mit ihrer Staffage höchſt maleriſch wirkenden Flöße hießen „Klappen“ und dienten, be-

sonders den Fremden und Badegästen, zu besserer Ortsbezeichnung und Orientirung. Er wohnt an „Klempin's Klapp", oder gegenüber von „Jahnke's Klapp." Zwischen diesen verschiedenen Flößen beziehungsweise Waschbänken, zog sich immer ein bestimmt abgegrenztes Stück Bollwerkwandung und hier lag die Mehrzahl der Schiffe, Winters oft in drei, vier Reihen hintereinander. Die Bemannung fehlte um diese Zeit und nur ein aus dem Küchenrohr aufsteigender Rauch oder noch häufiger ein auf einem kleinen Berge von Segeltuch, wenn nicht auf seiner Hütte sitzender und die Vorübergehenden anblaffender Spitz, gab Zeugniß davon, daß die Schiffsräume nicht ganz ohne Bewachung seien. War dann im Frühling die Swine wieder eisfrei, so begann sich alsbald Alles wie mit Zauberschlag zu beleben und das Treiben am Strom hin zeigte, daß die Zeit zur Ausfahrt wieder nahe sei. Dann wurde der Schiffskörper auf die Seite gelegt, um ihn auf etwaige Schäden hin besser untersuchen zu können und waren diese gefunden, so sah man, am anderen Tage schon, an der betreffenden Bollwerkstelle, kleine mit Holzspähnen und zerfaserten alten Tauenden unterhaltene Feuer, in deren Mitte das Pech in eisernen Grapen brodelte. Ganze Haufen von Werg daneben. Und nun be-

gann der Prozeß des Kalfaterns. Kam dann Mittagzeit heran, ſo wurde noch eine Pfanne mit Kartoffeln und Speckſtücken in die Glut geſchoben und viele, viele Male, wenn ich um dieſe Stunde hier meines Weges zog, ſog ich begierig den appetitlichen Qualm ein, an dem mich der Pechbeiſatz nicht im Mindeſten ſtörte. Noch jetzt nähre ich mich, oder doch wenigſtens meine Nerven, mit Vorliebe von dem Erdpechqualm, der mitunter durch unſere neu zu asphaltirenden Berliner Straßen zieht.

Um die Frühjahrs- und Sommerzeit ſetzte ſich dann auch der mitten im Strome liegende engliſche Dampfbagger wieder in Thätigkeit, dem es oblag, das Fahrwaſſer zu verbeſſern und deſſen aus der Tiefe heraufgeholten Erd- und Schlickmaſſen an einer flachen Stelle des Stromes ausgeſchüttet und aufgethürmt wurden, um hier eine künſtliche kleine Inſel entſtehen zu laſſen. Ein paar Jahre ſpäter ſtand ſie ſchon hoch in Rohr und Schilf und trägt jetzt wahrſcheinlich Häuſer und Etabliſſements der Marine-Station, allen denen, die das erſte Drittel des Jahrhunderts noch geſehen, den Wechſel der Zeiten und das Wachſen unſerer Machtſtellung bezeugend.

Halbe Stunden lang ſah ich, wenn ich konnte, der Arbeit des engliſchen Baggers zu, deſſen Ingenieur, ein alter Schotte, Namens Macdonald, mein

besonderer Gönner war. Daß ich, ein Menschenalter später, seinen schottischen Clan bereisen und auf der Insel Icolmskill, unter Führung eines Macdonald, an die Stelle treten würde, wo nach alter Annahme König Macbeth begraben liegt, — wer mir das damals gesagt hätte!

Und wie dem Baggern, so sah ich auch dem Anlegen der Schiffe zu, wenn diese von weiten Fahrten heimkamen, einzelne (wie die „Königin Luise", ein Seehandlungsschiff) von ihren Reisen um die Erde, was damals noch etwas bedeutete. Mein Hauptschiff aber war der „Mentor", von dem es hieß, daß er einen Kampf mit chinesischen Seeräubern siegreich bestanden habe. Die Seeräuber führten ein langrohriges Metallgeschütz mit sich, das besser schoß, als die rohen, gußeisernen Kanonen, von denen der „Mentor" etliche an Bord hatte. Dazu war das Piratenboot viel schneller und so kam denn unser Swinemünder Kauffahrer alsbald in eine schlimme Lage. Der Kapitän aber wußte sich zu helfen. Er ließ all seine großen Böller an die eine Seite des Schiffes schaffen und mäßigte jetzt die Fahrt absichtlich, um den Verfolgern das Näherkommen leichter zu machen. Und nun war ihr Boot auch wirklich heran und die Piraten trafen schon Anstalt, von der einen Seite her das Schiff zu ersteigen.

Da gab der Mentor-Kapitän das verabredete Zeichen und mit aller Kraft und Schnelligkeit rollten jetzt die Böller von der einen Schiffsseite nach der andern hinüber und schlugen, durch die dünne Wandung hindurch, auf das unten haltende, schon siegessichere Boot, das nun, von der Wucht der schweren eisernen Kanonen in Stücke gebrochen, mit Mann und Maus zu Grunde ging.*)

*) Ein solches Hinüberrollen schwerer Geschütze von der einen Seite des Schiffs auf die andere, hat sich im Kriege, zu Zwecken der Vertheidigung, öfters zugetragen; einmal aber kam es auch mitten im Frieden vor und führte, weil unvorhergesehen, eine schreckliche Katastrophe herauf. Das war in den 70er oder 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit lag der „Royal George" auf der Rhede von Portsmouth und der Admiral veranstaltete an Bord dieses seines Flaggschiffes einen Ball, zu dem, außer der vornehmen Welt von Portsmouth, auch die jungen Offiziere der Canal-Flotte geladen waren. Alles war Glanz und Glück. Aber mit einem Male, während man, so wenigstens wird angenommen, eben zu einem neuen Tanze antrat, senkte sich das Schiff, wenn auch zunächst nur langsam, nach links hinüber und ehe man das volle Gefühl der Gefahr noch haben konnte, schlug es um und versank lautlos. Die Kanonen der rechten Seite, die man versäumt hatte festzulegen, waren, als eine Brise von derselben Seite her heranwehte, durch ein sich schräg legen des Schiffs nach links hinübergerollt und hatten das Unglück herbeigeführt. — Ein halbes Jahrhundert und mehr hatte den Vorfall in Vergessenheit gerathen lassen, als die mittlerweile seitens der Taucherkunst gemachten Fortschritte

Solche Geſchichten waren immer in der Luft und knüpften nicht blos an die Schiffe, ſondern gelegentlich auch an die Häuſer an, die den Schiffen gegenüber, an der anderen Seite des Bollwerks lagen. Weiter flußabwärts aber verloren ſowohl

---

zu dem Verſuche führten, das Schiff wieder zu heben oder wenigſtens den Werthinhalt deſſelben wieder an's Licht zu ſchaffen. Ich lebte gerade damals, 1858, in England und verfolgte dieſe Verſuche mit dem höchſten Intereſſe. Die Taucher waren ſelbſtverſtändlich die Helden des Tages. Ihr beſtändiges Sichbewegenmüſſen unter den geputzten Balldamen in der Salonkajüte, hatte Manches was auf die Nerven fiel, aber eine ganz beſtimmte Scene die vorkam, war doch noch von etwas beſonders Schreckhaftem begleitet. Es galt, als man mit dem Leichteren fertig war, zuletzt noch die Hinaufſchaffung der Geſchütze, die denn auch dadurch bewerkſtelligt wurde, daß die Taucher eine von oben her herabgelaſſene Eiſenkette um die Rohre legten und dann das Zeichen zum Aufziehen gaben. Einem der Taucher war dies ſchon etliche Male geglückt, als er aber damit fortfuhr und ſich eben wieder mit dem Umlegen der Kette beſchäftigte, ſah er, daß ein ungeheurer Seefroſch, der ſich in dem mächtigen Geſchützrohr einquartiert hatte, ſeinen Kopf neugierig vorſtreckend, ihn mit ſeinen Rieſenfroſchaugen ziemlich mißmuthig anſah. Er erſchrak heftig, aber voll Geiſtesgegenwart den Kanonenwiſcher packend, der noch auf der Laffette lag, ſtieß er den Neugierigen in ſeine Wohnung zurück, ließ den Wiſcher wie einen Verſchlußpfropfen drin ſtecken und gab, während er ſich rittlings auf die Kanone ſchwang, das Signal, auf das hin nun die Hebemaſchiene ſowohl ihn, wie das Geſchütz ſelbſt und den gefangenen Seefroſch nach oben zog.

dieſe Häuſer, wie die Geſchichten ihren Reiz, bis, erſt ganz am Ende der Stadt wieder, ein etwas zurückgelegenes, großes Gebäude das Intereſſe noch einmal in Anſpruch nahm. Dies war das erſt ſeit Kurzem errichtete „Geſellſchaftshaus", das nicht blos den Vereinigungsplatz für die Badegäſte, ſondern, ſolange die Saiſon anhielt, auch für die ſtädtiſchen Honoratioren bildete, von denen vielleicht keiner öfter hier zur Stelle war, als mein Vater. Dieſer häufige Beſuch galt nun freilich nicht eigentlich dem „Geſellſchaftshauſe" ſelbſt, am wenigſten den darin zur Aufführung kommenden Concerten und Theaterſtücken, der gelegentlich ſtattfindenden Bälle ganz zu geſchweigen, — nein, was ihn anzog und mitunter ſchon zur Frühſchoppenzeit hinausführte, das war ein dicht neben dem Geſellſchaftshauſe ſtehender Pavillon, darin ein mit untadeligem blauen Frack und Goldknöpfen angethaner alter Major von hiſtoriſchem Namen, unter affabelſten Manieren eine kleine Bank auflegte. Dieſe war nur allzu oft das Wanderziel meines Vaters, der, wenn er ein Erkleckliches dort verloren und den pot des Bankhalters entſprechend bereichert hatte, ſtatt verſtimmt darüber zu ſein, nur einfach den Schluß zog, daß das Bankhalten ein, einen ſicheren Gewinn abwerfendes Geſchäft und der alte Major mit dem hohen weißen

Halstuch und der Brillantnadel, ein überaus beneidens- und vor allem auch sehr nachahmenswerther Mann sei. Bei solcher Existenz habe man was vom Leben. Dergleichen sprach er dann auch aus, wenn er nach Hause kam und sich verspätet zu Tische setzte. Einmal geschah es in Gegenwart einer Schwester meiner Mutter, einer eben erst verheiratheten jungen Frau, die während der Badezeit auf Besuch bei uns weilte.

„Das wirst Du doch nicht thun, Louis," antwortete sie auf seine Auseinandersetzungen.

„Warum nicht?"

„Weil es keine Ehre hat."

„Hm, Ehre," warf er hin und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

Aber er hatte doch nicht den Muth, es zu bestreiten und sah nur weg und stand auf.

* * *

Die Stadt war sehr häßlich und sehr hübsch, und ein gleicher Gegensatz sprach sich auch, wenigstens auf die moralischen Qualitäten hin angesehen, in ihrer Bevölkerung aus. Es gab hier, wie immer in Seestädten, eine breite, tagaus, tagein unter Rum und Arac stehende, zugleich den Grundstock

der Gesamteinwohnerschaft ausmachende Volksschicht, daneben aber, ebenfalls nach allgemein seestädtischem Vorbild, eine geistig durchaus höher potenzirte Gesellschaft, die jedenfalls weit über das hinauswuchs, was man damals in den von engsten Philisteranschauungen beherrschten kleinen Städten der Binnenprovinzen, namentlich auch unserer Mark, anzutreffen pflegte. Daß die Bewohnerschaft allem Spießbürgerthum so durchaus fremd war, hatte sicher in manchem seinen Grund, vorwiegend aber wohl darin, daß die gesammte Bevölkerung von ausgesprochen internationalem Charakter war. In den umliegenden großen und reichen Dörfern wohnten vielleicht noch wendisch-pommersche Autochthonen aus den Tagen von Julin und Vineta her, in Swinemünde selbst aber, zumal in der Oberschicht der Bewohnerschaft war Alles derart durcheinander gewürfelt, daß man den Repräsentanten aller nordeuropäischen Völker daselbst begegnete, Schweden, Dänen, Holländern, Schotten, die hier früher oder später hängen geblieben waren, die meisten wohl zu Beginn des Jahrhunderts, zu welcher Zeit die bis dahin sehr unbedeutende Stadt überhaupt erst einen Aufschwung genommen hatte.

Die Zahl der Einwohner war, als wir daselbst eintrafen, gegen 4000, wovon aber kaum der zehnte Theil

städtisch-bürgerlich und ein noch viel viel kleinerer Bruchtheil gesellschaftlich in Betracht kam. Was man mit mehr oder weniger Fug und Recht „Gesellschaft" nennen konnte, bestand aus nicht mehr als 20 Familien. Diese 20 bildeten (auch ein paar von Adel aus der Umgegend kamen des Weiteren hinzu) eine sich im Olthoff'schen Saale versammelnde „Ressource", zu der noch, wie zur Gesellschaft überhaupt, der Anhang oder die Gefolgschaft einiger der reichsten und angesehensten Häuser gehörte. Diese halb aus armen Verwandten und halb aus heruntergekommenen Kaufleuten bestehende Clientel, wurde nicht immer, aber doch jedesmal zu den größeren, auf starke Wirkungen berechneten Gastereien mit herangezogen, um hier, während der zweiten Tafelhälfte — die erste that sich meist durch bemerkenswerth gute Haltung hervor — das über sich ergehn zu lassen, was die Engländer practical jokes nennen. Trat dieser Zeitpunkt ein, so lösten sich alle Bande frommer Scheu und man schritt nun zu den gewagtesten Experimenten, über die zu berichten, die Feder sich sträubt. Einmal kam es vor, daß einem dieser Unglücklichen, unglücklich weil er arm und abhängig, ein Backzahn mit der ersten besten Zange ausgezogen wurde, woraus man aber nicht schließen wolle, daß diejenigen die dies vornahmen,

überhaupt rohe Menſchen geweſen wären. Nur der zu jener Zeit, zumal wenn die Weinlaune hinzukam, ſich gern geltend machende geſellſchaftliche Uebermuth, glaubte ſich dergleichen erlauben zu dürfen. In reichen und vornehmen Häuſern auf dem Lande ging man gelegentlich noch um einen guten Schritt weiter, worüber ich anderen Orts ausführlicher berichtet habe.

Zwanzig Familien alſo bildeten die Honoratiorenſchaft der Stadt und aus der Geſammtheit derſelben möchte ich in dieſem und den zwei folgenden Kapiteln eine beſtimmte Zahl von Perſonen dem Leſer vorſtellen dürfen.

* * *

Da war zunächſt der alte Landrath von Flemming, damals ein Funfziger, nach Geburt und Stellung der erſte Mann der Stadt und vielleicht auch der beſte. Guter alter Adelstypus. Sein Adelsgefühl war von jener eigenthümlichen, glücklicherweiſe häufiger vorkommenden Art, die nie verletzt, ſo wie es Fromme giebt, deren Frömmigkeit nie bedrückt. Jene Adligen und dieſe Frommen haben eben nur das Bewußtſein eines inneren Vermögens, ſtill, ohne jede Provokation. Der alte Flemming gehörte zu dieſen Bevorzugten; er war

vollkommen anſpruchslos, eine tief beſcheidene Natur, die die ſogenannten Gaben nicht mißachtete, aber auch nicht überſchätzte und das Gewicht auf die Geſinnung legte. Seine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt waren die beſten von der Welt. Unter anderen Verhältniſſen, hätte er es ſehr wahrſcheinlich vorgezogen, mit ſeinen Standesgenoſſen zu leben, aber in Swinemünde gab es deren nicht und in der Nachbarſchaft nur ſehr wenige. So ſchloß er ſich geſellſchaftlich dem an, was da war. Nur in Einem nahm er beharrlich eine Sonderſtellung ein, wohl mit einer kleinen liebenswürdigen Abſichtlichkeit. Das war hinſichtlich des Tiſchweins. Auf allen Tafeln hielt man ſtreng zum Stettiner Rothwein, der alte Flemming aber bezog ihn direkt aus Bordeaux, was ihm viele Koſten und wenig Dank einbrachte. „Wenn er ſich doch zur Stettiner Traube bekehren wollte," ſo hieß es oft, ohne daß es geholfen hätte. Seine hinterpommerſchen Güter waren verpachtet und wurden erſt nach ſeinem Tode von der Familie wieder übernommen. Er hatte ſich ſpät verheirathet und ſein Haus, dem ein reicher Kinderſegen erblühte, that ſich ebenſo durch gute Sitte wie durch Herzensgüte hervor. Zwiſchen ſeiner Frau und meiner Mutter beſtand eine große Liebe, was wohl in gegenſeitigem Reſpekt der Charaktere

seinen Grund hatte. Diese besondere Freundschaft führte denn auch zu Stiftung eines „cercle intime“, der eine etwas merkwürdige Zusammensetzung hatte: Landrath von Flemming (Uradel), Rittergutsbesitzer von Borcke (dito), Apotheker Fontane. Hierin lagen denn auch, trotz besten Willens auf beiden Seiten, die Keime raschen Auseinanderfallens und es kam wirklich über einen ersten Gesellschaftsabend nicht hinaus. Man hatte sich bei Flemmings versammelt und als es zu Tische ging, reichte der alte Flemming der schönen Frau von Borcke seinen Arm und von Borcke der Frau von Flemming; mein Vater und meine Mutter blieben übrig. „Eh bien, Madame, Dieu le veut“ sagte mein Vater und beide folgten als drittes Paar. Es kam andern Tags zu den aufrichtigst gemeinten Entschuldigungen, ohne daß diese den „cercle intime“ wiederhergestellt hätten. Aber auch ohne diesen, die Freundschaft blieb und überdauerte, wie gleich hier erzählt werden mag, unsren Swinemünder Aufenthalt um viele Jahre. Dessen war besonders die silberne Hochzeit meiner Eltern, 1844, ein beredter Zeuge. Wir lebten damals in einem großen und reichen Oderbruchdorfe, zwei Meilen von Küstrin, und von uns Kindern war, wohl oder übel, ein Polterabend vorbereitet worden. Die Mama hatte sich zunächst sehr ener-

gisch dagegen ausgesprochen, war aber schließlich überwunden worden. Und so kam denn der große Tag heran. Am Spätnachmittage, kurz vor Beginn der Aufführungen — einige von uns waren schon in Kostüm — fuhr, unter herzhaftem Blasen des Postillons, eine Extrapost bei uns vor, und dem ziemlich klapprigen Wagen entstiegen, nachdem ein Tritt herangerückt war (denn die Wege waren mal wieder grundlos) als Erster der alte Landrath von Flemming und hinter ihm her ein zweiter Herr, beide abdeputirt, um dem Silberpaare die Grüße der alten Swinemünder Freunde zu bringen. Sie kamen, wie sich denken läßt, nicht mit leeren Händen und als wir Kinder das Unsere gethan und unser Festspiel beendet hatten, trat von Flemming im Namen der alten Tafelrunde vor und überreichte, unter feierlicher Ansprache, einen Pokal. Die Freude war groß und aufrichtig. Ein kleines Abendessen folgte dieser Scene, von allerlei Reden begleitet; aber diese Reden und Gegenreden, so viele ihrer waren, reichten doch nicht aus, die langen Abendstunden mit Manier zu füllen, so daß gegen 9 der Spieltisch aufgeklappt und eine Partie ganz wie vordem arrangirt wurde. Dies wiederholte sich auch am nächstfolgenden Tage, wo, nach dem stattgehabten eigentlichen Festmahle, die Verlegenheiten hinsichtlich Unterbringung der

Zeit, noch um ein erhebliches größer waren. Alles in Allem war, als ſich, Gott ſei Dank, am Morgen des dritten Tages der Abreiſemoment näherte, die Mehrzahl der Stunden am Whiſttiſch verbracht worden. Und nun kam der Abſchied ſelbſt. Wir ſahen den beiden Scheidenden unter Tücherwehen eine ganze Weile nach, dann aber nahm mich mein Vater unter'm Arm und ſagte, während er mit mir auf und ab ging: „Es war sans phrase reizend, aber einſchließlich unſeres Whiſt en trois doch etwas koſtſpielig. Habe wieder ein Erkleckliches dabei verloren. Andrerſeits muß ich ſagen, es hätte mich doch ſehr genirt, wenn ich der Gewinner geweſen wäre. Bedenke nur den Pokal und die Reiſe! Freilich, merkwürdig iſt und bleibt es . . . nicht einmal an meinem ſilbernen Hochzeitstage . . . immer daſſelbe Pech. Ob es doch vielleicht ein Zeichen für mich ſein ſoll, eine Schickſalsmahnung es aufzugeben!“

Und wirklich, er gab es auf. Freilich nicht direkt, aber der hier geſchilderte Tag war doch ein Wendepunkt und wenn ich ihn in ſeinen letzten Lebensjahren beſuchte, beglückwünſchte er ſich regelmäßig zu dieſem endlichen Wandel der Dinge und ſagte: „Das verdanke ich dem alten Flemming; weißt Du noch, damals, als er mir den Pokal brachte.“

Frau von Flemming war eine geb. Koenigk. Ihr Vater ſtarb früh, aber ihr Oheim lebte noch in den hier von mir zu ſchildernden Tagen. Es war das der alte Steuerrath Koenigk. Er nahm, neben Landrath v. Flemming wohl die erſte Stellung ein, ſo wenigſtens erſchien es mir, was übrigens möglicherweiſe nur darin ſeinen Grund hatte, daß ich, in Folge von vielen noch aus der Zeit der Continental-Sperre herrührenden Geſchichten, vor Jeglichem was mit Steuer und Douane zuſammenhing, einen großen Reſpekt hegte. So war einer dieſer Geſchichten nach, ich glaube im Jahre 9, der Verſuch gemacht worden, eine Schiffsladung voll Vanille einzuſchmuggeln, ſelbſtverſtändlich eine Sache von ſehr bedeutendem Werth. Die Douane kam indeſſen dahinter und belegte die ganze Ladung mit Beſchlag. Aber nicht das allein, auch vernichtet mußte die Ladung werden und ſo wurden denn hunderte von Vanillekiſten auf dem großen Marktplatz über einander geſchichtet und angezündet. Dies geſchah zufällig bei nebligem Wetter und ſo kam es denn, daß der die Flamme niederdrückende Nebel die Stadt einen ganzen Tag lang in eine Vanillen-Atmoſphäre hüllte. Wo ſo was vorkommen konnte, da ſpielte die Steuer natürlich eine Rolle. — Steuerrath Koenigk war ein Herr von ſehr feinen Sitten, ernſt

und liebenswürdig zugleich, dabei voll Geistesgegenwart. Einmal in eine Gesellschaft geladen, wurde er aufgefordert, sich an den Spieltisch zu setzen. Das Erste was er sah, waren ungestempelte Karten. Er erhob sich einfach von seinem Platz und ging in das Nebenzimmer, um da mit den Damen zu plaudern. Die Karten verschwanden natürlich sofort. Koenigk, als wir nach Swinemünde kamen, war schon mehrere Jahre lang Wittwer und lebte zurückgezogener als andere. Von seinen beiden Söhnen aber war der ältere dann und wann auf Besuch im väterlichen Hause. Dieser ältere, Karl, hatte sich dem Baufach gewidmet und bekleidete zuletzt ein Direktorial-Amt (Betriebsdirektor) an der Anhalter Eisenbahn. Er beschloß seine Tage in einer kleinen Stadt am Harz. Der jüngere Bruder, Louis, führte ein eigenthümlich wechselvolles Leben. Er war stark in die Demagogenbewegung verwickelt und hatte Festungshaft zu verbüßen. Als er wieder frei kam, kam auch er vorübergehend in's väterliche Haus und ich entsinne mich seiner, aus jener Zeit her sehr wohl. „Er war für Freiheit und kam auf die Festung," in diese Lapidarworte faßte mein Vater die Situation zusammen und ich meinerseits war voller Theilnahme, weil ich in dem Ganzen etwas Heldenmäßiges und Opferfreudiges sah, das mir als solches imponirte.

Von seinem Lebensausgang erfuhr ich später das Folgende. Mitte der dreißiger Jahre ging er, als Erzieher zu den Kindern eines Grafen Bninski; dort war er lange Zeit, wurde Freund des Hauses und sprach nur oft den Wunsch aus, daß er auf dem Swinemünder Kirchhofe begraben sein möchte. Daß sich dies erfüllen würde, war ihm selber sehr zweifelhaft. Aber es erfüllte sich doch. Er wurde nervenkrank und sollte, nach ärztlichem Rath, zu seiner Wiederherstellung in ein Seebad. Er wählte natürlich Swinemünde. Da starb er und ruht nun da, wo er zu ruhen wünschte.

* * *

Ein Anderer aus der Honoratiorenschaft war Hofrath Dr. Kind, wenn ich recht berichtet bin, ein Neffe des Freischützdichters Friedrich Kind. Er war mit einem Fräulein Valentini verheirathet, einer Schwester des um jene Zeit als Universitätslehrer in Berlin lebenden italienischen Professors Valentini. Das damals erst aufblühende Swinemünder Seebad verdankte dem Eifer Kind's sehr viel; unter anderem war er auch schriftstellerisch in dieser Richtung thätig. In seiner Erscheinung war er klein und fein, typischer Sachse, was sonderbarerweise die Spottlust der sonst so humoristisch-derb zugeschnittenen Swinemünder

nicht herausforderte. Nie war er Gegenstand von neckischen Angriffen, und ist mir dadurch immer ein Beweis geblieben, daß man Hänseleien sehr wohl entgehen kann, auch ohne Grobheit, Unliebenswürdigkeit und Zweikämpfe. Denn es ist sehr selten, daß Spötter unter allen Umständen ihren Spott treiben, sie suchen vielmehr zunächst nach Schwächen und erst wenn sie diese gefunden haben, haken sie ein, während alle diejenigen unbehelligt bleiben, die ruhig und artig ihren Weg wandeln und keine Blöße bieten. So war es auch mit Dr. Kind. Er war unser Hausarzt und meine Mutter hielt große Stücke auf ihn. „Die Andern" sagte sie „sind Witzbolde, Dr. Kind ist aber ein feiner Mann und wenn ich da wählen soll, wird mir die Wahl nicht schwer."

Hofrath Kind war Hüter unseres physischen Menschen, der alte Pastor Kastner dagegen war Hüter unserer Seelen. Allerdings nicht auf lange mehr; er starb bald nach unserer Ankunft. Sein Amtieren am Ort reichte wohl bis in die letzten fridericianischen Regierungsjahre, jedenfalls bis in die Franzosenzeit zurück, und wenn er „Erinnerungen" geschrieben hätte, so hätte das wohl das anschaulichste Bild einer kleinen pommerschen Seestadt aus dem Ende des vorigen und dem Beginne dieses Jahrhunderts gegeben. Er hatte durch all die Zeit hin,

trotzdem es Zeiten bedenklichster Lebens- und Gesellschaftsformen waren, sein Ansehen nicht eingebüßt und die Liebe seiner Gemeinde stiftete ihm gegen das Ende seiner Tage hin ein lebensgroßes Bild in der Kirche, das, wie die Bilder aller alten Pastoren mit Doppelkinn, den ausgesprochenen Luthertypus zeigte. Wenn wir gelegentlich dem alten Küster Hahr, der nebenher auch noch Totengräber und Glöckner war, beim Glockenläuten halfen, schlich ich mich meistens aus der Vorhalle der Kirche in diese selbst hinein, blos um das Bild des alten Kastner, der mir als der Inbegriff des Ehrwürdigen erschien, besser vor Augen zu haben. Daß mich der alte K. beziehungsweise sein Bild so lebhaft interessirte, hatte freilich seinen Grund nicht blos in der ehrwürdigen Erscheinung des Alten, sondern mehr noch darin, daß mir mein Vater erzählt hatte, Pastor Kastner, trotzdem er nur arm sei, habe seine drei Söhne studieren lassen, und alle drei seien Professoren geworden, einer sogar Professor der Chemie zu Kasan, „zu Kasan an der Wolga mit beinahe 60,000 Einwohnern.“ Mein Vater hatte nämlich, wie schon angedeutet, ein besonderes Talent, nicht bloß historische sondern auch geographische Namen derart auszusprechen, daß sie einen Eindruck machen mußten, besonders wenn er die Namens-

nennung noch mit einer großen Einwohnerzahl begleiteten konnte.

Neben dem Predigerhause stand das Burgemeisterhaus, drin Burgemeister Beda wohnte. Wie Kastner, so war auch Beda schon alt und krank und sein Stadtregiment, wenn er ein solches überhaupt noch führte, währte nicht lange mehr. Kaum ist mir ein Bild von ihm geblieben, desto deutlicher aber von seiner (zweiten) Frau. Diese war, bei Hinscheiden ihres Gatten, noch eine Schönheit ersten Ranges und stammte wahrscheinlich aus dem Süden, ich würde sagen aus Süd-Spanien, wenn sie nicht, statt klein und zierlich wie die meisten Südspanierinnen, von imposanter Erscheinung gewesen wäre, groß, ernst, hoheitlich. Jedenfalls war ihr etwas völlig Fremdartiges eigen und als ich einige zwanzig Jahre später Storm's Gedichte kennen und bewundern lernte, konnte ich eines dieser Gedichte nie lesen, ohne die Gestalt der schönen Frau Beda wieder vor mir aufsteigen zu sehen. Dies Gedicht hieß „Die Fremde" und lautete in seinen Schlußzeilen:

Ich hörte niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau,
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau

Lag noch Granada's Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

All das paßte genau auf die ſchöne Frau Beda. Ihre älteſte Tochter, die, viele Jahre ſpäter, in unſerem Hauſe lebte und meine jüngſte Schweſter erzog, war in ihrer Jugend von gleicher Schönheit wie die Mutter, aber nicht von derſelben Dauerbarkeit. Ein jüngerer Sohn der Frau Beda, der jahrelang zu meinen Spielgefährten zählte, ging ſpäter nach England und wurde preußiſcher Konſul in Leith bei Edinburg. Da ſah ich ihn 1858 auf einer Reiſe durch Schottland wieder, ihn und ſeine junge Frau. Dieſe war eine Tochter des Hiſtorikers Aliſon, eines der wenigen engliſchen Geſchichtsſchreiber, die toryſtiſch und (was Aliſon angeht) ſogar im Sinne und zur Vertheidigung der geſammten Stuart-Familie geſchrieben haben. Auch das kam zur Sprache und wir verplauderten ſehr angenehme Stunden.

Die Mutter und Tochter Beda waren Schönheiten, was mir Gelegenheit giebt, hier, einſchaltend, über die Swinemünder Frauenwelt überhaupt zu ſprechen. Der kleine Ort war wie eine lebendige Galerie of

nennung noch mit einer großen Einwohnerzahl begleiteten konnte.

Neben dem Predigerhause stand das Burgemeisterhaus, drin Burgemeister Beda wohnte. Wie Kastner, so war auch Beda schon alt und krank und sein Stadtregiment, wenn er ein solches überhaupt noch führte, währte nicht lange mehr. Kaum ist mir ein Bild von ihm geblieben, desto deutlicher aber von seiner (zweiten) Frau. Diese war, bei Hinscheiden ihres Gatten, noch eine Schönheit ersten Ranges und stammte wahrscheinlich aus dem Süden, ich würde sagen aus Süd-Spanien, wenn sie nicht, statt klein und zierlich wie die meisten Südspanierinnen, von imposanter Erscheinung gewesen wäre, groß, ernst, hoheitlich. Jedenfalls war ihr etwas völlig Fremdartiges eigen und als ich einige zwanzig Jahre später Storm's Gedichte kennen und bewundern lernte, konnte ich eines dieser Gedichte nie lesen, ohne die Gestalt der schönen Frau Beda wieder vor mir aufsteigen zu sehen. Dies Gedicht hieß „Die Fremde" und lautete in seinen Schlußzeilen:

Ich hörte niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau,
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau

Lag noch Granada's Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

All das paßte genau auf die ſchöne Frau Beda. Ihre älteſte Tochter, die, viele Jahre ſpäter, in unſerem Hauſe lebte und meine jüngſte Schweſter erzog, war in ihrer Jugend von gleicher Schönheit wie die Mutter, aber nicht von derſelben Dauerbarkeit. Ein jüngerer Sohn der Frau Beda, der jahrelang zu meinen Spielgefährten zählte, ging ſpäter nach England und wurde preußiſcher Konſul in Leith bei Edinburg. Da ſah ich ihn 1858 auf einer Reiſe durch Schottland wieder, ihn und ſeine junge Frau. Dieſe war eine Tochter des Hiſtorikers Aliſon, eines der wenigen engliſchen Geſchichtsſchreiber, die toryſtiſch und (was Aliſon angeht) ſogar im Sinne und zur Vertheidigung der geſammten Stuart-Familie geſchrieben haben. Auch das kam zur Sprache und wir verplauderten ſehr angenehme Stunden.

Die Mutter und Tochter Beda waren Schönheiten, was mir Gelegenheit giebt, hier, einſchaltend, über die Swinemünder Frauenwelt überhaupt zu ſprechen. Der kleine Ort war wie eine lebendige Galerie of

beauties und gab so recht den Beweis für die Überlegenheit der Meeresanwohner in allem was Erscheinung angeht. Wohl mag gelegentlich auch eine deutsche Binnenlandsbevölkerung, also beispielsweise die Bevölkerung in Rhein- und Main-Franken, in einzelnen Theilen von Schwaben, auch sporadisch in Sachsen und Schlesien, ähnlich hohe Prozentsätze von anmuthigen Frauen und Mädchen aufweisen, ich bilde mir aber ein, nirgends in meiner deutschen Heimath so viel weibliche Schönheit gesehn zu haben, wie damals in dieser kleinen Stadt. In den guten Familien war eigentlich alles hübsch, aber fast noch hübscher war die dienende Klasse. Weiter oben habe ich den Namen des Todtengräbers Hahr genannt; seine Tochter war bei uns im Hause und so schön, daß sie sich weit über ihren Stand und ihre Bildung hinaus verheirathete. Was daraus geworden ist, weiß ich nicht. Und dabei war es, als ob der Ort, nach dem Satze „wo viel ist wird's immer mehr" auch noch Anziehungskraft auf umwohnende Schönheiten ausgeübt hätte. So kam es, daß sich eines Tages, aus dem Neuvorpommerschen, ein Major Thomas mit seinen Töchtern in Swinemünde niederließ, drei junge Damen, die nun, durch Jahre hin, den Culminationspunkt des gesellschaftlichen Lebens bildeten. Mein Vater, ganz aus dem Häuschen, hielt be-

geisterte Reden in dem ihm eignen Stil, was jedesmal einen Gegenstand äußerster Erheitrung für meine Mutter ausmachte, während ich selbst, wenn ich an Ballabenden dem Tanze dieser drei Huldinnen zusehen durfte, den Olthoffschen Ressourcensaal sich in einen Weihetempel verwandeln sah.

Ziemlich um dieselbe Zeit als Major Thomas eintraf, kam auch Schifffahrtsdirektor Bauer. Er hatte keine schönen Töchter, spielte sich aber selber auf Schönheit oder um mit meinem Vater zu sprechen „auf ein gefälliges Exterieur hin" aus. Und nicht ohne Grund, denn er hatte gesunde Farben und blonde Löckchen und trug eine goldne Brille. Noch ehe er da war, war schon eine Art Opposition gegen ihn im Gange, was der Sachlage nach, eigentlich nur natürlich war. Es hatte bis dahin, wenn ich recht berichtet bin, keine Schifffartsdirektor-Stelle gegeben und nun schuf man eine solche. Wenn man nach dem Namen gehen durfte, so mußte die Stelle nothwendig den Zweck haben, der Schifffahrt aufzuhelfen und der, der bestimmt war, diese Hülfe zu leisten, mußte was davon verstehn. Aber verstand der in Sicht Stehende wirklich etwas davon? Das wollte nicht recht einleuchten. Er war ein Binnenlandsmensch und hatte von Schiffen schwerlich mehr gesehn, als eine Gondelflottille zwischen Treptow und Stralau. Was

konnte der helfen und fördern! Das war ſo die Stimmung, als er kam. „Ein Herr vom grünen Tiſch“ ſo hieß es. Nun mochte ſich manches Richtige darin ausſprechen, nur in Einem war es nicht richtig; der eben Eingetroffene war alles, nur kein „Herr vom grünen Tiſch“, genau das Gegentheil. Er hatte ſeine Laufbahn als Schillianer oder Lützower oder freiwilliger Jäger begonnen und war um bewieſener Schneidigkeit und patriotiſcher Geſinnung willen in den Staatsdienſt herübergenommen worden. Alle dieſe Perſonen, was ſonſt auch gegen ſie geſagt werden konnte, waren nie Schreiberſeelen, ſetzten vielmehr umgekehrt ihr Vertrauen und ihren Anſpruch an's Leben in ihre Perſönlichkeit und gingen davon aus, daß ſich mit gutem Muth und geſundem Menſchenverſtand — eine gute ſtaatliche Rückendeckung natürlich vorausgeſetzt — alles machen ließe. Fachwiſſen und Schreiberei, dazu waren die Sekretäre da; Sicherheit des Auftretens, gute Nerven und Frühſtücksſtimmung, das war das, worauf es ankam. Von dieſer Anſchauung und Richtung war denn auch der neue Schifffahrtsdirektor. Als er ſich eingeführt hatte, ſah man ſofort, daß man ihn falſch taxirt habe, was indeſſen die Stimmung gegen ihn nicht beſſerte. Vom grünen Tiſch war er nicht, er war umgekehrt Lebemann und ganz und gar darauf aus, in kluger

Weise die Dinge zu seinem Vortheil zu gestalten. Das war etwas durchaus Anderes, aber in den Augen der regierenden Klasse mindestens ebenso gefährlich oder vielleicht noch gefährlicher. Es galt also, ihn in Schach zu halten, was seiner Gewandtheit und Schlagfertigkeit gegenüber nicht ganz leicht war. Endlich indessen fand sich die Gelegenheit dazu. Bauer, ganz Autodidakt, hatte die Schwäche aller Autodidakten, sich auf „Bildung" hin ausspielen und in Fremdwörten excelliren zu wollen. Eine Weile ging das. Mit einem Mal aber schlug seine Stunde und das irrthümlich angewandte Wort „Triumph" wurde zum Triumph für seine Gegner. Er ließ nämlich einen Wohlthätigkeitsaufruf drucken, darin in klug berechneter Huldigung gegen die drei reichsten und angesehensten Familien Swinemünde's, von dem Triumphirate der Stadt" gesprochen wurde. Da hatten sie ihn, er war entdeckt. An dem unglücklichen „ph" war seine Macht gescheitert. Ähnliche Menschlichkeiten folgten und das eine Zeit lang um sein Ansehen besorgt gewesene Honoratiorenthum führte nun das bisdahin so stolze Roß ruhig und sicher am Zügel. Man ließ ihm seine Rodomontaden und war zufrieden, ihn in seinen eigenen Augen einigermaßen entgöttert zu haben. Bauer — der übrigens zwanzig Jahre später (1848) als demokratischer Krotoschiner Bürgermeister noch

konnte der helfen und fördern! Das war so die Stimmung, als er kam. „Ein Herr vom grünen Tiſch“ ſo hieß es. Nun mochte ſich manches Richtige darin ausſprechen, nur in Einem war es nicht richtig; der eben Eingetroffene war alles, nur kein „Herr vom grünen Tiſch“, genau das Gegentheil. Er hatte ſeine Laufbahn als Schillianer oder Lützower oder freiwilliger Jäger begonnen und war um bewieſener Schneidigkeit und patriotiſcher Geſinnung willen in den Staatsdienſt herübergenommen worden. Alle dieſe Perſonen, was ſonſt auch gegen ſie geſagt werden konnte, waren nie Schreiberſeelen, ſetzten vielmehr umgekehrt ihr Vertrauen und ihren Anſpruch an's Leben in ihre Perſönlichkeit und gingen davon aus, daß ſich mit gutem Muth und geſundem Menſchenverſtand — eine gute ſtaatliche Rückendeckung natürlich vorausgeſetzt — alles machen ließe. Fachwiſſen und Schreiberei, dazu waren die Sekretäre da; Sicherheit des Auftretens, gute Nerven und Frühſtücksſtimmung, das war das, worauf es ankam. Von dieſer Anſchauung und Richtung war denn auch der neue Schifffahrtsdirektor. Als er ſich eingeführt hatte, ſah man ſofort, daß man ihn falſch taxirt habe, was indeſſen die Stimmung gegen ihn nicht beſſerte. Vom grünen Tiſch war er nicht, er war umgekehrt Lebemann und ganz und gar darauf aus, in kluger

Weise die Dinge zu seinem Vortheil zu gestalten. Das war etwas durchaus Anderes, aber in den Augen der regierenden Klasse mindestens ebenso gefährlich oder vielleicht noch gefährlicher. Es galt also, ihn in Schach zu halten, was seiner Gewandtheit und Schlagfertigkeit gegenüber nicht ganz leicht war. Endlich indessen fand sich die Gelegenheit dazu. Bauer, ganz Autodidakt, hatte die Schwäche aller Autodidakten, sich auf „Bildung" hin ausspielen und in Fremdwörten excelliren zu wollen. Eine Weile ging das. Mit einem Mal aber schlug seine Stunde und das irrthümlich angewandte Wort „Triumph" wurde zum Triumph für seine Gegner. Er ließ nämlich einen Wohlthätigkeitsaufruf drucken, darin in klug berechneter Huldigung gegen die drei reichsten und angesehensten Familien Swinemünde's, von dem Triumphirate der Stadt" gesprochen wurde. Da hatten sie ihn, er war entdeckt. An dem unglücklichen „ph" war seine Macht gescheitert. Ähnliche Menschlichkeiten folgten und das eine Zeit lang um sein Ansehen besorgt gewesene Honoratiorenthum führte nun das bisdahin so stolze Roß ruhig und sicher am Zügel. Man ließ ihm seine Rodomontaden und war zufrieden, ihn in seinen eigenen Augen einigermaßen entgöttert zu haben. Bauer — der übrigens zwanzig Jahre später (1848) als demokratischer Krotoschiner Bürgermeister noch

einmal eine kurze Weile geglänzt haben soll — war einfach Mensch geworden und der alte Swinemünder Ton konnte, wie vordem, unbehindert weiterherrschen.

Unter denen, die diesen alten Ton in seiner kräftigsten Urgestalt repräsentirten, stand Konsul Thompson obenan. Er bewohnte ein großes Haus am Markt, ein Haus mit drei Fronten, an deren einer sein kleiner Kaufladen lag, denn, wie bei allen Konsuln, so durfte auch bei ihm der Laden nicht fehlen. Warum alle so sehr darauf hielten, weiß ich nicht, da, wie mir scheinen will, der Ertrag dieser Läden nur unbedeutend sein konnte. Thompson, damals ein Mann von Mitte 40, glich, für gewöhnlich, dem „deutschen Herrn", dem Tiefenbach in den Piccolominis, verstand es aber, wenn es paßte, den gemüthlichen Tiefenbach in den rücksichtslosesten Illo zu verkehren. Klug, humoristisch, voll Schlagfertigkeit, war er immer noch sehr beliebt und einflußreich, trotzdem er den unter dem Ansehen einer anderen und geschulteren Familie seit etwa 15 Jahren immer maßvoller gewordenen Stadtton, nicht mehr ausschließlich bestimmte. Nur im Bowle-Brauen war er unbestrittener Herrscher geblieben.

In einer Art Gegensatz zu ihm stand Kaufmann Schultze, der, was Thompson in steifem Grog

leiſtete, ſeinerſeits in matter Limonade war. Aber eben deshalb war er wie geſchaffen zum Ball-Arrangeur und Vergnügungs-Direktor und der ſentimentalere Theil der Damenwelt verzog ihn ganz ungebührlich, beſonders weil er nebenher auch noch des Vorzugs genoß, der einzige Tenor der Stadt zu ſein. Um ſeinen etwas müde dreinſchauenden Kopf lag immer ein Ausdruck höherer Weihe. Dabei hielt er ſich für die Swinemünder für zu ſchade. Wenn ich mir jetzt ſein Bild zurückrufe, kommt es mir vor, als hätt ich, zu beſtimmten Epochen meines Lebens, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihm gehabt. — Tenor oder Lyrik macht wenig Unterſchied.

Siebentes Kapitel.

Die Schönebergs und die Scherenbergs.

Unter den im vorigen Kapitel kurz skizzirten Familien, wie angesehen die eine oder andere derselben auch sein mochte, befand sich keine, die gesellschaftlich den Ton angegeben hätte. Näher dieser Aufgabe kamen die zwei Familien, beide Kaufmannsfamilien, die uns in diesem Kapitel beschäftigen sollen: die Schönebergs und die Scherenbergs.

Zunächst die Schönebergs. In Swinemünde selbst ist gegenwärtig der Name erloschen, aber während jener Jahre, von denen ich hier zu erzählen habe, war der alte Schöneberg, zwar nicht der hervorragendste, klügste und vornehmste, wohl aber der reichste Mann der Stadt. Und zwar der wirklich Reichste. Denn sein Besitz war solide, was man dem Reste der Swinemünder Honoratiorenschaft nicht nachrühmen konnte. Sie wollten es auch nicht sein; alles Solidesein war

langweilig und philiſtrös. Natürlich ſchlug oft die Stunde, wo dieſe beſtändig vom glücklichen Zufall abhängigen Hazardeure bei der Schöneberg'ſchen Solidität Hilfe ſuchten und dieſe Stunde des Hilfeſuchens hätte wohl noch öfter geſchlagen, wenn nicht der vorſichtige alte Handelsherr, ſo gern er ſonſt half, den gewohnheitsmäßigen va banque Spielern gegenüber, eine weiſe Zurückhaltung beobachtet hätte. Dieſe Tugend klugerwägender Zurückhaltung war wohl im Zuſammenhang damit, daß die Schönebergs keine baltiſchen Pommern, ſondern echte Kinder unſerer Mark waren, was ſich mir aus Ausgangs des vorigen Jahrhunderts von einem Mitgliede der Familie gemachten Tagebuchaufzeichnungen ergiebt.

Danach ſtammten die Schönebergs aus Berlin, wo, zu Zeiten des erſten Königs und unter deſſen Nachfolger, der Ahnherr des nach Pommern hin verſchlagenen Zweiges der Familie wohnte. Derſelbe war Servicerendant und Kirchenvorſteher an der Marienkirche. Sein Sohn trat dem Kirchlichen noch näher und wurde Prediger zu Biesdorf, wenige Meilen von Berlin, wo ihm von ſeiner Frau geb. Meerkatz 15 Kinder geboren wurden. Einer der Söhne, Kaufmann geworden, ging als ſolcher erſt nach Stargard, dann nach Swinemünde, woſelbſt

er, Ende des vorigen Jahrhunderts, ein schon in gutem Ansehen stehendes Geschäft erwarb. Es gelang ihm dies Ansehn zu steigern, aber die volle Blüthe stellte sich doch erst unter seinem ältesten Sohn, Heinrich August ein, geboren 1776, gestorben 1855.

Dieser Heinrich August hieß, als wir 1827 nach Swinemünde kamen, bereits der „alte Schöneberg," was in so weit ganz in der Ordnung war, als ihm, dem freilich erst 51 jährigen, bereits ein junger Schöneberg im Geschäft zur Seite stand. Dies Schöneberg'sche Geschäftshaus war ein großes Eckhaus am Marktplatz und meine Mutter, wenn es sich um Einkäufe handelte, dahin begleiten zu dürfen, gewährte mir jedesmal eine große Freude. Was ich da sah, war mir eine fremde Welt. In Ruppin gab es natürlich auch Kaufläden, in denen man in dem einen allerlei Colonialwaren, in dem anderen Tuch oder Leinwand und in einem dritten irdenes Geschirr kaufen konnte. Diese Läden aber hatten samt und sonders etwas Kleines und Spießbürgerliches, das der Phantasie nirgends Nahrung gab und wenn es gar Winter war, so konnten einem die armen halberfrorenen Lehrlinge mit ihren braunen Pulswärmern und den Handschuhen ohne Finger vollends die Freude verderben. Von all diesem

Unſchönen war hier in Swinemünde keine Rede. Der Schöneberg'ſche Laden — der ſehr im Pluralis auftrat, denn es war eine ganze Reihe von Läden — barg eine Welt der verſchiedenſten Dinge, was wohl in dem regen Seeverkehr der Stadt ſeinen Grund hatte. Wenn ein Schiffskapitän hier eintrat, der ſeine Brigg zu einer Fahrt um Cap Horn herum ausrüſten wollte, ſo fand er hier Alles, was er brauchte: Compaß und Barometer für ſein Schiff, Frieshemden und wollene Mützen für ſeine Matroſen, vor allem aber auch allerhand feine Dinge für ſich ſelbſt; dazu Geſchirr für Küche und Kajüte. Das Geſchirr bunteſter und mannigfachſter Art bildete, ſo jung ich war, doch ſchon damals einen Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit für mich, theils um ſeiner geſchmackvollen Formen und Ornamente, theils um ſeines Materials willen. In unſerem Binnenlande, trotz vereinzelter Bemühungen es zu beſſern, lagen alle dieſe Dinge noch ſehr im Argen, und braunes „Bunzlau" beherrſchte vorwiegend den Markt, was ſich hier in dem Schöneberg'ſchen Laden aber meinem Auge bot, war ausſchließlich engliſches Geſchirr, vieles in Fayence (ſog. Wedgewood) andres in Britannia-Metall. Ich war immer helles Staunen und Bewunderung und nicht blos dem zu Kauf Stehendem, ſondern auch den die Honneurs des

Hauſes machenden Verkäufern gegenüber, Vater und Sohn. Der Vater, noch ein ſchöner Mann, excellirte gleichmäßig in Umgangsformen und weißeſter Wäſche, während ſein Sohn, auf den ſich, von der Mutter her, eine das Kränkliche ſtreifende Zartheit vererbt hatte, dieſe Zartheit durch etwas ſehr Beſtimmtes in ſeinem Weſen wieder wett zu machen wußte. Decidirt und verbindlich zugleich, dieſe Charaktermiſchung war es denn auch, die ihn, mehr noch als ſein Reichthum, das ſchönſte Mädchen der Stadt heimführen ließ, eine leuchtende, echt germaniſche Blondine, einzige Tochter des im Uebrigen mit Söhnen beinah allzureich geſegneten Scherenberg'ſchen Hauſes.

Die Scherenbergs, denen ich mich nun zuwende, ſtammten urſprünglich aus Weſtfalen, wo ſie, mehrere Jahrhunderte zurück, den noch jetzt bei einem Zweige der Familie verbliebenen Sieger-Hof beſaßen. Andere Zweige verließen ihre heimatliche Provinz und überſiedelten theils weſtlich in's Jülich-Cleve'ſche, theils öſtlich bis an die Oder hin, wo ſie ſich in Stettin und ſpäter in Swinemünde niederließen.

Das Haupt dieſes Stettin-Swinemünder Famlienzweiges war zu der Zeit, von der ich hier berichte, Johann Friedrich Scherenberg, ein 60er, deſſen älteſter

Sohn, Christian Friedrich, damals schon über 30 Jahre zählte, während der noch unter uns lebende Maler Hermann Scherenberg, eben erst das Licht der Welt erblickt hatte. Diese starken Jahresunterschiede waren darin begründet, daß der alte Scherenberg zweimal verheirathet war, in erster Ehe mit einem Fräulein Courian, in zweiter Ehe mit einem Fräulein Villaret, beide der Stettiner französischen Colonie entstammend. Aus diesen Eheschließungen mit Damen von durchaus französischer Eigenart, erklärt es sich auch wohl, daß, durch jetzt drei Generationen hin, alle oder doch fast alle diesem Swinemünder Zweige der Scherenberg-Familie Zugehörigen, eine ausgesprochene, zum Theil von sehr bemerkenswerthen Erfolgen begleitete Vorliebe für die schönen Künste gehabt haben. Denn wenn es auch — ich habe darüber mit dem verstorbenen Consistorialrath Fournier, dem besten Kenner auf diesem Gebiete, mehr als einmal eingehende Gespräche führen dürfen — als sicher gelten darf, daß auf allgemeine geistige Veranlagung hin angesehn, von einer im vorigen Jahrhundert von Seiten der Colonieleute noch als eine Art Dogma betrachteten Ueberlegenheit längst keine Rede mehr sein kann, so möchte ich doch beinah annehmen, daß in Bezug auf künstlerische Beanlagung (Hand-

geschicklichkeiten mit eingeschlossen) auch in diesem Augenblicke noch die Nachkommen der „Colonie“ den berlinischen Autochthonen, — ganz speziell diesen, im Gegensatz zu dem Zuzug aus andern deutschen Landestheilen — um einen guten Pas voraus sind. Ich glaube dies mannigfach beobachtet zu haben, aber freilich in keinem Falle gleich auffällig wie in dem Fall Scherenberg. Ueberblicke ich mit Umgehung der Damen, in deren Reihen sich vielfach dieselbe künstlerische Neigung zeigte, die Gesammtheit dessen was seit Beginn des Jahrhunderts der Scherenberg-Familie zugehörte, so stellt sich, trotzdem fast alle von vornherein für den Kaufmannsstand bestimmt wurden, Folgendes als Resultat heraus:

Christian Friedrich Scherenberg, (gestorben 1881) der Dichter von Ligny und Waterloo, von Zieten-Ritt, Abukir und Hohenfriedberg; Ernst Scherenberg, Dichter und Schriftsteller; Gustav Scherenberg, Schauspieler und Theaterdirektor; Hermann Scherenberg, Maler und Illustrator; Hans Scherenberg (Sohn Hermanns) ebenfalls Maler.

Ein gut Stück Künstlerschaft.*) Aber auch die,

*) In eigentlichen Künstlerfamilien ist ein forterbendes sich Bethätigen auf ihrem eigensten, also künstlerischen Gebiet eine Durchschnittserscheinung; die Keans, die Kembles,

die über die Welt hin zerſtreut, innerhalb ihres urſprünglich gewählten Kaufmannsberufes verblieben, hatten, in der Kunſt dilettirend, ganz ausgeſprochen den dichteriſchen Zug oder führten ein Leben, das einer romantiſchen Dichtung gleichkam, unter ihnen Theodor Scherenberg (Chriſtian Friedrichs älterer Bruder) der 1813 in Abenteurerluſt und patriotiſchem Uebereifer mit kaum ſechszehn Jahren in den Krieg zog und ein paar Wochen ſpäter bei Dennewitz fiel.

Die Beziehungen meiner Eltern, beſonders meiner Mutter, zu dem Scherenberg'ſchen Hauſe, waren ſehr freundliche; wir Kinder aber, vielleicht weil der alte Scherenberg ſchon ein Schwerkranker war, überſchritten kaum jemals die Schwelle des Hauſes. Deſto deutlicher hab ich dies Haus ſelbſt in ſeiner äußeren Erſcheinung in Erinnerung: ein ſauberer Bau mit aufgeſetztem Frontgiebel und ſchönen alten Linden davor. Kam dann der Sommer, ſo hörte man das

---

die Devrients weiſen Schauſpieler und immer wieder Schauſpieler auf, die Vernets immer wieder Maler. Die Scherenbergs aber, und darin liegt die Beſonderheit ihres Falles, waren zunächſt immer wieder Kaufleute; ſie wurden nicht durch Verhältniſſe, die ſie bei ihrer Geburt ſchon vorfanden, in die Kunſt eingeführt, ſondern hatten ſich den Eintritt in dieſelbe meiſt erſt durch Ueberwindung aller möglichen Schwierigkeiten zu erobern.

Summen der Bienen in dem Gezweig und die Vögel flogen wie munterer hier ein und aus. Es war als wüßten sie, wieviel fröhliche Genossenschaft ihnen aus dem Hause, das sich hinter dem blühenden Gezweige barg, über kurz oder lang erwachsen würde.

Achtes Kapitel.

Die Krauſes.

Die Scherenbergs waren eine durch Klugheit und Begabungen, die Schönebergs eine durch Reichthum und Solidität angeſehene Familie, beide jedoch führten nicht eigentlich das Regiment, noch weniger die Thompſon's, trotzdem der ſchon in Kürze geſchilderte, mal als Tiefenbach und mal als Illo ſich gerirende Chef des Hauſes, nach wie vor ſeinen Anhang und Einfluß hatte. Die Herrſchenden in der Stadt waren die Krauſes, zugleich diejenigen, auf die die Verfeinerung des noch aus der Kriegszeit herſtammenden derberen Tones zurückzuführen war. Das Haupt der Familie war um die Zeit, von der ich hier ſpreche, der Geheime Commerzienrath Krauſe, meiſtens der „alte Geheimrath" oder auch nur kurzweg der „alte Krauſe" genannt. Alles erging ſich in Reſpekt gegen ihn und der meinige war ſchon da, bevor ich noch den Vielgefeierten von

Angeſicht zu Angeſicht kennen gelernt hatte. Das hing ſo zuſammen. Am Bollwerk lag ein beſonders großes und ſchönes Schiff, das, vorn am Gallion, ſtatt eines Namens einfach die Bezeichnung „der neunte März“ trug. Ich fragte, wie das käme und hörte nun, was ſofort einen großen Eindruck auf mich machte, daß der 9. März der Geburtstag des alten Krauſe ſei. Bald danach ſah ich dieſen zum erſten Mal, als er, am Anlegeplatz des Stettiner Dampfſchiffs, einen Gaſt empfing. Er war, trotz ſeiner beinah 70, noch in glänzender Verfaſſung, ſo daß ich ſagen darf, auf meinem Lebenswege niemandem begegnet zu ſein, der mir die dominirenden Geſtalten des vorigen Jahrhunderts ſo veranſchaulicht hätte, wie er. Die Männer von heute wirken wie blaß daneben, weil ihnen das fehlt, was ſich in der Gegenwart nicht gleich glücklich entwickeln kann: ein ungeheures Selbſtgefühl. Wo kam nun dies Hochmaß her? Man ſollte füglich glauben, daß es in Zeiten, in denen der unter Umſtänden auch die höchſten Würdenträger des Staats nicht ſchonende fridericianiſche Krückſtock noch immer umging, an dieſem Selbſtgefühl hätte fehlen müſſen, aber es lag umgekehrt und mußte ſo liegen, denn gerade ſo ſelbſtherrlich wie der Fürſt des Landes, ſo ſelbſtherrlich war jeder in ſeinem Kreiſe. Man

glaubte ehrlich an die Staatspyramide, bei der es natürliches Gesetz war, daß der obere Stein auf den unteren drückte. Jeder herrschte nach dem Maß seiner Stellung und seiner Verhältnisse. Beim alten Krause kam zur Stärkung des Selbstgefühls und eines aus glücklichen Lebensverhältnissen erwachsenen Glaubens an sich, noch ein anderes hinzu: die Macht einer ausgesprochenen in jedem Augenblick in Haltung und Miene sich kundgebenden Männlichkeit, eine Macht, die vielleicht zu keiner Zeit eine so hervorragende Rolle gespielt hat wie während des vorigen Jahrhunderts und nicht zum Wenigsten — man gedenke des russischen Hofes — auf dem Felde großer und kleiner Politik.

Und auf eben diesem Felde mit Hülfe glücklicher natürlicher Gaben sich zu bethätigen, dazu bot auch der Beginn dieses Jahrhunderts noch volle Gelegenheit und vielleicht nirgends mehr als in unseren Seestädten, wo die Continentalsperre die Schwierigkeiten der durch die Fremdherrschaft geschaffenen Lage verschärfte. Jedenfalls lag es dementsprechend in Swinemünde, das zu jener Zeit eine französische Garnison besaß oder doch das, was man damals so nannte. Sah man näher zu, so waren es meist Truppen aus den Rheinbundstaaten, Hessen, Nassauer, Westphalen. An den Odermündungen, speciell in

Swinemünde, ſtanden Badenſer, die ſich gut nahmen und mit denen man, unter gegenſeitigem Entgegenkommen, auf vortrefflichem Fuße lebte, bis eines Tages Fritz von Blanckenburg, wenn ich nicht irre der Vater oder Oheim des ſpäteren conſervativen Abgeordneten, durch einen geſchickt geplanten Ueberfall die ganze badiſch-franzöſiſche Beſatzung gefangen nahm. Inmitten ſolcher Ereigniſſe ſich gegen den Verdacht der Mitſchuld und andererſeits, bei Bekämpfung dieſes Verdachts, auch wiederum gegen den Vorwurf einer undeutſchen und illoyalen Geſinnung zu ſchützen, konnte nur einer ſo ſiegreichen und zugleich ſo diplomatiſchen Perſönlichkeit, wie die des alten Krauſe, gelingen, die denn auch klug und feſt alles zu gutem Ende führte.

Ja, der alte Krauſe! So lang es die Verhältniſſe forderten, war er, neben vielem anderen, auch ein guter, in die Zeit ſich ſchickender Diplomat geweſen, als dann aber die Tage des erſten freien Aufathmens kamen, erwies er ſich als ein noch beſſerer Patriot. Kaum daß der Aufruf des Königs erlaſſen war, ſo war er da, ſich in ſeiner Vaterlandsliebe zu bethätigen. Er begnügte ſich nicht, einen reitenden Jäger in voller Equipirung zu ſtellen, ſondern machte zugleich das Anerbieten 20 Jäger zu Fuß zu rüſten und ein Jahr lang zu unterhalten. Zwei

Jahre später, nach der Rückkehr Napoleons von Elba, ließ er seinen inzwischen herangewachsenen ältesten Sohn als Freiwilligen eintreten, in welcher Eigenschaft dieser den Feldzug von Anno 15 mitmachte.

Zeigte dies alles seine loyale Gesinnung, so bewies es nicht minder seinen glänzenden, durch die voraufgegangenen Kriegsjahre mehr geförderten als verminderten Besitz- und Vermögensstand. Und so lag es in der That. Hätte es aber noch eines Beweises dafür bedurft, so wäre dieser dadurch erbracht worden, daß der alte Krause, nach wiederhergestelltem Frieden, ein in der Nähe Stettins gelegenes Gutsareal, die Güter Colbatz, Hoffdamm und Heidchen für die damals bedeutende Summe von 255,000 Thalern an sich brachte. Das war 1816 und diese Zeit bezeichnete wohl den Höhepunkt im Ansehn der Familie.

Sommer 1837 sah ich den alten Geheimrath zum letzten Mal. Er traf damals Anstalten den 1816 erworbenen Besitz wieder zu veräußern und zwar an den Staat. Zu diesem Zwecke war er nach Berlin gekommen und hatte daselbst in dem in der Burgstraße belegenen Hotel de Portugal Wohnung genommen. Natürlich eine Flucht Zimmer im ersten Stock. Ich machte mich eines Nachmittags

auf, um hier an den, wenn er bei guter Laune war, ziemlich umgänglichen alten Herrn eine Frage nach seinem mir befreundeten Enkel zu richten, ein Vorhaben, das scheiterte. Denn im selben Augenblicke, wo ich, von der Treppe her, in den zwischen den Vorder- und Hinterzimmern hinlaufenden Korridor einbiegen wollte, sah ich auch schon, am äußersten Ende desselben, eine hohe, von einer Gasflamme hell beleuchtete Gestalt, die, während sie mit einem mächtigen Weichselrohr, (ich erkannte von weither die Elfenbeinkrücke) wie mit einem Gewehrkolben auf die Diele stieß, den Gang hinunter mit Donnerstimme „Louis" rief. Louis war sein Diener, ein bildhübscher, etwas durchtriebener Schlingel. Ich sah sofort, daß von einer gemüthlichen Anfrage keine Rede sein konnte, machte deshalb Kehrt und hörte nur noch, wie sein Rufen nach dem Diener zum zweiten und dritten Mal, alles aufstörend, das Hotel durchschütterte. Solche Störung war ihm aber gleich. Er war nicht daran gewöhnt, auf Kellner oder Portier, oder wohl gar auf einen seine Nachmittagsruhe haltenden Weinreisenden irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Drei Jahre später starb er, der „König von Swinemünde."

Zu der Zeit, als wir daselbst eintrafen (1827)

war der alte Geheimrath nominell noch in voller Herrschaft, hatte jedoch, weil er seit 1816 die Hälfte des Jahres auf seinem Gute Colbatz zubrachte, das Thatsächliche der Herrschaft an seine zwei Söhne Wilhelm und Eduard, wie an zwei Statthalter abgetreten. Eduard, damals noch jung, wirkte wie ein ad latus des erheblich älteren Bruders und kam erst zu voller Bedeutung, als es ihm, einige Jahre darnach, vergönnt war, den jungen Prinzen Adalbert, späteren Admiral, in seinem unter prächtigen Linden am Bollwerk gelegenen Hause wiederholentlich als Gast begrüßen zu können. Den überaus liebenswürdigen Prinzen, mit dem schon damals sprechendähnlichem Großen-Kurfürstenprofil, ebenso wie zwei, drei seiner Adjutanten, darunter Hauptmann v. Bonin, den späteren Führer des Ersten Armeekorps 1866, habe ich aus jenen Tagen her noch deutlich im Gedächtniß.

* * *

All dies war im Beginn der 30er Jahre, wo meine Swinemünder Tage sich schon ihrem Ende zuneigten. Während der unmittelbar voraufgehenden Zeit aber lag, gesellschaftlich angesehen, das Stadtregiment bei des alten Krause schon genanntem

älteſten Sohne, dem Kommerzienrath Wilhelm Krauſe, von dem ich in Nachſtehendem zu berichten haben werde.

Das von ihm bewohnte Haus erhob ſich neben dem ſeines Bruders, an einer beſonders maleriſchen Stelle. Das Ganze, voll Eigenart und mit künſtleriſchem Sinn ausgeführt, war ein Hochparterre-Bau, von einem Flieſengang eingefaßt, um den ſich kurze Pfeiler mit dazwiſchen ausgeſpannten Ketten zogen. Eine von einem zierlichen und geſchweiften Gitter eingefaßte Sandſteintreppe führte zu dem Hochparterre hinauf und mündete auf einen breiten Flur, den wieder ein langer querlaufender Corridor durchſchnitt. Dadurch entſtand eine Viertheilung, die für Ordnung und Ueberſicht des Ganzen ſorgte: Wirthſchaftsräume, Schlafzimmer, Wohnzimmer und großer Saal. Die Wohnzimmer und der große Saal lagen nach vorn hinaus und bildeten jedesmal einen Gegenſtand meiner Bewunderung. In den Wohnzimmern waren es beſonders die Kupfer- und Stahlſtiche, die mich entzückten, zunächſt Landſchaften und Genreſtücke, dann aber auch Portraits engliſcher Staatsmänner ſammt Kriegs- und Seehelden, ſo daß ſich mir ſchon damals die Köpfe von Lord Canning, Lord Melbourne, Lord Palmerſton und mehr noch die von Nelſon, Wellington und Codring-

ton, dem „Sieger von Navarino“, tief einprägten. Am meisten Eindruck aber machte Präsident Bolivar auf mich, Held und Befreier von Süd-Amerika, das mir als Cortez- und Pizarro-Gegend ohnehin theuer war, ein sehr schöner Mann, der ebenso durch sein Aussehn wie durch den Klang seines Namens, meine Sinne gefangen nahm. Ja, diese den Hauptschmuck der Wohnung ausmachenden Bilder fesselten mich immer wieder, mein Hauptstaunen aber war doch wohl der große Frontsaal, der, meist geschlossen, nur bei Festvorbereitungen geöffnet wurde, bei welcher Gelegenheit ich dann einen flüchtigen Einblick thun konnte. Zu beiden Seiten standen zahllose Stühle, dicht nebeneinander gerückt, ein mächtiger Glas-Kronleuchter hing von der Decke herab und dem Eingange gegenüber, ganz wie bei uns, erhob sich ein bis an die Decke reichender Trümeau. Das Ganze wie das Einzelne gab mir ein Gefühl von Befriedigung und es freut mich heute noch, daß ich schon damals die schönheitliche Ueberlegenheit dieser aus der Empire Zeit stammenden und wahrscheinlich aus England bezogenen Möbel ganz deutlich empfand. All die, Kapitel 5 geschilderten „Prachtstücke,“ die wir in unserm eigenen Hause besaßen, wirkten, trotz einer gewissen Aehnlichkeit oder vielleicht

auch um derſelben willen, höchſt ſpießbürgerlich daneben.

Von Spießbürgerlichkeit konnte nun hier überhaupt an keiner Stelle die Rede ſein. Auf dem durch ein Gitter von dem eigentlichen Hofe abgetrennten Hühnerhofe ragten Volièren und Taubenhäuſer in japaniſchen Formen auf, aber einen noch viel größeren Eindruck als dieſe zierlich-phantaſtiſchen Bauten im Hofe, machten auf mich, im Hauſe ſelbſt, die großen und kleinen Giebelſtuben, ſammt dem dazwiſchen gelegenen pittoresken Bodenflur, der den Krauſe'ſchen Kindern als Spielplatz diente. Zur Sommerzeit hatte dieſer Spielplatz keine Bedeutung, Winters aber und beſonders in der Woche zwiſchen Heiligabend und Neujahr, wenn alle Geſchenke vom Weihnachtstiſch fortgenommen und hier hinauf geſchafft wurden, war dieſer Bodenflur wie ein Paradies für Kinder. Einmal befand ſich unter den hinaufgeſchafften Geſchenken auch eine holländiſche Windmühle, die größer war als ich und luſtig ihre Flügel drehte. Mir drehte ſich dabei alles im Kopf, ſo benommen war ich von dieſer Herrlichkeit. Was aber das Allerwichtigſte war und meinem militäriſchen Enthuſiasmus (der ſich übrigens [leider] ſehr bald wieder von dieſer Niederlage erholte) den erſten Stoß verſetzte, das war, bei Muſterung dieſer Spielſachen,

die totale Abwesenheit alles karrikirt Martialischen, nichts von Helm oder Czako, nichts von Trommel oder Säbel. Der feingebildete Sinn des Hausherrn mied solche Gewöhnlichkeiten.

Und hier muß es gesagt werden, in dieser feinen Schulung des Hausherrn bestand recht eigentlich sein Uebergewicht über alle seine Mitbürger, unter denen einige durch eine gewisse Genialität, andere durch gründlicheres Wissen ihm überlegen sein mochten. Er hatte dafür jene weltmännischen Formen, wie sie Reisen, Lektüre, gute Lebensverhältnisse zu geben pflegen und vertrat im eminenten Grade jenen erfreulichen vornehmen Dilettantismus, der, an allem Höheren ein Interesse nehmend, sich, aus eben diesem Interesse, mit dem Höheren nun auch wirklich zu beschäftigen beginnt. Man wurde von dieser Eigenart des auch in seinen Umgangsformen überaus liebenswürdigen Mannes auf einen Schlag überzeugt, wenn man ihn, statt in den unteren Wohnzimmern, in den schon erwähnten nach dem Bollwerk hinausgelegenen Giebelzimmern aufsuchte, deren geräumigstes er sich zu einem physikalischen Cabinet eingerichtet hatte. Jetzt begegnet man dergleichen häufiger, damals aber war es wohl ein Unikum in der ganzen Provinz. Da befanden sich Instrumente um die Fallgesetze zu demonstriren, optische Gläser, Leydener

Flaschen und Volta'sche Säulen, Elektrophore, Vergrößerungsgläser, Mikroskope, vor allem auch eine Luftpumpe. Noch mehr aber als die Luftpumpe selbst interessirte uns eine Windbüchse, die nach dem Luftpumpenprincip geladen wurde. Machten sich nun Krähen und Raubvögel auf des Commerzienraths Hühnerhofe bemerklich, so ging er — wahrscheinlich weil in der Stadt mit einer gewöhnlichen Schußwaffe nicht geschossen werden durfte — mit dieser seiner Windbüchse auf Jagd und das Raubzeug wurde dann, nach seiner Erlegung, unter allseitigem Jubel an die Remisen-Thür genagelt.

Das war das physikalische Cabinet. Aber im Laufe der Jahre sah sich dasselbe von dem etwas kleineren chemischen Laboratorium fast überholt, was theils mit dem raschen Fortschreiten der Chemie, theils mit dem zufälligen Umstande zusammenhängen mochte, daß unter den häufiger in Swinemünde eintreffenden Badegästen auch einige Berliner Chemiker waren, obenan Major Tourte, der, mit dem Kommerzienrath innig befreundet, von den Oefen und Schmelztiegeln nicht fortkam und halbe Tage lang vor seinen Retorten saß.

So war d e r, dem, um es zu wiederholen, die gesellschaftliche Reform-Aufgabe der Stadt zugefallen war. Er unterzog sich derselben und modelte, will

sagen moderirte den Ton. Aber er ging damit nur bis an eine gewisse Grenze, so daß, wie schon an anderer Stelle erzählt, die Derbheit zwar eingeschränkt, aber nicht ganz aufgehoben wurde. Auch unter seinem Regime blieb das gesellschaftliche Leben von einer gewissen Neckteufelei beherrscht, entweder weil er die Unmöglichkeit einer totalen Umgestaltung einsah oder vielleicht auch dieser etwas sonderbaren Gesellschaftsform selber ein wenig zuneigte. Alles lief in dem Leben der das Groteske liebenden Swinemünder Kaufleute darauf hinaus, die Träger des sogenannten „Höheren", — trotzdem der Kommerzienrath für seine Person sich diesen „Trägern des Höheren" mit Fug und Recht zuzählen durfte, — jeden Augenblick fühlen zu lassen, daß es mit dem Geistigen oder gar mit dem Idealen nicht allzu viel sei. Man konnte sich in die Tage des Tabackskollegiums zurückversetzt denken, wo die „Gelehrten" desselben, die Gundlings und Morgensterns, trotzdem oder richtiger weil sie kluge Leute waren, vieles über sich ergehen lassen mußten. Genau so verliefen die Swinemünder Gesellschaften. Mal erschien ein berühmter Professor, Theolog und Philosoph (ich glaube es war Marheineke) an der Krause'schen Tafel und hatte natürlich die Frau vom Hause, eine durch Schönheit und Klugheit ausgezeichnete Dame, zur Tischnachbarin, mit der er sich,

schon beim ragout fin, in ein Gespräch über philosophische Themata verwickelt sah. In geschickter Weise Fragen stellend, immer nur in anscheinender Bescheidenheit eine ganz leise Vertrautheit mit den Dingen andeutend, erreichte die von Fichte, Hegel und Schelling wie von ihr wenigstens oberflächlich bekannten Größen sprechende Räthin alsbald so viel, den berühmten Professor in das alleraufrichtigste Staunen zu versetzen. Und doch war alles bloß Rolle, die die Dame, den Wünschen ihrer Umgebung nachgebend, sich mit Hilfe des Conversationslexikons einstudirt hatte.

Neckereien derart waren es denn auch, denen sich mein Vater, freilich sehr durch seine Schuld, beständig ausgesetzt sah. Ich komme weiter hin darauf zurück. Hier nur schon so viel, daß man ihm eines Tages erklärte, ihn in den Freimaurer-Orden — zu dessen Mitgliedern (was aber meinem Vater unbekannt war) in Wahrheit kein einziger aus der Honoratiorenschaft gehörte — aufnehmen zu wollen. Er ängstigte sich etwas davor, weil er von „In Sarglegen" und dergleichen gehört hatte. Und nun kam schließlich der dafür festgesetzte Tag und alle Prozeduren, wie sie der landläufigen Annahme der damaligen Nicht-Freimaurerwelt entsprachen, wurden in feierlicher Sitzung, bei Stockfinsterniß,

und unter Ansprachen und Schwüren mit ihm vorgenommen. Er merkte nichts und wollt' auch nichts davon wissen, als ihm meine Mutter Tags darauf erklärte, daß man ihn gefoppt habe. Schließlich gab er es zu, aber mit der durchaus versöhnlichen Bemerkung: „Dann haben sie's wenigstens gut gemacht."

Ich überlasse es Jedem, zu solchen gewagten Scherzen, sei's zustimmend, sei's mißbilligend, Stellung zu nehmen; wie man sich aber auch dazu stellen möge, das wird zugestanden werden müssen, daß in dem allem ein Etwas steckte, nach dem man sich in binnenländischen Nestern von 4000 Einwohnern vergeblich umgesehen hätte. Von Pfahlbürgerthum, von Engem und Kleinem überhaupt, existirte keine Spur. Und das gab dem ganzen Leben nicht blos Reiz und Unterhaltlichkeit, sondern, aller Tollheiten ungeachtet, doch auch etwas von einem höheren Stempel. Ich habe später in jugendlichen Künstler- und Dichterkreisen oft Aehnliches erlebt, aber als stadtbeherrschendem Ton bin ich ihm nie wieder begegnet.

Neuntes Kapitel.

Wie wir in unserem Hause lebten. Sommer- und Herbsttage; Schlacht- und Backfest.

Wie wir in unserem Hause lebten? Im Ganzen genommen gut, weit über unsern Stand und unsere Verhältnisse hinaus. Allerdings schoben sich, speziell auf das Küchendepartement hin angesehen, auch sonderbare Zeitläufte mit ein, so, beispielsweise, wenn wir, in Sommertagen, wegen überreichen Milchertrages, wochenlang im Zeichen der Milchsuppe standen. Alles streikte dann, Appetitlosigkeit vorschützend.

Aber das waren doch nur kurze Ausnahmezustände, für gewöhnlich wurden wir gut und zugleich sehr verständig verpflegt, was wir, mehr noch als meiner Mutter, unserer Wirthschaftsmamsell, einer Mamsell Schröder zuzuschreiben hatten. Von dieser muß ich, ehe ich weiter gehe, berichten. Als wir in Swinemünde eintrafen, war meine Mutter, wie

ſchon in einem früheren Kapitel erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben und die Frage trat gleich nach unſerer Ankunft an meinen Vater heran, wer inzwiſchen die Wirthſchaft führen ſolle. Lokalzeitungen gab es nicht, alſo mußte mündlich herumgefragt werden und ſchon wenige Tage ſpäter traf ein von einem Boten überbrachter Brief aus der Pudagla'ſchen Oberförſterei bei uns ein, worin der Oberförſter Schröder anfragte, ob ſich ſeine Schweſter uns vorſtellen dürfe, ſie habe die Wirtſchaft in ſeinem Hauſe gelernt. Mein Vater antwortete ſofort zuſtimmend und war zwei Tage lang glücklich in der Vorſtellung, eine Oberförſter-Schweſter, noch dazu aus Pudagla, als Wirthſchafterin in ſein Haus nehmen zu können. Das gab Relief; er fühlte ſich wie geehrt. Und am dritten Tage fuhr die Schröder denn auch bei uns vor und wurde ſeitens meines Vaters empfangen. Er verſicherte ſpäter, Contenance bewahrt zu haben, doch bin ich deſſen nicht ganz ſicher, trotzdem ihm ſein gutes Herz und ſeine Politeſſe den Sieg über ſich erleichtert haben mögen. Die gute Schröder war nämlich ein Pendant zu der ungefähr um dieſelbe Zeit in Berlin auftauchenden „Prinzeſſin mit dem Totenkopf". Was bei dieſer letzteren (die dann durch Dieffenbach, in einer berühmt gewordenen Cur, mittelſt „plaſtiſcher

Neuntes Kapitel.

Wie wir in unserem Hause lebten. Sommer- und Herbsttage; Schlacht- und Backfest.

Wie wir in unserem Hause lebten? Im Ganzen genommen gut, weit über unsern Stand und unsere Verhältnisse hinaus. Allerdings schoben sich, speziell auf das Küchendepartement hin angesehen, auch sonderbare Zeitläufte mit ein, so, beispielsweise, wenn wir, in Sommertagen, wegen überreichen Milchertrages, wochenlang im Zeichen der Milchsuppe standen. Alles streikte dann, Appetitlosigkeit vorschützend.

Aber das waren doch nur kurze Ausnahmezustände, für gewöhnlich wurden wir gut und zugleich sehr verständig verpflegt, was wir, mehr noch als meiner Mutter, unserer Wirthschaftsmamsell, einer Mamsell Schröder zuzuschreiben hatten. Von dieser muß ich, ehe ich weiter gehe, berichten. Als wir in Swinemünde eintrafen, war meine Mutter, wie

ſchon in einem früheren Kapitel erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben und die Frage trat gleich nach unſerer Ankunft an meinen Vater heran, wer inzwiſchen die Wirthſchaft führen ſolle. Lokalzeitungen gab es nicht, alſo mußte mündlich herumgefragt werden und ſchon wenige Tage ſpäter traf ein von einem Boten überbrachter Brief aus der Pudagla'ſchen Oberförſterei bei uns ein, worin der Oberförſter Schröder anfragte, ob ſich ſeine Schweſter uns vorſtellen dürfe, ſie habe die Wirtſchaft in ſeinem Hauſe gelernt. Mein Vater antwortete ſofort zuſtimmend und war zwei Tage lang glücklich in der Vorſtellung, eine Oberförſter-Schweſter, noch dazu aus Pudagla, als Wirthſchafterin in ſein Haus nehmen zu können. Das gab Relief; er fühlte ſich wie geehrt. Und am dritten Tage fuhr die Schröder denn auch bei uns vor und wurde ſeitens meines Vaters empfangen. Er verſicherte ſpäter, Contenance bewahrt zu haben, doch bin ich deſſen nicht ganz ſicher, trotzdem ihm ſein gutes Herz und ſeine Politeſſe den Sieg über ſich erleichtert haben mögen. Die gute Schröder war nämlich ein Pendant zu der ungefähr um dieſelbe Zeit in Berlin auftauchenden „Prinzeſſin mit dem Totenkopf". Was bei dieſer letzteren (die dann durch Dieffenbach, in einer berühmt gewordenen Cur, mittelſt „plaſtiſcher

Chirurgie", wieder hergeſtellt wurde) das Unheil verſchuldet hatte, weiß ich nicht, bei der Schröder aber waren es die Blattern. Indeſſen was heißt Blattern! Jeder hat einmal von den Blattern heimgeſuchte Perſonen geſehen und dabei den Ausdruck „der Teufel habe Erbſen auf ihrem Geſicht gedroſchen" mehr oder weniger bezeichnend gefunden. Jedenfalls iſt der Ausdruck ſprüchwörtlich geworden. Hier aber wäre dieſe ſprüchwörtliche Wendung eitel Beſchönigung geweſen, denn bei der guten Schröder gab es nicht erbſengroße Kuten, ſondern halbhandbreite Narbenflächen. Ein Anblick, wie ich ihn nie wieder gehabt habe. Trotzdem, wie ſchon in Vorſtehendem geſagt, kam es zu einem Engagement und niemals iſt ein glücklicheres abgeſchloſſen worden. Die Schröder war ein Schatz und als ſechs Wochen ſpäter meine Mutter eintraf, ſagte ſie: „Das haſt Du gut gemacht, Louis; ſo entſtellt ſie iſt, ihre Augen ſind ihr geblieben und ſagen einem, daß ſie treu und zuverläſſig iſt. Und vor Liebſchaften iſt ſie ſicher und wir mit ihr. An der werden wir nur Freude haben." Und ſo kam es auch. So lange wir in Swinemünde blieben, ſo lange blieb auch die Schröder in unſerem Hauſe, von Alt und Jung geliebt und verehrt, nicht zum Wenigſten von meinem Vater, der ihr beſonders

ihren Gerechtigkeitssinn und ihren Freimuth hoch anrechnete, trotzdem er unter beiden Eigenschaften gelegentlich ernstlich zu leiden hatte. Sie war nämlich in einer beständigen Kriegführung gegen ihn, einmal aus Liebe zu meiner Mutter (deren beredten Anwalt sie machte, trotzdem diese, nach dem Satze: „die beste Deckung ist der Hieb“ sich sehr gut selber zu vertheidigen wußte) dann aber auch als Verwalterin der ihr mit vollster Machtvollkommenheit anvertrauten Speisekammer, gegen die mein Vater beständig Raubzüge unternahm, nicht blos für seine Person — das wäre noch gegangen, wiewohl er im Stande war einen halben Kalbsbraten ohne Weiteres wegzufrühstücken — sondern Raubzüge auch zu Gunsten seiner Lieblinge: Hühner, Hunde, Katzen, von welch letzteren wir zwei hatten, Peter und Petrine. Peter, auch Peter der Große genannt, ein Kerl wie ein junger Jaguar, war sein besonderer Liebling und wenn ihm das schöne Thier schnurrend in die Speisekammer gefolgt war (und er folgte immer) so nahmen die Leckerbissen für ihn kein Ende. Das Beste war gerade gut genug. Ueber diese gottlose Wirthschaft raste dann die treue Seele, die Schröder, die manchmal die ganze Mittagsbrod-disposition in Frage gestellt sah. — Ja, sie war ein Schatz im Hause, noch mehr aber ein Segen

für uns Kinder, ganz besonders für mich. Unsere Erziehung seitens der Eltern ging sprungweise vor, war da und dann wieder nicht da, von Continuität keine Rede. Für diese Continuität sorgte aber die Schröder. Sie hatte keine Lieblinge, ließ sich kein x für ein u machen und verstand es, jeden an der rechten Stelle zu fassen. Was mich anging, so wußte sie, daß ich gut geartet aber empfindlich, eitel und von einer gewissen Großmannssucht beherrscht war. Das Alles wollte sie niederhalten und so hörte ich denn zahllose Male: „Ja, Du denkst Wunder, wer Du bist, aber Du bist ein kindischer Junge, gerade so wie die anderen und mitunter noch ein bischen schlimmer. Willst immer den jungen Herrn spielen, aber junge Herren lecken keinen Honig vom Teller und streiten es wenigstens nicht ab, wenn sie's gethan haben und lügen überhaupt nicht. Neulich hast Du was von Ehre geschnackt, nun, ich sage Dir, Ehre sieht anders aus." Sie hielt auf Wahrheit, behandelte Großsprechereien mit feinem Spott und war sparsam in ihrem Lob. Aber wenn sie lobte, das wirkte. Sie hat mir viel gute Dienste geleistet und erst spät im Leben, als ich schon über 50 war, bin ich noch einmal einer alten Dame begegnet, die gleich erziehlich auf mich eingewirkt hat. Denn man hört nie auf erziehungsbedürftig zu sein; ich

gehe noch jetzt in die Schule und lerne von Leuten, die meine Enkel sein könnten.

So viel über die gute Schröder und nachdem ich ihrer in diesem Exkurse gedacht habe, frage ich noch einmal: „ja, wie lebten wir?“ Ich gedenke es in einer Reihe von Bildern zu zeigen und um Ordnung und Ueberblick in die Sache zu bringen, wird es gut sein, das Leben, wie wir es führten, in zwei Hälften zu theilen, in ein Sommer- und in ein Winterleben.

Da war nun also zunächst das Sommerleben. Um Mitte Juni hatten wir regelmäßig das Haus voll Besuch, denn meine Mutter hielt noch, nach alter Sitte, zu Verwandten, was wir Kinder nur sehr unvollkommen von ihr geerbt haben. Aber wohlverstanden, sie hielt zu Verwandten, nicht um Vortheile von ihnen zu haben, sondern um Vortheile zu gewähren. Sie war unglaublich generös und es gab Zeiten, wo wir, schon erwachsen, uns die Frage vorlegten, welche Passion eigentlich bedrohlicher für uns sei, die Spielpassion des Vaters oder die Schenk- und Gebepassion der Mutter. Schließlich wußten wir aber Bescheid in dieser Frage. Was der Vater that, war das reine weggeworfene Geld, was die Mutter zu viel ausgab, war immer selbstsuchtslos ausgegeben und barg,

einen ſtillen Segen in ſich. Ein gewiſſes Verlangen (ſo gut ſich's thun ließ,) ein ganz klein wenig von einer grande Dame zu ſein, lief wohl mit unter, aber einen Beiſatz von menſchlicher Schwäche hat ſchließlich all unſer Thun. Später, wenn wir mit ihr über dieſe Dinge ſprachen, ſagte ſie: „Gewiß, ich hätte Manches auch unterlaſſen können, es ging weit über unſern Etat; aber ich ſagte mir: was da iſt, wird doch ausgegeben und da iſt es beſſer, es läuft meinen Weg als den andern.“

Dieſe Sommermonate, von Mitte Juni an, waren durch die Fülle von Beſuch oft reizend, meiſt junge Frauen aus der Berliner Verwandtſchaft, plauderhaft und heiter. Das Haus war dann, auf Wochen hin, total verändert und Scherz und Schalkhaftigkeit, die ſich bis zur Ausgelaſſenheit ſteigerten, herrſchten vor. Die Streitaxt war begraben und die glänzendſte Nummer in dem ſich nun entſpinnenden Wettſtreite guter Laune, war immer mein Vater ſelbſt. Er war, wie oft ſchöne Männer, das abſolute Gegentheil von einem Don Juan, auch ſtolz auf ſeine Tugend, aber ſo undonjuanmäßig er war, ſo gascogniſch entzückend war er, wenn es ſich um übermüthige, gelegentlich die verwegenſten Themata ſtreifende Wortkämpfe mit den jungen Frauen handelte, von welchen letztren er

nur forderte, daß ſie hübſch ſeien, ſonſt verlohnte ſich's ihm nicht. Ich habe dieſe Neigung, in ſcherzhaftem Tone mit Damen in diffizile Debatten einzutreten, von ihm geerbt, ja, dieſe Neigung ſogar in meine Schreibweiſe mit herübergenommen und wenn ich entſprechende Scenen in meinen Romanen und kleinen Erzählungen leſe, ſo iſt es mir mitunter, als hörte ich meinen Vater ſprechen. Blos, daß ich ſehr hinter ihm zurück bleibe, was mir, als er ſchon über 70 und ich, dem entſprechend auch ſchon leidlich bei Jahren war, von Leuten, die ihn noch in ſeiner guten Zeit gekannt hatten, oft geſagt worden iſt. „Hören Sie," ſo hieß es dann wohl „Sie ſind ja ſo weit ganz gut, wenn Sie mal Ihren glücklichen Tag haben, aber gegen Ihren Vater können Sie nicht an." Und das traf auch ſicherlich zu. Seine von Bonhommie getragenen und zugleich von phantaſtiſchen Advokatenkunſtſtücken unterſtützten Plaudereien, waren — auch wenn ſie Geldſachen, wo doch ſonſt die Gemüthlichkeit aufhört, betrafen — geradezu unwiderſtehlich und dabei von ſo nachwirkender Kraft, daß keines von uns Kindern je das geringſte bittere Gefühl über ſeine höchſt merkwürdigen Finanzoperationen unterhalten hat. Nur meine Mutter war zu ſehr anders geartet, um durch ſeine geſellſchaftlichen Liebenswürdigkeiten umgeſtimmt oder erobert

werden zu können; ihr war die Sache gerade dann am widerſtrebendſten, wenn ſie in's Leichte und Heitere gezogen werden ſollte. „Was ernſt iſt, iſt eben nicht heiter.“ Uebrigens beſtritt ſie ihm nicht, daß er, als glücklicher Humoriſt, es immer verſtanden habe, die Leute auf ſeine Seite zu ziehen, ſetzte dann aber hinzu „leider.“

Und nun zurück zu dem Sommerbeſuch in unſerm Hauſe. Das junge Weibervolk immer zu vergnügen, war mitunter etwas ſchwer und es hätte ſich vielleicht als unmöglich erwieſen, wenn nicht die Pferde geweſen wären. An faſt jedem ſchönen Nachmittage fuhr der Wagen vor und dieſe mit ihrem Beſuch uns zeitweilig faſt erdrückenden Badeſaiſontage mögen wohl die einzigen geweſen ſein, wo ſich meine Mutter, ohne übrigens ihre Grundanſchauung deshalb aufzugeben, vorübergehend mit der Exiſtenz von Pferd und Wagen ausſöhnte. Wer Swinemünde kennt, und es kennen es viele, weiß, daß man, bei Nachmittagspartieen, wegen hübſcher Zielpunkte nicht in Verlegenheit kommt und auch ſchon damals war es ſo wie heute. Da ging es, am Strand hin, bis Heringsdorf oder nach der andern Seite hin, bis an die Moolen, am beliebteſten aber, ſchon um Schutz gegen die Sonne zu haben, waren die Fahrten landeinwärts, entweder durch dichten Buchenwald

auf Corswant zu oder noch lieber nach dem in Nähe des Haffs und des „Golms“ gelegenen Dorfe Camminke. Da war eine vielbesuchte Kegelbahn, auf der dann auch die Damen mitspielten. Ich meinerseits aber stellte mich gern neben die splittrige Lattenrinne, drauf der Kegeljunge die Kugeln wieder zurücklaufen ließ, welchen Stand ich übrigens nur wählte, weil ich kurze Zeit vorher gehört hatte, daß ein Mitspielender, auf eben dieser Kegelbahn, beim Abfangen der heranrollenden Kugel sich einen langen Lattensplitter unter den Nagel des Zeigefingers eingestoßen habe. Das hatte solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich immer schaudernd auf eine Wiederholung wartete, die aber zum Glück ausblieb. War ich dann endlich müde vom Warten, so trat ich durch eine schiefhängende, immer knarrende Gitterthür in ein Stück Gartenland ein, das dicht neben der Kegelbahn hinlief und zwar parallel mit ihr. Es war ein richtiger Bauerngarten, Balsaminen und Reseda blühten drin und an einer Stelle standen die Malven so hoch, daß sie eine Gasse bildeten. Sank dann die Sonne drüben am Walde, so schwamm der nach Westen liegende Golm in einem rothen Licht und die metallne Kugel auf seiner hohen Säule, sah, als wäre sie golden, auf das Dorf und den Kegelgarten hernieder. Myriaden von Mücken

ſtanden in der Luft und die Hummeln flogen zwiſchen den Buchsbaumbeeten hin und her.

Mit Beginn des Auguſt verließ uns gewöhnlich unſer Beſuch wieder und kam dann der September heran, ſo ſchieden auch aus der Stadt ſelbſt die letzten Badegäſte. Wollte wer länger bleiben, ſo war das unbequem für die Wirthe, wobei folgende Scene vorkam. Einer (natürlich ein Berliner) als er ſich eben wieder von der Abfahrtsſtelle des Dampfſchiffs, wohin er ein paar abziehende Freunde begleitet, in ſeine Miethswohnung zurückbegeben hatte, ſetzte ſich, die Hände reibend, behaglich zu ſeinen Wirthsleuten und ſagte: „Na, Hoppenſack, nu ſind ja die Berliner alle weg oder doch beinahe alle; nu ſoll's losgehen, nu wird's gemüthlich.“ Er erwartete natürlich vollſte Zuſtimmung. Statt deſſen aber ſah er nur lange Geſichter. Endlich nahm er ſich ein Herz und fragte, warum ſie ſo flau ſeien? „Gott, Herr Schünemann,“ ſagte Hoppenſack „ein Regiſtrater und ſeine Frau kamen ja ſchon Ende Mai und nu is es beinah Mitte September. Man will doch auch mal wieder alleine ſein.“ Die Frau nickte zuſtimmend. Da hatte denn Schünemann keine Wahl mehr und mußte den andern Tag auch aufbrechen.

Waren dann die letzten Badegäſte fort, ſo ließen die Aequinoktialſtürme nicht lange mehr auf ſich

warten und ſetzten ſich, wenn es ein ſchlimmes Jahr war, bis in den November hinein fort. Erſt fielen die Kaſtanien, dann praſſelten die Ziegel vom Dach und aus den Dachrinnen, die immer ſo angebracht waren, daß ſie gerade dicht neben den Schlafſtubenfenſtern mündeten, ſtürzte der Regen platſchend in den Garten. Dann wieder jagten zerriſſene Wolken am aufklarenden Himmel hin, die Luft wurde kalt, Alles fror, und den ganzen Tag über ſtand ein alter Holzhauer in der Remiſe, bei dem ſich nun mein Vater einfand und die Axt in die Hand nehmend, eine halbe Stunde lang ſtatt ſeiner das Holz ſpaltete.

Das geſellſchaftliche Leben ruhte während dieſer Spätherbſttage, man erholte ſich von den Strapazen der Sommer-Saiſon und ſtärkte ſich für die Wintergeſellſchaften. Aber ehe dieſe kamen, war noch ein mehrwöchentliches Interregnum durchzumachen, die Schlacht- und Backzeit, die letztere ſchon mit der Weihnachtszeit zuſammenfallend.

Mit dem Gänſeſchlachten fing es an. Eine reguläre Wirthſchaftsführung ohne Gänſeſchlachten konnte nicht wohl gedacht werden. Es handelte ſich dabei um mancherlei, zunächſt wohl um die Federn zur Herſtellung immer neuer Fremdenbetten, vor allem aber auch um die geräucherten Gänſe-

brüste, die fast so wichtig waren, wie die Schinken und Speckseiten im Rauchfang. Waren, kurz vor Martini, die Gänse zu diesem Zweck in genügender Zahl herangetrieben und auf dem Hofe, wo nun ein entsetzliches Schnattern uns eine Woche lang um unsere Nachtruhe brachte, zu letzter Auffütterung eingepfercht, so wurde auch schon der Tag zu Beginn der Festlichkeit festgesetzt. Meist Mitte November. Auf dem Hofe, hart an die Giebelwand des Hauses sich lehnend, befand sich, wie schon erzählt (und zwar sonderbarerweise mit einem Taubenschlage darüber) die Gesindestube, darin, außer der Köchin, noch zwei Hausmädchen schliefen. Immer vorausgesetzt, daß sie schliefen. Der Kutscher — an Stelle des alten Ehm war längst eine jugendlichere Kraft getreten — sah sich, der Hausordnung nach, zunächst freilich auf die Häckselkammer neben dem Pferdestall angewiesen, er verzichtete jedoch gern auf die Selbstständigkeit dieses ihm zuständigen Aufenthalts und zog es vor, den ohnehin engen Raum der Gesindestube durch seine Gegenwart noch enger zu machen. Alles nach dem Satze: „Raum ist in der kleinsten Hütte ꝛc.“ War nun aber die Gänseschlachtzeit heran gekommen, so bedeutete das eine weitere, sehr erheblich gesteigerte Raumbeschränkung, denn am selbigen Abend, an dem das Massacriren beginnen sollte, stellte sich zu dem,

was für gewöhnlich die Gesindestube beherbergte, auch noch ein Aufgebot alter Weiber ein, vier oder fünf, die sonst als Wasch- oder auch wohl als Jätefrauen ihr Dasein fristeten. Und nun begann das Opferfest. Immer spät Abends. Durch die weit offenstehende Thür, geöffnet weil es sonst vor Stickluft nicht auszuhalten gewesen wäre, schienen die Sterne in den verqualmten und durch ein Talglicht kümmerlich erleuchteten Raum hinein. An dem Talglicht immer ein Dieb. Nächst der Thür aber, in einem Halbkreise, standen die fünf Schlachtpriesterinnen, jede mit einer Gans zwischen den Knien, und sangen, während sie mit einem spitzen Küchenmesser die Schädeldecke des armen Thieres durchbohrten (eine Prozedur, deren Nothwendigkeit mir nie klar geworden ist), allerlei Volkslieder, deren Text in einem merkwürdigen Gegensatz sowohl zu dem mörderischen Akt wie zu der Trauermelodie stand. So wenigstens mußte man annehmen, denn die Mädchen, die, den Gast aus der Häckselkammer zwischen sich, auf der Bettkante saßen, begleiteten die Volkslieder mit unendlichem Vergnügen, ja, die besonders traurig klingende Stellen sogar mit Juchzern. Meine beiden Eltern waren sittenstreng und es war oft die Rede davon, ob diesem frechen Treiben nicht Einhalt zu thun sei; schließlich aber hatte man den

Kampf dagegen aufgegeben und mein Vater, dem es schwante, daß dergleichen schon im Altertume vorgekommen sei, sagte, nachdem er nachgeschlagen: „Es ist eine Wiederholung alter Zustände, römische Saturnalien, oder was dasselbe sagen will, momentane Herrschaft der Dienenden über die sogenannte Herrschaft.“ Und als er so den Hergang historisch rubrizirt hatte, gab er sich zufrieden, um so mehr als die Mädchen am andern Morgen ihn jedesmal durch einen ganz besonders sittigen Augenniederschlag erheiterten. Er stellte dann phantastisch ausschweifende Betrachtungen an, als ob Gil Blas seine Lieblingslektüre gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall, er las vielmehr nur Walter Scott, was ich ihm heute noch danke, denn einige Bröckelchen fielen schon damals für mich ab. Quentin Durward zog er Allem vor, vielleicht weil es ein französischer Stoff war. Ich habe hier übrigens noch hinzuzufügen, daß die Schreckniſſe dieser Gänseschlacht-Epoche mit der eigentlichen Schlachtnacht und den Trauermelodien keineswegs abgethan waren, sondern sich, durch mindestens eine halbe Woche hin, noch weiter fortsetzten. Diese Schlachtzeit war nämlich zugleich auch die Zeit, wo das aus Gänseblut zubereitete „Schwarzsauer“ tagtäglich auf unseren Tisch kam, ein Gericht, das, nach pommerscher Anschauung,

alles Andre aus dem Felde schlägt. Auch mein Vater hielt es für seine Pflicht, sich dieser landesthümlichen Anschauung anzuschließen und sagte, wenn die dampfende Riesenschüssel erschien: „Ah, das ist recht; davon eßt nur; das ist die schwarze Suppe der Spartaner; alles Saft und Kraft," er selber aber suchte sich, gerade so wie wir, das Backobst und die Mandelklöße heraus und überließ die Kraftbrühe der Gesindeschaft draußen und vor allem den Schlacht- und Klageweibern, die sich durch ihre Bohrversuche den gegründetsten Anspruch darauf erworben hatten.

Etwa 14 Tage später folgte dann das Schweineschlachten. Meine Stellung dazu war noch genau dieselbe, wie zu der Zeit, wo ich, kaum 7jährig, aus der Stadt hinaus auf Alt-Ruppin zu geflohen war, um sowohl dem Anblick, wie der ganzen Skala ohr- und herzzerreißender Töne zu entgehen; aber ich war doch inzwischen aus den Kinderjahren in die Jungensjahre hinein gewachsen, wo man wohl oder übel seine Ehre darin setzt, Alles mannhaft mit durchzumachen, auch wenn sich die eigenste Natur dagegen auflehnt. Daß die Aussicht auf „Reiswurst mit Rosinen" bei Durchführung dieser Tapferkeitskomödie mitgewirkt hätte, kann ich nicht sagen, denn so sehr ich sonst für gute Bissen war, so war ich doch in den der Weihnachtszeit voraufgehenden

Wochen immer halb krank von dem unausgesetzt das Haus durchziehenden Fettwrasen. Jedenfalls konnte von gutem Appetit um eben diese Zeit (trotzdem sich's da gerade verlohnt hätte) nie recht die Rede sein, besonders dann nicht, wenn, um Anfang Dezember, wie fast regelmäßig geschah, auch noch ein Hirsch von der Oberförsterei her eingeliefert war, der nun, — aufgebrochen wie man ein Rind aufbricht — an die Giebelwand des Gesindehauses gehängt wurde. Tag um Tag trat dann die Köchin an das schreckliche Giebelornament heran und schälte erst das Ziemer und dann die Vorder- und Hinterschlägel heraus, so daß wir immer aufathmeten, wenn es mit dieser Wildherrlichkeit wieder vorbei war.

Unter einem glücklicheren Stern stand die Backwoche, wo mit Pfeffer- und Zuckernüssen begonnen und mit Brezeln, Kranz- und Blechkuchen aufgehört wurde. Wir durften nicht nur mit in die Backstube hinein, darin es, überaus anheimelnd, nach bitteren Mandeln und geriebener Citrone roch, sondern erhielten auch, als Weihnachtsvorschmack, eigens für uns Kinder gebackene kleine Wecken, alles reichlich zugemessen. „Ich weiß," sagte meine Mutter, „daß sie sich den Magen daran verderben, aber das ist besser, wie wenn sie knapp gehalten werden. Sie sollen, all diese Zeit über, eine Festfreude haben

und die bringt ihnen ein Festkuchen am besten bei.“ Es hat was für sich, und bei ganz robusten Kindern mag es das unbedingt Richtige sein. Aber so robust waren wir doch nicht, daß es für uns so ohne Weiteres gepaßt hätte. Mir war denn auch, um Weihnachten herum, immer sehr weinerlich zumute.

Am Sylvester war Ressourcenball, auf den man mich, als den Aeltesten, mitnahm. Ich stellte mich dann, in schwankender Gemüthsverfassung in eine Saalecke und sah zu. Wenn dann die tanzenden Paare an mir vorüberschwirrten, war ich zunächst glücklich, daß ich, als eine Art Gast da stehen und mit dem Auge theilnehmen durfte und war doch auch wieder unglücklich, daß ich, statt mitzutanzen, eben nur das Zuschauen hatte. Die Nichtigkeit meines Ich legte sich mir schwer auf die Seele, doppelt schwer in dem gastrischen Zustand, in dem ich mich um diese Zeit regelmäßig befand und erst wenn um Mitternacht der in einen langen blauen Mantel gekleidete Nachtwächter in den Saal trat und nach vorausgegangenem Signal auf seinem Horn, ein fröhliches Neujahr wünschte, fiel mit einem Male jede Sentimentalität wieder von mir ab. Das Komisch-Groteske der Scene riß mich dann heraus und ich hatte wieder meinen Frieden.

Zehntes Kapitel.

Wie wir in unſrem Hauſe lebten (Fortſetzung). „Große Geſellſchaft“.

Etwa um eben dieſe Zeit begann auch das geſellſchaftliche Leben und zwar in Geſtalt einer Reihe von Woche zu Woche wiederkehrender Gaſtereien. Ueber dieſe Gaſtmähler, unter denen manches inſoweit dem des Belſazar glich, als eine Geiſterhand ſchon den Bankrutt des Gaſtgebers an die Wand ſchrieb, habe ich in ihrer Totalität nur immer berichten hören, was aber von dieſen mal kleineren mal größeren Geſellſchaften auf ſpeziell unſer Haus entfiel, das habe ich mit Augen geſehen und davon will ich in Nachſtehendem erzählen.

Waren wir an der Reihe, ſo bemächtigte ſich des ganzen Hauſes eine feierliche Stimmung, die mit der Stimmung bei Hochzeiten eine gewiſſe Aehnlichkeit hatte, wie denn auch die bekannte Dreitheilung von Polterabend, Hochzeit und Lendemain

in der Gestalt von Vorbereitungstag, eigentlichem Festtag und Restereſſen wiederkehrte. Welchem dieſer drei Tage der Preis gebührte, mag unentſchieden bleiben, doch glaube ich faſt, daß mir der erſte Tag der liebſte war. Er verlief zwar unmateriell und entſagungsreich, hatte dafür aber die Vorahnung kommender Herrlichkeiten.

An dieſem Vorbereitungstage erſchien, wie in allen anderen Häuſern, ſo auch bei uns die Wittwe Gaſter, eine renommirte Kochfrau. Sie vereinigte Behagen und Würdigkeit in ihrer Erſcheinung und wurde, dieſer letzteren Eigenſchaft entſprechend, mit Reſpekt und unbedingtem Vertrauen behandelt. Sie lebte, bei begreiflicher Abneigung gegen alles das (beſonders Süßigkeiten,) was ſie tagaus tagein zu produziren hatte, beinah ausſchließlich von Rothwein und entlehnte das Wenige, was ſie nebenher noch an Nahrung brauchte, dem beſtändigen Fettwraſen in dem ſie ſtand. Ihr Eintritt in unſer Haus war für mich gleichbedeutend mit Poſtofaſſen in Nähe der Küche, wo nun Alles, was ſich vollzog, von mir beobachtet, beziehungsweiſe bewundert wurde. Den Anfang machte immer die Herſtellung eines Baumkuchens. Als die Gaſter, die darüber Buch führte, den Tauſendſten fertig hatte, gaben ihr die Swinemünder Hausfrauen ein wohlverdientes Feſt.

Es giebt auch heute noch Baumkuchen, gewiß; aber die jetzigen sind Entartungen, schwächliche, schwammartige Bleichenwangs, während die damaligen eine glückliche Festigkeit hatten, die sich, an den gelungensten Exemplaren, bis zur Knusprigkeit steigerte, begleitet von einer vom dunkelsten Ocker bis zum hellsten Gelb reichenden Farbenskala. Ich war immer glücklich, dem Werdeprozeß solches Baumkuchens zusehen zu können. Auf einem riesigen Herde befand sich, nach der Wand hin, ein aus Ziegelsteinen aufgemauertes niedriges Halb-Gewölbe, das, nach oben zu dachartig vorspringend, nach unten zu schräg zurücktrat. An dieser zurücktretenden Stelle zog sich ein wohl 4 Fuß langes schmales Kohlenfeuer hin, an das nun zwei kleine Eisenständer mit aufgelegtem Bratspieß und Drehvorrichtung herangerückt wurden. Der auf diesen Ständern ruhende Spieß aber gab sich nicht einfach als solcher, vielmehr war ihm ein seiner ganzen Länge nach ausgehöhlter und nach außen hin mit gefettetem Papier überzogener Holzkegel aufgeschoben, der bestimmt war, die Seele des herzustellenden Baumkuchens zu bilden. Und nun, mit Hilfe eines an einem langen Stocke steckenden Blechlöffels, begann das Aufgießen eines dünnflüssigen, anfangs immer wieder herabtröpfelnden Teiges, so daß das eingeschlagene Verfahren

eine ganze Zeit lang wie vergeblich erſchien. Von dem Augenblick an aber, wo die Teigflüſſigkeit konſiſtenter und das Abtropfen langſamer wurde, regten ſich auch die Hoffnungen wieder und ehe ein paar Stunden um waren, konnte der prachtvoll gebräunte, zugleich zackenreiche Baumkuchen von dem Holzkegel herunter genommen werden. Alles dabei war von ſymboliſcher Bedeutung. An das volle Gelingen dieſes Pracht- und Schauſtücks knüpfte ſich das Vertrauen auf das Gelingen des Feſtes überhaupt. Der Baumkuchen ſtellte dem Ganzen das Horoskop.

Ueber die Küchenthätigkeit des eigentlichen Geſellſchaftstages geh ich hier hinweg und führe ſtatt deſſen lieber das Feſt ſelbſt herauf. Es wurde dann — ein anderer Raum ſtand nicht zur Verfügung — ein langer Ausziehtiſch in den Salon meiner Mutter geſchafft, und alsbald zog ſich an dem gelben Moiré-Sopha mit den 300 Silbernägeln entlang, die wohlgedeckte Tafel hin. Erſt wenn die Lichter brannten, ſchritt man zu Tiſche. Der der Tafel Präſidirende kehrte dem großen Spiegel aus der Schinkelzeit jedesmal den Rücken zu, während alle anderen Gäſte ſich in dem Spiegelglaſe mehr oder weniger bequem betrachten konnten.

Meiner Erinnerung nach, waren es immer Herren-

diners, 12 oder 14 Personen, und nur gelegentlich erschien auch wohl meine Mutter mit bei Tisch, meist begleitet von ihrer, auch zur Winterzeit, oft monatelang auf Besuch bei uns weilenden, damals noch sehr jungen und hübschen Schwester. Diese letztere passend zu placiren, erwies sich immer als besonders schwierig und nur wenn der alte von Flemming und Hofrath Dr. Kind zugegen waren, war einigermaßen Sicherheit vor extremen Huldigungen gewährleistet. Sich vor solchen Huldigungen zu schützen, entzog sich beinahe der Möglichkeit. Man respektirte vielleicht Tugend, wiewohl mir auch das noch zweifelhaft ist, aber Tugendallüren waren abgeschmackt und wo lag immer die Grenze zwischen Sein und Schein. Daß sich die Damen gegen Ende der Tafel zurückzogen und nur noch auf eine kurze Viertelstunde wieder erschienen, um beim Kaffee die Honneurs zu machen, versteht sich von selbst.

Ich habe weiter oben von der Kochkunst der guten Frau Gaster gesprochen, aber, dieser Kochkunst unerachtet, war die Bewirthung eigentlich einfach, namentlich gemessen an dem Raffinement, das jetzt bei Gastmählern vorherrscht. Einfach sage ich und dabei stabil. Keiner wollte zurückbleiben, aber auch nicht über den Andern hinausgehen. Auf die Suppe folgte ein Fisch, dann (feststehend) Teltower Rübchen

und Spickgans, dann ein ungeheurer Braten und zum Schluß eine süße Speise, sammt Früchten, Pfefferkuchen und Königsberger Marzipan. Eine fast noch größere Einfachheit herrschte hinsichtlich der Weine; nach der Suppe wurde Sherry gereicht, dann aber trat ein Rothwein von mäßigem Preis und mäßiger Güte seine Herrschaft an und hielt sich bis zum Kaffee. Das Besondere, das diese Festlichkeiten hatten, lag also nicht im Materiellen, sondern, sonderbar zu sagen, in einem gewissen geistigen Element, in dem Ton der herrschte. Dieser war, auf Anfang und Ende hin angesehen, ein sehr verschiedener. Den Anfang machten fein stilisirte Toaste, mitunter — namentlich wenn das Fest zugleich noch ein Familienfest, also Geburtstagsfeier oder dem Ähnliches war — auch Verse, die, was Formgewandheit und glückliche Pointen angeht, nichts zu wünschen übrig ließen. Ich habe noch vor Kurzem wieder Einiges derart unter den Papieren meines Vaters gefunden und bin erstaunt gewesen, wie gut das Alles war. Humor, Witz, Wortspiele fehlten nie, bei besondern Gelegenheiten aber kam auch das Gefühlvolle zum Ausdruck und die, die einem richtigen Gefühl am fernsten, dem Delirium aber am nächsten standen, erhoben sich dann regelmäßig von ihren Plätzen und gingen auf den Redner zu, um diesen

zu umarmen und zu küssen. Dies Küssen bezeichnete jedesmal den Beginn der zweiten Hälfte des Festes. Je weiter dann die Tafel gedieh, je freier wurde die Tafelberedsamkeit, die nun, vor nichts mehr erschreckend, alsbald zu den übermüthigsten, oft derb zufassenden Hänseleien oder, wo sich diese verboten, wenigstens zu persönlichen Schraubereien hinüberleitete. Genau das was man jetzt „uzen" nennt. Eines der auserlesensten Opfer dieser Lieblingsbeschäftigung der ganzen Tafelrunde, war, wie schon in frühern Kapiteln angedeutet, mein Papa. Längst wußte man, daß er, auf Conversation hin angesehen, drei Steckenpferde hatte: die Rang- und Ordensverhältnisse des preußischen Staats, die Einwohnerzahl aller Städte und Flecken unter Zugrundelegung der neuesten Zählung und die Namen und Herzogstitel der französischen Marschälle, einschließlich einer Unsumme napoleonischer Anekdoten, die letzteren meist in Originalfassung. Mitunter wurde diese Fassung auf Satzbildung und Grammatik hin beanstandet, worauf mein in die Enge getriebener Papa mit unverbrüchlicher Ruhe antwortete: „Mein französisches Gefühl lehrt mich, daß es so heißen muß, so und nicht anders", ein Ausspruch, der natürlich den Jubel nur steigerte.

Ja, Napoleon und die Marschälle!

Das Wissen meines Vaters, nach dieser Seite

hin, war geradezu ſtupend und ich verwette mich, daß es damals keinen Hiſtoriker gab und auch jetzt nicht giebt, der, was franzöſiſche Kriegs- und Perſonal-Anekdoten aus der Zeit von Marengo bis Waterloo angeht, auch nur entfernt im Stande geweſen wäre, mit ihm in die Schranken zu treten. Wo er alles her hatte, iſt mir räthſelhaft. Ich kann es mir nur ſo vorſtellen, daß er in ſeinem Gedächtniß ein Fach hatte, drin, wie von ſelber, alles hineinfiel, was er, bei ſeiner unausgeſetzten Lektüre von Journalen und Miscellenſammlungen in eben dieſen als ſeiner Paſſion dienend, vorfand.

Obenan, auf dem von ihm beherrſchten Gebiete, ſtand natürlich Napoleon ſelbſt, an dem er übrigens merkwürdigerweiſe die Sankt Helena-Tage vor den Tagen ſeines ſoldatiſchen Ruhmes bevorzugte. Dann folgte Ney, ſein ganz beſonderer Liebling, beinah Abgott. Nach dieſem aber, in einer Art von Saltomortale, ſprang er über alle weiteren, mehr oder weniger berühmten Marſchälle, für die er ſammt und ſonders nicht allzuviel übrig hatte, hinweg und wandte ſich ſofort den Größen zweiten und dritten Ranges zu, alſo Männern wie Rapp, Duroc, Nanſouty, Cambronne, Friant, Lannes. Dieſem Letzteren, der ſchon 1809 bei Groß-Aſpern fiel, war er faſt ſo zugethan wie ſeinem Lieblinge Ney. „Ja, dieſer

Lannes, dieſer Herzog von Montebello! Sonderbar. Er ſoll ſehr beſchränkt geweſen ſein. Aber am Ende, was thut das? Ney war auch beſchränkt.“ Und ſo bewies er aus der Beſchränktheit des Einen die Größe des Andern oder ſtellte wenigſtens die Bedeutungsloſigkeit der ganzen Beſchränktheitsfrage feſt. In ſeiner Hinneigung zu den kleinen Größen, lag aber nichts von Zufall oder Laune, ganz im Gegentheil, er wußte das „Warum“ recht gut; mitunter waren es nur Aeußerlichkeiten und ihn beiſpielsweis über Nanſouty, der eine Küraſſier-Diviſion kommandirte, ſprechen zu hören, war ein vollkommener Hochgenuß. Nanſouty ſtand dann leibhaftig vor einem. Ich war in dieſen Dingen ſchließlich ſelber ſo zu Hauſe, daß ich hätte ſoufflieren können. Woher das ſo kam, davon erzähl ich an andrer Stelle, wenn ich von meines Vaters „ſokratiſcher Methode“ ſpreche.

Vorläufig aber, nach dieſem Exkurſe, zurück zu den Geſellſchaftsabenden ſelbſt, deren zweite Hälfte regelmäßig die Komödie des Neckens und Aufziehens heraufführte. Selbſt als Wirth war mein Vater nicht ſicher dagegen, eher, daß ſich das Necken dabei verdoppelte.

Von einem dieſer Abende, der mir noch beſonders lebhaft im Gedächtniß iſt, weil ſeiner, auch

in späteren Jahren noch, öfters und in allerhand Einzelheiten gedacht wurde, will ich hier erzählen. Man war schon beim Dessert und sang eben ein Lied, des Conrektor Beda, ein Stiefsohn der in einem früheren Kapitel erwähnten schönen Frau gleiches Namens, nach der Melodie von „O, Schill, Dein Säbel thut weh" gedichtet hatte. Meine Mutter und deren Schwester — die Kaffeestunde rückte bereits heran — hatten wie herkömmlich auf dem gelben Moirée-Sopha Platz genommen, ich selber aber war auf gut Glück mit hereingeschlüpft und hielt mich in Nähe von Consul Thompson, der sich denn auch ein Vergnügen daraus machte, mir, zum Aerger meiner Mutter, immer neue Massen von Traubenrosinen zuzustecken. Thompson, bequem in allem, sang das Schill-Lied nicht mit und nur immer, wenn der Refrain kam, fiel er mit aller Macht ein. Am obren Ende der Tafel aber saß Kommerzienrath Krause und sagte, während er sich, als das Lied schwieg, zu meinem Vater wandte: „Sage mir, lieber Bruder, bei diesem Liede von Schill oder doch nach der Melodie von Schill, ist mir mit einem Male wieder „Bertrands Abschied" eingefallen. In welchem Zusammenhange weiß ich nicht und ist auch am Ende gleichgültig; ich möchte nur wissen, ist dieser Bertrand in „Ber-

trands Abſchied" derſelbe, der mit auf Sankt-Helena war?"

„Gewiß iſt es derſelbe. Es giebt nur einen. Er war, glaube ich, mit in Saint-Cyr und hatte die ſchwärmeriſchſte Liebe für Napoleon, noch mehr als General Rapp."

„Das muß wohl ſo ſein, denn ich habe da heute in der Times einen Artikel über die nun Gott ſei Dank zurückliegenden Sankt Helena Tage geleſen und bei der Gelegenheit, ich muß doch ſagen zu meinem Staunen, erfahren, daß Bertrand, in zu weitgehender Liebe zu ſeinem Kaiſer, dieſem ſeine ihm angetraute Frau zeitweilig abgetreten haben ſoll, ſo daß Napoleon gewiſſermaßen 3 mal verheirathet war, Joſephine, Marie Luiſe und Madame Bertrand. Ich kann nur wiederholen, ich find' es etwas übertrieben und möchte wiſſen, wie Du Dich zu dieſer Sache ſtellſt? Würdeſt Du . . . meine liebe Freundin wird verzeihn" und er verbeugte ſich gegen meine Mutter „würdeſt Du Dich zu einem ähnlichen Akt loyaler Aufopferung entſchloſſen haben?"

„Unbedingt, wenn ich Bertrand geweſen wäre."

„Das ſind Ausflüchte, lieber Bruder. Wenn Du Bertrand geweſen wärſt! Natürlich. Wie Bertrand darüber dachte, das wiſſen wir, ſeine Thaten ſprechen. Aber ich möchte wiſſen, wie Du

Dich persönlich dazu verhältst. Mein Bruder Eduard, der den Artikel auch gelesen, sprach von Infamie."

„Das ist zu hart. Alle solche Fragen empfangen in den oberen Regionen eine neue, von dem Gewöhnlichen mehr oder weniger abweichende Beleuchtung; die moralischen Anschauungen verschieben sich in Folge davon und werden freier. Ich glaube, daß die Entscheidung bei Madame Bertrand gelegen hat. Wollte sie, so war es nur in der Ordnung, wenn Bertrand selbst im Punkte der Loyalität nicht hinter seiner Frau zurückbleiben wollte. Du darfst auch nicht vergessen, daß der Kaiser über das verfügte, was man Dämonismus nennt. Friedrich der Große hatte das auch, sein Auge zwang den Willen der Menschen."

„Ich glaube, daß Du Recht hast und wir müssen am Ende glücklich sein, daß wir nicht in jenen oberen Regionen leben; wir wären sonst vor nichts sicher."

„Sind wir auch nicht. Im absoluten Staat gehört alles dem König; er kann mir nicht blos meine Frau nehmen, auch meinen Kopf."

„Das hat er schon" unterbrach meine Mutter und stand auf.

Als die Gäste fort waren und die Fenster, um frischer Luft willen, trotz der miteinströmenden Kälte weit geöffnet wurden, ging mein Vater, mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen, im Zimmer

auf und ab. Meine Mutter sah ihm eine Weile zu, dann sagte sie: „Nun, Louis, Du gehst ja auf und ab wie ein Sieger. Du bist wohl stolz darauf, daß Du, wie Krause sagte, Deinem Freunde Napoleon die dritte Frau angetraut hast!“

Mein Vater nickte.

„Merkst Du denn nichts?“ fuhr sie fort, „gar nichts? Einen Tag fragen sie Dich nach der Einwohnerzahl von Buxtehude, den andern Tag wollen sie wissen, was mehr sei, das Eichenlaub am rothen Adlerorden oder die Schleife. Durchschaust Du denn nicht diese Posse?“

Mein Vater nickte wieder.

„Ja, Louis, wenn Du das alles durchschaust, dann begreife ich Dich nicht, dann weiß ich nicht, warum Du ihnen immer wieder den Gefallen thust.“

„Weil ich ein artiger Mann bin und guter Wirth.“

„Guter Wirth. Nun vielleicht. Aber das ist es nicht. Du hast blos die grenzenlose Schwäche, Deine Geschichten immer wieder anbringen zu wollen und bist schlimmer als die schlimmsten Anekdotenerzähler, die wenn man ihnen sagt „kenn' ich schon“, sich nicht stören lassen und ruhig weiter sprechen. Ist es nicht so? Hab ich nicht Recht?“

„Ich glaube beinah, daß Du Recht hast. Aber

was thut das? ein Jeder hat sein Steckenpferd und wir wiederholen uns alle. Nimm mir's nicht übel, Du wiederholst Dich auch und betonst namentlich vieles . . ."

„Bitte, nichts davon."

„Außerdem aber nehme ich bei diesen Dingen alles Ernstes das für mich in Anspruch, daß ich in einem fort beflissen bin, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Ich bin kein elender Witz- und Wortspieljäger, ich cultivire Historisches und helfe nach, wo nachzuhelfen ist. Und Du wirst nicht bestreiten, daß die Summe historischer Kenntniß, namentlich bei den Studirten, ungemein gering ist. Das mit Bertrand . . . nun ja, vielleicht hätt ich anders antworten sollen, denn sie wollten mich vor Dir in Verlegenheit bringen. Aber es ist ihnen nicht gelungen."

„Leider nicht. Und das ist das Schlimmste von der Sache."

Elftes Kapitel.

Was wir in Haus und Stadt erlebten.

Wie wir in unſerem Hauſe lebten, das zu zeigen, war Aufgabe der beiden vorigen Kapitel; in dieſem wird es ſich um Dinge handeln, die, wenigſtens zunächſt, nicht durch unſer Zuthun geſchahen, ſondern von außen her an uns herantretend, das von uns geführte häusliche Leben nur begleiteten, beziehungsweiſe modelten. „Was wir in Haus und Stadt erlebten", habe ich drum als Ueberſchrift genommen.

Es war des Guten und Nicht-Guten gerade genug.

Im Allgemeinen gilt das zwiſchen dem Sturze Napoleons und dem Tode Friedrich Wilhelms III. liegende Vierteljahrhundert als eine ereignißarme Stagnationsepoche, was, aufs Ganze hin angeſehen, auch mehr oder weniger zutreffen mag, gerade das halbe Jahrzehnt aber (1827 bis 32) das ich in Swinemünde verbrachte, brachte, die Stagnation

unterbrechend, des Interessanten eine ganze Fülle: die Befreiung Griechenlands, den russisch-türkischen Krieg, die Eroberung von Algier, die Juli-Revolution, die Losreißung Belgiens von Holland und die große polnische Insurrektion. Ich werde denn auch weiterhin in einiger Ausführlichkeit zu berichten haben, wie diese fernen Ereignisse die Bewohnerschaft unseres Hauses berührten, vor allem aber mein eigenes junges Herz, das für solche Dinge von früh auf erglühte. Zunächst indessen laß ich die Staatsaktionen aus dem Spiel und erzähle von dem, was sich als Stadtereigniß unter unseren Augen zutrug. Allerdings trifft es sich dabei so, daß ich, um der Chronologie willen, meine beste Karte gleich zuerst ausspielen muß. Es war dies die Geschichte von „Mohr und seiner Frau."

Wer war Mohr?

Kutscher Ehm hatte gleich am Tage nach unserer Ankunft, als wir den ersten Umgang durch unser Haus machten, die Frage gestreift, war aber nicht weit damit gekommen und erst etliche Wochen später, als ich von ungefähr wieder den Namen „Mohr" hörte, frug ich Ehm, was es damit sei. Dieser, der nur zu gerne davon sprach, nahm mich auch gleich mit in seine Kammer hinein und während er sich da an die Häcksel-Lade stellte und zu schneiden be-

gann, saß ich auf einem Schemel neben ihm und hörte seiner Geschichte zu. „Ja," so schloß er, (natürlich alles in Plattdeutsch) nach einer Weile, „so war das mit Mohr und seiner Frau. Die sind nu Beid' in Prison und die Frau is krank und verfallen und macht es woll nich lange mehr, er aber, er is oben auf und der alte Pietzker drüben meint auch, ‚an's Leben gingen sie ihm nich.' Und das is auch richtig und is noch von Anno 6 her. Da war er Soldat in Regiment Möllendorf und Napoleon, als es bei Jena nich recht weiter wollte, soll da ganz wüthend gesagt haben: ‚wer is denn blos der Kerl da? So was hab' ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht gesehn.' Und unser König, als er wieder ein bischen in Ruhe war, hat auch an Mohr'n schreiben lassen, er könne sich eine Gnade ausbitten. Und die Gnade, die hängt noch, die is noch nich 'runter, und deshalb sagt Mohr immer: „sie können nich, auch wenn sie wollen; ich habe des Königs Gnade."

Das klang so weit ganz gut, aber was diesen Schlußworten Ehms vorausging, also die eigentliche Geschichte, die klang schlimm und es lief mir dabei kalt über den Rücken. Mohr war ein Mann von Mitte 40, ein guter Lichterschiffer, der zwischen Stettin und Swinemünde fuhr und immer allerhand Kaufmanns-

waaren mitbrachte, womit er dann Handel trieb. Er spielte sich auf den alten Soldaten aus, hielt auf Ordnung und Anstand und war groß und stark und wohlgelitten. Und auch gegen seine Frau lag nichts vor. Aber mit einem Male war er doch unter Bilanz oder vielleicht war es auch blos, daß er seine Habgier nicht bezwingen konnte, kurz und gut, als er in Erfahrung gebracht hatte, die Wittwe Lassahn, die mit einer jungen blonden Person am Rathhausplatze wohnte, habe 100 Thlr. in ihrem alten Uhrschrank versteckt, war es beschlossene Sache; die alte Frau mußte sterben und die junge Person mit. Mohr's Frau war mit einverstanden, ja einige sagten, sie sei schuld. Das war wohl so um Fastnachten Anno 26. Mohr kam von Stettin zurück und legte am Bollwerk an, grad gegenüber von dem Olthoff'schen Gasthof. Es war schon dunkel. Und so ging er denn zu der Wittwe Lassahn und sagte dieser, sie solle nach dem Lichterschiff schicken, da sei seine Frau und warte und werde dem Mädchen den Sack Kaffee geben, den er für sie mitgebracht habe. Das Mädchen ging denn auch. Und nun war er allein mit der Alten. Mit der war er rasch fertig. Aber bald danach kam die junge blonde Person vom Bollwerk zurück. Was nun geschah, das weiß man blos aus Mohr's eigener Beichte,

wenn er mitunter, von furchtbarer Angſt gepackt, nach dem Geiſtlichen rief oder nach Juſtizrath Kirſtein, dem er Alles ſagen wolle. So ſtark er war, er hätte ſie nicht bezwungen, wenn ihm ſeine Frau nicht zur Hilfe gekommen wäre: das war ſo der Hauptinhalt der Geſchichte. Ich kenne auch die Einzelheiten, aber ich erzähle ſie nicht. Nur ſoviel hier, ſie geben ein furchthar anſchauliches Bild von der Macht und Kraft der Verzweiflung. Alle ſollten ſich das in allen Lebenslagen geſagt ſein laſſen, auch im Leben der Völker. An Verborgenbleiben oder an Ablenken auf Andere war nicht zu denken und eh' ein Tag um war, waren Mohr und Frau in Feſſeln. Darüber waren nun beinah anderthalb Jahre vergangen und noch immer ſchwebte die Sache. Sonderbarerweiſe kann ich mich nicht entſinnen, damals unter einem beſonderen Angſtgefühle geſtanden zu haben, auch nicht einmal, als ich eines Tages, ſchon bei Dunkelwerden, an dem mit Eiſentraillen verſehenen Rathhausgefängniß vorüberging und die Straßenjungen mir zuriefen: „Kuck, da ſitzt Mohr.“ Aus dieſer meiner vergleichsweiſen Ruhe wurde ich erſt aufgeſtört, als es an einem Sonnabend, ich glaube es war im Frühjahr 28, hieß: „heute ſind ſie gekommen.“ Die, die gekommen ſein ſollten, waren der Scharfrichter und ſeine Knechte. Es

hatte auch seine Richtigkeit damit, wovon ich mich bald selbst überzeugen sollte. Jeden Nachmittag machten wir, mein Bruder und ich, einen Spaziergang an dem schon in den Dünen gelegenen Kirchhof vorüber, auf den Strand zu. So auch an jenem Sonnabend. Der Kirchhof lag bereits hinter uns und das Meer, wenn der Weg etwas anstieg, blitzte schon hier und da vor uns auf, als wir plötzlich einer Anzahl von Leuten ansichtig wurden, die, links ab vom Wege, in einer von Strandhafer überwachsenen Dünenschlucht ein sonderbares Gerüst aufschlugen, nicht viel größer als ein großer Tisch. Sie klopften gerade große Nägel, mit Eisenringen daran, in die Bretter des Podiums, darauf außerdem noch Holzklötze standen, ein halbes Dutzend oder ein paar mehr. Die Leute aber, die dabei beschäftigt waren, waren nicht Zimmerleute, sondern die, von denen es hieß „daß sie gekommen seien." Sie ließen sich nicht stören und wir unsererseits, nachdem wir das unheimliche Bild uns eingeprägt, gingen rasch weiter auf den Strand zu, wo der Blick auf's Meer uns wieder frei machte.

Gegen Dunkelstunde waren wir, auf einem Umwege, wieder in unserer Wohnung zurück; aber da wurde nicht viel von dem, was bevorstand, gesprochen, und erst am Abend erfuhren wir, daß

mein Papa mit dabei sein werde und das Kommando habe. Richtig, es war so. Als großer stattlicher Mann und 1813er war er ausersehen, an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaft zu marschiren und draußen, vor Beginn der Exekution, das Schaffot mit seinen Leuten kreisförmig zu umstellen.

Als der Montag da war, ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sah ich denn auch meinen Vater in Pontifikalibus. Er hatte einen Hut mit einer Feder auf und trug einen kolossalen Schleppsäbel, dessen blanke Messingscheide mir noch in diesem Augenblicke vor Augen steht. Die Freiwilligenbüchse, die keine Büchse war, hatte ihren verstaubten Platz zwischen den Flurschränken nicht verlassen, denn, als Offizier, war es sein Recht und seine Pflicht, nur den Säbel zu führen. Wir Kinder schlichen uns bis in die Nähe des Rathhausplatzes, von wo aus der Zug sich alsbald in Bewegung setzte, erst eine Abtheilung Schützengilde, dann die Schleife mit den beiden Verurtheilten, rechts und links von ein paar der besten Schützen begleitet; abschließend dann die gesammte bewaffnete Bürgerschaft. Die Stadt war wie ausgestorben, Alles draußen oder im Gefolge. Wie die Letzten außer Sicht waren, zogen wir uns in unser Haus zurück. Einige befreundete Damen begleiteten meine Mutter, die merkwürdig ruhig

war; sie fand Alles, was vorging, nur in der Ordnung, Aug um Auge, Zahn um Zahn, und ließ den Damen, die mit bei uns eingetreten waren, ein Glas Portwein reichen. Dann sprach sie von ganz andern Dingen; sie wollte falsche Sentimentalität nicht aufkommen lassen und hatte Recht wie immer.

Inzwischen gingen die Dinge draußen ihren Gang. Mit der Frau ging es rasch. Dann kam Mohr an die Reihe. Man legte ihn auf die Klötze — denn die vorzunehmende Prozedur war die des Räderns — und schob ihm dann einen zur Schleife geschlungenen Strick rasch um den Hals, der nun, durch die Ringe hindurch, von zwei Seiten her fest angezogen werden sollte. Das war, damit er fester liege; aber eigentlich war es, um der Qual ein rascheres Ende zu machen; ein sehr zu billigendes Verfahren. Im selben Momente jedoch, wo die Knechte, die es gut meinten, den Strick scharf anzogen, riß dieser von der dabei angewandten Gewalt und Mohr, der bis zum letzten Augenblicke den unsinnigen Glauben an seine Begnadigung „noch von Jena her“ festgehalten hatte, richtete sich auf, fixirte den neben ihm stehenden Scharfrichter und sagte mit einem grausigen Freudenausdruck im Auge: „Wat wird nu aus Muhr'n?“

mein Papa mit dabei sein werde und das Kommando habe. Richtig, es war so. Als großer stattlicher Mann und 1813er war er auserſehen, an der Spitze der bewaffneten Bürgerſchaft zu marſchiren und draußen, vor Beginn der Exekution, das Schaffot mit ſeinen Leuten kreisförmig zu umſtellen.

Als der Montag da war, ich hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen, ſah ich denn auch meinen Vater in Pontifikalibus. Er hatte einen Hut mit einer Feder auf und trug einen koloſſalen Schleppſäbel, deſſen blanke Meſſingſcheide mir noch in dieſem Augenblicke vor Augen ſteht. Die Freiwilligenbüchſe, die keine Büchſe war, hatte ihren verſtaubten Platz zwiſchen den Flurſchränken nicht verlaſſen, denn, als Offizier, war es ſein Recht und ſeine Pflicht, nur den Säbel zu führen. Wir Kinder ſchlichen uns bis in die Nähe des Rathhausplatzes, von wo aus der Zug ſich alsbald in Bewegung ſetzte, erſt eine Abtheilung Schützengilde, dann die Schleife mit den beiden Verurtheilten, rechts und links von ein paar der beſten Schützen begleitet; abſchließend dann die geſammte bewaffnete Bürgerſchaft. Die Stadt war wie ausgeſtorben, Alles draußen oder im Gefolge. Wie die Letzten außer Sicht waren, zogen wir uns in unſer Haus zurück. Einige befreundete Damen begleiteten meine Mutter, die merkwürdig ruhig

war; sie fand Alles, was vorging, nur in der Ordnung, Aug um Auge, Zahn um Zahn, und ließ den Damen, die mit bei uns eingetreten waren, ein Glas Portwein reichen. Dann sprach sie von ganz andern Dingen; sie wollte falsche Sentimentalität nicht aufkommen lassen und hatte Recht wie immer.

Inzwischen gingen die Dinge draußen ihren Gang. Mit der Frau ging es rasch. Dann kam Mohr an die Reihe. Man legte ihn auf die Klötze — denn die vorzunehmende Prozedur war die des Räderns — und schob ihm dann einen zur Schleife geschlungenen Strick rasch um den Hals, der nun, durch die Ringe hindurch, von zwei Seiten her fest angezogen werden sollte. Das war, damit er fester liege; aber eigentlich war es, um der Qual ein rascheres Ende zu machen; ein sehr zu billigendes Verfahren. Im selben Momente jedoch, wo die Knechte, die es gut meinten, den Strick scharf anzogen, riß dieser von der dabei angewandten Gewalt und Mohr, der bis zum letzten Augenblicke den unsinnigen Glauben an seine Begnadigung „noch von Jena her" festgehalten hatte, richtete sich auf, fixirte den neben ihm stehenden Scharfrichter und sagte mit einem grausigen Freudenausdruck im Auge: „Wat wird nu aus Muhr'n?"

Er hatte nicht lange zu warten. Eine neue, ſich um ſeinen Hals legende Strickſchleife war die Antwort auf ſeine Frage.

Gegen 11 waren Alle von der Exekution zurück, mein Vater in ſichtlicher Erregung, aber dieſe doch auch wieder gedämpft durch das Gefühl der verantwortlichen Kommandorolle, die ſein Theil bei der Sache geweſen war. Er erzählte den Hergang ziemlich ruhig, nur mit beſonderer Betonung einzelner franzöſiſcher Wörter wie Maſſacre, Sangfroid, pitoyable, zu denen er immer griff, wenn er etwas ſcharf markiren wollte. Mir war zu Muth als ob wenigſtens ein Unwetter heraufziehen oder eine Sonnenfinſterniß ſtattfinden müſſe; es kam aber nichts derart und in verhältnißmäßig kurzer Zeit — was mit dem langen Schweben des Prozeſſes zuſammenhängen mochte — war alles vergeſſen.

Indeſſen bei dem geringſten Anſtoß, und der kam öfter als mir lieb war, war die Sache doch wieder da. Das Mohr'ſche Ehepaar hatte einen Sohn hinterlaſſen, einen ſchwarzen, etwas ſonderbaren Jungen in meinem Alter, der wie ein Igel ausſah, ſo ſtanden ihm die kurzen ſtarren Haare vom Kopf ab. Er merkte auch, daß ich ihm nach Möglichkeit aus dem Wege ging, aber er war mir darum nicht gram, denn er hatte bei den Begegnungen doch wohl

herausgefühlt, daß ſich in mein Entſetzen viel Theilnahme über ſein Geſchick einmiſchte.

Schließlich war ich wohl nur noch der Einzige, der ſich mit der Sache, wenigſtens vorübergehend, beſchäftigte. Und das kam ſo. Jahre lang hatte das kleine Staketenzaun-Haus, drin der Mord geſchehen war, leer geſtanden und die Blumen in dem halb verwilderten Vorgarten blühten für Niemanden. Da, im Sommer 30, als ich bei untergehender Sonne mit meinem Papa vom Seebade zurückkam und bei der Gelegenheit auch den Rathhausplatz und das Staketenzaun-Haus paſſirte, ſah ich mit einem Male, daß die bis dahin geſchloſſenen grünen Jalouſien aufgemacht und die kleinen Fenſter des Wohnzimmers geöffnet waren. An einem derſelben aber ſaß ein Gerichts-Aktuarius, ein fideler Herr, den ich ſehr gut kannte, und blätterte, während er Tabakswolken in die Luft blies, in einem vor ihm liegenden Aktenbündel. Er ſaß ſo, daß er eine gelbe Malvenſtaude links und eine rothe rechts hatte. Das Ganze war ein Bild äußerſten Behagens. Ich wies darauf hin und ſagte zu meinem Vater: „Das iſt ja gerade die Stube . . .“ „Ja, das iſt die Stube“ wiederholte er, „mein Geſchmack wär' es auch nicht“. Aber mit dieſer kurzen Bemerkung war es abgethan und ich empfand an jenem Tage zum erſten Male,

was ich seitdem so oft empfunden habe, daß es mit den Schreckensdingen eine eigene Bewandtniß hat, gerade so wie mit der Einwirkung von Sturm und Unwetter auf uns. Einige können bei Sturm nicht schlafen, Andere aber schlafen dann am besten und wickeln sich mit einem ganz besonderen Behagen in ihre Decke.

* * *

Mein Vater, als wir vom Rathhausplatze sammt seinem, seine Pfeife schmauchenden Aktuarius wieder nach Hause kamen, erzählte natürlich von meinem Entsetzen über das wieder bewohnte Haus. Alle lachten mich aus, besonders die Dienstleute, und die gute Schröder sagte: „das fehlte auch noch, daß solch Kerl wie Mohr arme Leute um ihre Miethe bringt.“ Ich mußte mir den Spott gefallen lassen und mein Vater, der guten Schröder zustimmend, sprach von Weichlichkeit und Schwäche. Trotzdem traf es sich so, daß dasselbe Jahr noch, mir und meinem Angstgefühle zu einer Art Rechtfertigung verhalf und zwar war es mein Papa selber, den die längst abgethane Geschichte, sehr gegen seinen Willen, doch wieder gepackt haben mußte.

Der November hatte mit einem richtigen Nordwester eingesetzt und was nicht hinaus mußte, saß

am warmen Ofen. Mein Vater aber, der ſich ſagen mochte, daß ſein Schimmel, der überhaupt immer über ſein Thun und Laſſen entſchied, ſchon ſeit einer halben Woche nicht aus dem Stall gekommen ſei, ſetzte ſich in den Sattel und ritt auf den Strand zu. Spätnachmittag war es ſtiller geworden und die Mondſichel ſtand ſchon blaß zwiſchen zerriſſenem Gewölk, als er, die Dünen paſſirend, plötzlich in unmittelbarſte Nähe der Stelle kam, wo ſie „Mohr und ſeine Frau“ eingeſcharrt hatten. Und jetzt ſah er auch, dicht neben ſich, den kleinen Schlängelpfad, der auf die Stelle zuführte. Da mit einem Male wollte der Schimmel nicht weiter, bog nach rechts hin aus und pruſtete und ſchäumte ſo, daß es die größte Mühe koſtete, an der Stelle vorbeizukommen. „Ich wette, der Schimmel hat gewußt, da liegt Mohr; oder er hatte wenigſtens die Witterung.“ Meine Mutter aber lachte: „Wenn ſich doch Alles ſo leicht erklären ließe. Du haſt dich geängſtigt und als das Thier deine Angſt merkte, da kam es auch in Angſt. Ich glaube nicht an Spuk; aber eh' ich glaube, daß ſich Dein Schimmel um Mohr und ſeine Frau kümmert, da glaub' ich doch noch eher an den alten Geisler oben.“

Die Schlußworte waren ſcherzhaft gemeint; ich nahm ſie aber ſehr ernſthaft und hörte nur heraus,

daß es mit dem alten Geisler doch auch etwas auf sich haben müsse. Trotzdem konnt' ich nicht davon lassen, mich immer wieder an die Stelle zwischen Ofen und Schrank zu setzen, von der es hieß, da sei er gestorben.

* * *

Die Geschichte mit Mohr blieb für mich das große Stadtereigniß und nur Einzelnes, bei dem die Elemente eine Rolle spielten, prägte sich mir mit ähnlicher Lebendigkeit ein. Ein paar Vorkommnisse der Art will ich erzählen.

Es war ein sehr heißer Sommer, ich glaube 29 oder 30, und so weit sich's ermöglichte, waren wir im Freien oder machten auch wohl Partieen. Unter diesen war auch eine nach der Oberförsterei Pudagla, der, wie schon erwähnt, zu jener Zeit der Oberförster Schröder, ein Bruder unserer Mamsell Schröder, vorstand, ein vorzüglicher Herr, gütig, gewissenhaft, gastlich. Und eines Sonntags fuhren wir da hinaus: meine Mutter und ich und noch zwei jüngere Geschwister. Die Schröder blieb zu Haus, ich weiß nicht weßhalb, ebenso mein Vater, der nicht dabei sein konnte, weil er „Wache" hatte. „Wache haben" war ein terminus technicus und hieß soviel, wie, statt des Gehülfen, der seinen

„freien Sonntag“ hatte, das Geschäftliche persönlich übernehmen, also statt seiner auf „Wache zu ziehn“. Mein Vater fand dies immer etwas „inferior“ für einen Mann von seinen Qualitäten, jedenfalls aber sehr langweilig, weßhalb er nie unterließ, sich für die Nachmittags- und Abendstunden eine Spielpartie einzuladen. Da zu dieser, wenn irgend möglich, auch die beiden Doktoren der Stadt gehörten, so war er auf die Weise ziemlich sicher, vor Mixturenmischen und Aehnlichem bewahrt zu bleiben. Solche Einladung an zwei, drei Freunde war auch an dem hier zu schildernden Tage ergangen, wir aber fuhren, in aller Frühe schon, auf die Oberförsterei zu, denn es war ein weiter Weg, erst Ahlbeck, dann Heringsdorf, dann Gothen und zuletzt Pudagla selbst, das in einem weiten Bezirk kostbarer alter Buchen lag. Nach dem Strand hin, in einiger Entfernung, erhob sich der Streckelberg, der höchste Berg dieser Gegenden, zu dessen Füßen Vineta gelegen haben soll. Um 10 waren wir draußen, frühstückten, und bewunderten zunächst ein junges Reh, das man, in einem Abschlag des großen Gemüsegartens, eingehegt hatte. Dann gingen wir zu Tisch. Gegen 4 Uhr, so war das Nachmittagsprogramm, wollten wir in den Wald und

dort Kaffee trinken. Es war inzwiſchen aber ſo heiß geworden, daß wir den Schatten des Hauſes vorzogen und uns in Flur und Küche vergnügten, bis wir aus des Oberförſters Munde hörten, daß ein ſchweres Gewitter im Anzuge ſei. „Dann wollen wir eilen," ſagte meine Mutter, „wir fahren gute 3 Stunden, bei Dunkelwerden vielleicht noch länger, und mein Mann wird in Unruhe ſein, weil er weiß, daß die Kinder ſich ängſtigen". Ob ſie dies Alles glaubte, denn mein Papa ängſtigte ſich wenig um uns, weiß ich nicht. Der gute Oberförſter aber gab nach und um 6 fuhr der Wagen vor. Ich kam vorn zu dem Kutſcher, einen Strauß mit Erdbeeren in der Hand, der mich zunächſt tröſtete. „Viel vor 9 kommt es nicht herauf" waren des Oberförſters letzte Worte geweſen und er ſchien auch Recht behalten zu ſollen. Wir litten zunächſt wenig von der Schwüle, bis wir, nach faſt anderthalbſtündiger Fahrt am Strand hin, in den Wald einbogen. Es war zwiſchen Gothen und Heringsdorf. Und nun änderte ſich die Situation ſehr ſchnell, denn kaum, daß wir unter den Bäumen waren, ſo fuhr auch ſchon ein heller Blitz durch das Dunkel. Von Donner hörten wir nichts. In der That, es war zunächſt nur Wetterleuchten, aber von ſolcher Intenſität, daß der

Wald wie in Feuer ſtand. Die Pferde wurden immer unruhiger und als wir bis an die erſten Häuſer von Ahlbeck gekommen waren, wandte ſich der Kutſcher in den Fonds des Wagens hinein und fragte, ob wir nicht vor dem Dorfkruge halten und das Wetter abwarten wollten. Aber meine Mutter, in der ihr eigenen Reſolutheit, wollte davon nichts wiſſen. „Nur zu". Und ſo ging es denn weiter. Zunächſt zwiſchen den Häuſern und Hütten hin und dann wieder in den jenſeits des Dorfes ſich fortſetzenden Wald hinein. Das Wetter hielt ſich noch immer und erſt als wir wieder im Freien und ſchon in Nähe des zwiſchen den Dünen gelegenen, mehrerwähnten Kirchhofs waren, hörten wir ein dumpfes Rollen und ſahen wie ſich etliche, vereinzelt umherſtehende Kiefern im Winde zu beugen begannen. Es war ſicher, das Losbrechen war nur noch eine Frage von Minuten. „Vorwärts." Aber die Pferde konnten kaum noch und immer langſamer mahlte der Wagen in dem tiefen Sande. Trotzdem ſchien Alles gut für uns ablaufen zu ſollen, das Unwetter gab uns erneuert eine Friſt und als wir unſer Haus und die Kirche ſchon in Sicht hatten, war noch kein Tropfen Regen gefallen. Im ſelben Augenblicke jedoch, wo wir hielten, gab es Blitz

dort Kaffee trinken. Es war inzwiſchen aber ſo heiß geworden, daß wir den Schatten des Hauſes vorzogen und uns in Flur und Küche vergnügten, bis wir aus des Oberförſters Munde hörten, daß ein ſchweres Gewitter im Anzuge ſei. „Dann wollen wir eilen," ſagte meine Mutter, „wir fahren gute 3 Stunden, bei Dunkelwerden vielleicht noch länger, und mein Mann wird in Unruhe ſein, weil er weiß, daß die Kinder ſich ängſtigen". Ob ſie dies Alles glaubte, denn mein Papa ängſtigte ſich wenig um uns, weiß ich nicht. Der gute Oberförſter aber gab nach und um 6 fuhr der Wagen vor. Ich kam vorn zu dem Kutſcher, einen Strauß mit Erdbeeren in der Hand, der mich zunächſt tröſtete. „Viel vor 9 kommt es nicht herauf" waren des Oberförſters letzte Worte geweſen und er ſchien auch Recht behalten zu ſollen. Wir litten zunächſt wenig von der Schwüle, bis wir, nach faſt anderthalbſtündiger Fahrt am Strand hin, in den Wald einbogen. Es war zwiſchen Gothen und Heringsdorf. Und nun änderte ſich die Situation ſehr ſchnell, denn kaum, daß wir unter den Bäumen waren, ſo fuhr auch ſchon ein heller Blitz durch das Dunkel. Von Donner hörten wir nichts. In der That, es war zunächſt nur Wetterleuchten, aber von ſolcher Intenſität, daß der

Wald wie in Feuer ſtand. Die Pferde wurden immer unruhiger und als wir bis an die erſten Häuſer von Ahlbeck gekommen waren, wandte ſich der Kutſcher in den Fonds des Wagens hinein und fragte, ob wir nicht vor dem Dorfkruge halten und das Wetter abwarten wollten. Aber meine Mutter, in der ihr eigenen Reſolutheit, wollte davon nichts wiſſen. „Nur zu“. Und ſo ging es denn weiter. Zunächſt zwiſchen den Häuſern und Hütten hin und dann wieder in den jenſeits des Dorfes ſich fortſetzenden Wald hinein. Das Wetter hielt ſich noch immer und erſt als wir wieder im Freien und ſchon in Nähe des zwiſchen den Dünen gelegenen, mehrerwähnten Kirchhofs waren, hörten wir ein dumpfes Rollen und ſahen wie ſich etliche, vereinzelt umherſtehende Kiefern im Winde zu beugen begannen. Es war ſicher, das Losbrechen war nur noch eine Frage von Minuten. „Vorwärts.“ Aber die Pferde konnten kaum noch und immer langſamer mahlte der Wagen in dem tiefen Sande. Trotzdem ſchien Alles gut für uns ablaufen zu ſollen, das Unwetter gab uns erneuert eine Friſt und als wir unſer Haus und die Kirche ſchon in Sicht hatten, war noch kein Tropfen Regen gefallen. Im ſelben Augenblicke jedoch, wo wir hielten, gab es Blitz

und Schlag zugleich, so mächtig, daß wir erschreckt in unsere Sitze zurückfielen; es mußte ganz in der Nähe eingeschlagen haben und wolkenbruchartig stürzte der Regen auf uns nieder.

In der Gehilfenstube, soviel sahen wir wohl, war Licht, aber Niemand kam, um uns behilflich zu sein, und zu rufen oder mit der Peitsche zu knipsen, konnte bei dem Wetter, das tobte, nicht viel helfen. Ich sprang also vom Bock und half meiner Mutter und den Geschwistern so gut es ging, aber trotzdem, als wir kaum zwei Minuten später in den dunklen Hausflur eintraten, waren wir total durchnäßt und stapften auf den Fliesen umher, um den Regen abzuschütteln. Aus der Küche kam jetzt eins der Mädchen, einen Blaker in der Hand. „Gott, Madame . . .“ Aber unser in seine Whistpartie vertiefter Vater erschien noch immer nicht und wurde erst sichtbar, als meine Mutter, die mit einem Male klar in der Sache sah, die zur Gehilfenstube führende Thür hastig aufriß und mit nicht mißzuverstehender Ausgesprochenheit hineinrief: „Guten Abend, Louis; wir sind da.“

„Nun, das ist ja gut; eben muß es eingeschlagen haben.“

Und während er diese Betrachtungen anstellte, legte er die letzten Trumpfkarten auf den Tisch und

ſagte: „drei Trick, macht einen Rubber von 7; Doktor, Sie geben.“

An Begrüßung war nicht zu denken und meine Mutter zog ſich empört in ihre Stube zurück.

Und nun ſollten wir zu Bett gebracht werden; ich bat aber aufbleiben zu dürfen, was mir auch gewährt wurde. Das Gewitter — eins von den ganz ſchweren, wie ſie ſich auf Inſeln einſtellen, wo der einſchließende Waſſergürtel ſie feſthält — nahm inzwiſchen ſeinen Fortgang. Mich fröſtelte und ich wußte nicht recht, wo ich hin ſollte. Da ſtahl ich mich unbemerkt wieder nach vorn in die Stube, wo die vier Whiſtſpieler noch immer ſaßen und dann und wann in ihrer Spielerregung ſo ſcharf auf die Tiſchkante ſchlugen, daß die Glasmanſchetten auf den Meſſingleuchtern ſchwirrten und klirrten. Die Lichter waren faſt ſchon niedergebrannt. „Ich denke noch einen Rubber.“ Und dabei fuhr mein Vater mit dem Daumen über die Seitenwand der wieder zuſammengerafften Karten. „Nimm ab, Werkenthin“. Ein greller Schein leuchtete durch die Ritze der Fenſterladen und mir war als müſſe der Blitz zwiſchen die Spieler fahren. Das Wetter war aber ſchon im Schwinden und ich ging in meine Kammer, wo meine Geſchwiſter bereits ſchliefen. Was eine halbe Stunde ſpäter drüben auf der andern

Seite des Flurs zur Sprache kam, lag mir zum Glück außer Hörweite.

* * *

Wenn ich nicht irre, war es in demſelben Jahre, daß die Herbſttage mit ſtarkem Sturm einſetzten und als wir Kinder, eines Abends, auf Schemeln und Fußbänken in der Küche ſaßen, um uns an dem großen Herdfeuer zu wärmen, erſchien mit einem Male mein Vater und ſagte: „Nun wird es Ernſt; der Wind ſteht gerade auf die Molen und kein Tropfen Waſſer kann heraus. Bleibt es ſo, ſo können wir morgen Kahn fahren oder vielleicht ſitzen wir auch auf dem Dach.“ Er glaubte es Alles ſelber nicht recht, aber etwas, was vom Alltäglichen abwich, in Sicht zu ſtellen, war ihm ein beſonderes Vergnügen und wir Kinder waren, wenigſtens in dieſem Stück, Alle ſo ſehr nach ihm geartet, daß wir ihm Dank dafür wußten und unſere Mutter nicht begriffen, die von ſolcher Phantaſiebelaſtung nie was wiſſen wollte.

„Können wir untergehen?“ fragte ich.

„Ja, mein lieber Junge, wer will ſo was ſagen. Möglich iſt Alles. Uebrigens iſt es ein Glück, daß unſere Küſte den Alluvial-Charakter hat, kein

ewiges Rumoren in der Erde, nichts Feuerſpeiendes. Andre Gegenden ſind ſchlimmer daran. In Caracas, einer ſüdamerikaniſchen Stadt, deren Einwohnerzahl nicht genau feſtſteht, hat neulich eine Welle eine franzöſiſche Brigg gepackt und von der Rhede her auf den großen Marktplatz der Stadt geſtellt. Und dann zog ſich die Welle wieder zurück und ließ die Brigg genau da, wo ſie ſtand, ſo daß die Bewohner von Caracas hinaufſteigen und den franzöſiſchen Capitän beſuchen konnten. Das iſt aber nur, weil da Alles vulkaniſch iſt; gerade da, wo das Schiff vor Anker lag, ging es los, eine ſogenannte Eruption.“ Er ſprach dann noch eine Weile ſo weiter und hinterließ uns in einem ſehr aufgeregten Zuſtande. Dann und wann, wenn ein Windſtoß kam, fielen große Stücke Ruß aus dem Rauchfang auf den Herd und wenn dann die glimmenden Scheite auf-flackerten und auseinander flogen, fuhren wir zu-ſammen nnd ich meinerſeits dachte: „Wenn es hier doch vielleicht vulkaniſch wäre!“

Wie die Nacht verging, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich, daß wir am andern Tage ſehr enttäuſcht am Frühſtückstiſche ſaßen. Der Wind, ein richtiger Nordweſter, war ganz nach Weſten herumgegangen, die Stauung hatte aufgehört und das Waſſer im Strom ſtand nicht viel höher als

gewöhnlich. Es blieb uns also nichts Anderes übrig, als unsere Mappen zu packen und unsern Schulgang ganz alltäglich zu Fuß anzutreten, während wir doch mit Sicherheit darauf gerechnet hatten, in einem Boot in die Schule fahren und unterwegs bei Bäcker Woltermann unsere Frühstücksbrödchen kaufen zu können. Ein kleiner romantischer Hang saß uns Allen tief im Geblüt und blieb uns auch für manches weitere Jahr. 1848, wo wir Kinder doch Alle schon erwachsen waren, kriegten wir noch einmal einen starken Anfall von dieser Lust am Abenteuerlichen. Wir lebten damals im Oderbruch und verfolgten die durch die Märztage auch in der Provinz Posen heraufbeschworenen Vorgänge. Eines Tages hieß es: „Die Polen kommen; sie stehen schon südlich von Küstrin und wollen auf Berlin zu, um mit dem Berliner Volk zu fraterniſiren". Ich hielt es eigentlich für Unsinn, trotzdem regte mich die Nachricht angenehm auf, meine Geschwister noch viel mehr, und alle Stunden gingen wir auf die höchstgelegene Bodenstube, um von dort aus Ausschau zu halten. Als es zuletzt hieß „sie kommen n i ch t", waren wir eigentlich traurig; Confederatka, rothe Schärpe, Uebungsversuche im Französischen, all das wäre doch mal was anderes gewesen.

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn,
Nur wenn sie einen begraben
Bekommen wir was zu sehn...

Es liegt eine furchtbare Wahrheit in der Einsamkeits- und Verlassenheitsstimmung dieser Heinischen Strophe. Wir wenigstens waren damals ihrer Wahrheit unterthan.

* * *

Zwei Jahre später, Anfang Januar 32, hatten wir wieder ein am Strom spielendes Ereigniß. Aber diesmal war es keine Sturmfluth, sondern ein kleines Eis-Abenteuer. Die Tage nach Weihnachten waren ungewöhnlich milde gewesen und das Eis, das schon Anfang Dezember das Haff überdeckt hatte, hatte sich wieder gelöst und trieb in großen Schollen, die übrigens den Bootverkehr nach der Insel Wollin hinüber nicht hinderten, flußabwärts dem Meere zu. Sylvester war wie herkömmlich gefeiert worden und für den zweiten Januar stand ein neues Vergnügen in Sicht, von dem ich mir ganz besonders viel versprach: mein Freund Wilhelm Krause, der schon als Schüler und Pensionär des bekannten Direktors v. Klöden die Gewerbeschule besuchte, mußte

am 3. Januar wieder in Berlin ſein und ſeitens ſeines Vaters, des Kommerzienraths, war mit einigen Freunden verabredet worden, dem liebenswürdigen Jungen, bis nach dem jenſeitigen Ufer hinüber, von wo dann die Fahrpoſt ging, das Geleit zu geben. In einem ſichren Eisboote wollte man, zwiſchen den Schollen hindurch, die Partie machen, Alles in Allem 8 Perſonen: erſt zwei Bootsleute, dann der Kommerzienrath und ſein Sohn, dann Konſul Thompſon und Sohn und ſchließlich mein Vater und ich. Ich freute mich ganz ungeheuer darauf. Einmal weil es was Apartes war und nicht minder, weil eine glänzende Verpflegung in Ausſicht ſtand. Es verlautete nämlich, daß drüben im Fährhauſe gefrühſtückt und wir drei Jungens mit Eierpunſch und holländiſchen Waffeln regalirt werden ſollten. Ich nahm mir vor, weil mir dies männlicher erſchien, mich ausſchließlich an den Eierpunſch zu halten, blieb aber ſpäter nicht auf der Höhe dieſes Entſchluſſes. Um 9 ſollte das Boot von „Krauſen's Klapp" abgehen. Wir waren auch alle pünktlich da, nur das Boot nicht, und als wir eine Weile gewartet, erfuhren wir, wovon uns übrigens der Augenſchein bereits überzeugt hatte, daß der über Nacht eingetretene ſtarke Froſt die Schollen zum Stehen gebracht und die kleinen Waſſerläufe dazwiſchen

mit Eis überdeckt habe. Das hätte nun nichts auf ſich gehabt, im Gegentheil, wenn nur die Eisdecke um einen Zoll dicker geweſen wäre; ſie war aber ſehr dünn und ſo ſtanden wir vor der Erwägung, ob ein Ueberſchreiten des Fluſſes überhaupt möglich ſei. Der Kommerzienrath, dem daran lag, keine Schulverſäumniß eintreten zu laſſen, war entſchieden für das kleine Wagniß und als die in langen Pelzjacken daſtehenden Bootsleute dies erſt ſahen, meinten ſie ſofort auch ihrerſeits „es werde ſchon gehen und wenn was paſſire, ſo wäre es auch ſo ſchlimm nicht . . . ein bischen naßkalt . . .“ „Ja, Kinder“, ſagte Thompſon „wie denkt ihr euch das eigentlich? das heißt doch ſoviel wie 'reinfallen und da hat man ſeinen Schlag weg, man weiß nicht wie. Oder die Eisſcholle ſchneidet einem den Kopf ab.“

„Ih, Herr Konſul, ſo ſchlimm wird es ja woll nich kommen.“

„Ja, ſo ſchlimm wird es ja woll nicht kommen, . . . das klingt ganz gut, aber daraus kann ich mir keinen Troſt nehmen. ‚Oskar . . .‘ und dabei nahm er ſeinen Jungen bei der Schulter „wir zwei bleiben hier; Onkel Krauſe iſt ein Windhund, der kann es riskiren. Und Du Bruder, wie ſteht es mit Dir?“

Dieſe Schlußworte richteten ſich an meinen Vater, der ohne Weiteres erklärte, Thompſon habe

recht. In diesem Augenblick aber traf ihn ein so wehmüthiger Blick aus meinen Augen, daß er in's Lachen kam und hinzusetzte: „Nun gut, wenn der Kommerzienrath Dich mitnehmen will, meinetwegen... ich bin der Schwerste von Euch Allen . . . und von Verpflichtung kann keine Rede sein, eher das Gegentheil . . .“ Und bei diesem Entscheide blieb es.

Einer der Bootsleute, mit einem 8 oder 10 Fuß langen Brett auf der Schulter und einem Tau um den Leib, ging vorauf, an dem nachschleifenden Tauende aber hielt sich der Kommerzienrath mit der Linken, während er seinen Jungen an der andern Hand führte; gleich dahinter folgte der zweite Bootsmann, ähnlich ausgerüstet, aber statt des Taus mit einer Eispieke, dran ich mich hielt. So ging es los. Es war zauberhaft und wohl eigentlich nicht sehr gefährlich. Die beiden Bootsleute waren immer vorauf und erfüllten mich mit dem angenehmen Gefühl, „wenn die überfrorne Stelle den Bootsmann getragen hat, Dich trägt sie gewiß.“ Und das war richtig. Freilich kamen Stellen, wo der Strom so stark ging, daß nicht einmal Schülbereis das Wasser bedeckte, aber solche freie Strömung war immer nur zwischen zwei verhältnißmäßig naheliegenden Eisschollen, so daß das Brett, das der Bootsmann trug, vollkommen ausreichte, einen

Uebergang von einer Scholle zur anderen zu ſchaffen. War er drüben, ſo reichte er mir die lange Piekenſtange oder richtiger hielt die Stange ſo, daß ſie mir als ein Geländer diente. Kurzum, ich empfand nur ſoviel von Gefahr, wie nöthig war, um den ganzen Vorgang auf ſeine höchſte Genußhöhe zu heben und als ich, nach dem Frühſtück drüben, wieder glücklich zurück war, betrat ich das Bollwerk wie ein junger Sieger und ſchritt in gehobener Stimmung auf unſer Haus zu, wo meine Mutter, die von einem ſehr erregten Geſpräch zu kommen ſchien, ſchon im Flur ſtand und mich erwartete. Sie küßte mich mit beſonderer Zärtlichkeit, dabei immer vorwurfsvoll nach dem Vater hinüberſehend und fragte mich, ob ich noch etwas wolle.

„Nein," ſagte ich „es gab Eierpunſch und Waffeln und ich wollte auch welche für die Geſchwiſter mitbringen; aber mit einem Male gab es keine mehr."

„Ich weiß ſchon. Du biſt Deines Vaters Sohn."

„Da hat er ganz gut gewählt," ſagte mein Vater.

„Meinſt Du das wirlich, Louis?"

„Nicht ſo ganz. Es war nur eine façon de parler."

„Wie immer."

Zwölftes Kapitel.

Was wir in der Welt erlebten.

Das waren so die Dinge, die uns die Stadt erleben ließ, aber auch was draußen in der Welt geschah, war für uns da, nicht zum wenigsten für mich. Ich hatte von früh an einen Sinn für die politischen Vorgänge, wie sie mir unsere Zeitung vermittelte. Bis zu meinem zehnten Jahre freilich blieb mir diese Lektüre, wenn nicht absichtlich, so doch thatsächlich vorenthalten, was denn zur Folge hatte, daß mir die geschichtlichen Ereignisse der zwanziger Jahre: die Freiheitskämpfe der Griechen, sammt dem sich anschließenden russisch türkischen Kriege, lediglich durch eine Jahrmarkts-Schaubude zur Kenntniß kamen. Alle diese augenblendenden, immer wieder in gelb und roth und nur ganz ausnahmsweise (wenn es Russen waren) in grün auftretenden Guckkastenbilder thaten aber, trotz all ihrer Gröblichkeit und Trivialität, oder vielleicht auch um dieser willen,

ihre volle Schuldigkeit an mir und prägten sich mir derart ein, daß ich über die Personen, Schlachten und Heldenthaten jener Epoche besser als die Mehrzahl meiner Mitlebenden unterrichtet zu sein glaube. Griechische Brander stecken die türkische Flotte in Brand, das Bombardement von Janina (mit einer platzenden Riesenbombe im Vordergrund) Marco Bozzaris in Missolunghi, General Diebitsch Sabalkanski's Einzug in Adrianopel, die Schlacht bei Navarino, — all das steht in einer Deutlichkeit vor mir, als wär ich mit dabei gewesen und läßt es mich nicht bedauern, meine früheste zeitgeschichtliche Belehrung aus einem Guckkasten erhalten zu haben.

Von Sommer 1830 an trat aber die Zeitung an die Stelle des durch Beleuchtungskünste verschönten und vergrößerten Gustav Kühn'schen Bilderbogens und ich sehe mich noch am Bollwerk stehen und auf das Anlegen der „Kronprinzessin Elisabeth", des von Stettin kommenden Dampfers warten, der täglich die Zeitungen mitbrachte. Mein Vater war natürlich auch mit an der Landungsbrücke, meist in Gesellschaft von Freunden. Waren es nun Freunde von der „milderen Observanz" d. h. solche von denen keiner nach dem in ziemlicher Nähe gelegenen Spiel-Pavillon hinüberlugte, so unterließ er's nicht, sich sofort in die Neuigkeiten zu versenken, waren

aber umgekehrt etliche von den entſchloſſeneren Freunden zugegen, alſo von denen, deren Gedanken in derſelben Richtung gingen wie die ſeinigen, ſo that er nur einen flüchtigen Blick in die Zeitung und übergab mir dann dieſe, mit der ich nun, in fliegender Eile, nach Hauſe ſtürmte. Der Gehülfe, den wir damals hatten, war mein guter Freund, und brannte auf Neuigkeiten nicht viel weniger als ich, ja, hätte am liebſten gleich ſelbſt geleſen. Es war aber immer Mittagſtunde, wo ziemlich viel zu thun für ihn war und ſo fiel mir denn nicht blos die Wonne des Leſens, ſondern ſogar die des Vorleſens zu. Hinter dem Receptirtiſche, wo man ſich vor Enge kaum drehen konnte, war doch noch, nahe dem Fenſter, ein freier Winkel geblieben, in dem ein eingeſeſſener Binſenſtuhl gerade Platz hatte. Da ließ ich mich nun nieder, während ich die Füße zugleich auf einen etwas vorgezogenen Kaſten ſtemmte, von außen her aber, wo die dichtbelaubten Kaſtanien ſtanden, fielen die Lichter und Schatten auf das aufgeſchlagene Blatt. Und nun begann die Lektüre, die ſich, durch den ganzen Sommer hin, faſt ausſchließlich auf das unter der Ueberſchrift „Frankreich“ Stehende beſchränkte. Polignac's Ordonnanzen intereſſirten mich wenig. Als dann aber die franzöſiſche Flotte unter Admiral Duperré vor Algier erſchien und die Be-

ſchießung anhob und dann General Berthézène mit ſeiner Diviſion den Kirchhof in Nähe der Stadt angriff und nahm und der Dey mit ſeinem Harem um freien Abzug bat, da kannte mein Entzücken keine Grenze, das auch nicht voll mehr erreicht wurde, als ich hörte, daß Karl X. geſtürzt und Louis Philipp König geworden ſei. Von großem Eindruck auf mich war erſt wieder die Nachricht, daß in Brüſſel bei Aufführung der „Stummen von Portici“ die Revolution ausgebrochen ſei und zwar gerade bei der Stelle „dem Meer-Tyrannen gilt die wilde Jagd“; ich fand dies unbeſchreiblich ſchön, vielleicht in der dunklen, für eine Poetennatur immerhin ſchmeichelhaften Vorſtellung, daß hier ein Lied eine politiſche That geweckt oder gezeitigt habe.

Das war der Sommer 30. Aber was war der Sommer gegen den Winter! Ende November brach, in Nachwirkung der Ereigniſſe in Frankreich und Belgien, die Inſurrektion in Polen aus. Großfürſt Konſtantin wurde flüchtig und nachdem man auf beiden Seiten gerüſtet, kam es zu Beginn des folgenden Jahres zu den blutigen Schlachten bei Grochow und Oſtrolenka. Die Namen von damals prägten ſich mir ſo tief in die Seele, daß ich, als ich, ein Menſchenalter ſpäter, in den zufällig mir

zu Händen kommenden Briefen der Rahel Levin den Namen Skrzynecki und Rybinski begegnete, wie auf einen Schlag den Insurrektionskrieg von 30 und 31, einen der erbittertſten, die je ausgefochten wurden, wieder vor Augen hatte. Kein anderer Krieg, unſere eigenen nicht ausgeſchloſſen, hat von meiner Phantaſie je wieder ſo Beſitz genommen wie dieſe Polenkämpfe und die Gedichte, die an jene Zeit anknüpfen (obenan die von Lenau und Julius Moſen) und dazu die Lieder aus Holtei's „Altem Feldherrn", ſind mir bis dieſe Stunde geblieben, trotzdem die letztren poetiſch nicht hoch ſtehen. Viele Jahre danach, als ich, dicht am Alexanderplatz, eine kleine Parterre-Wohnung inne hatte, ſtellte ſich allwöchentlich einmal ein Muſikanten-Ehepaar vor meinem Fenſter auf, er blind, mit einer Klapptuba, ſie, ſchwindſüchtig, mit einer Harfe. Und nun ſpielten ſie: „Fordere niemand mein Schickſal zu hören" oder „Denkſt du daran, mein tapferer Lagienka". Ich ſchickte ihnen dann ihren Obolus hinaus und ließ ſie's noch einmal ſpielen und noch jetzt, ich muß es wiederholen, zieht, wenn ich die Lieder höre, die alte Zeit vor mir herauf und ich verfalle in eine unbezwingbare Rührung. Ich erzähle das ſo ausführlich, weil ich — in gewiſſem Sinne zu meinem Leidweſen und jedenfalls in einem Wider-

ſtreit zu den poetiſchen Empfindungen, die mich damals beherrſchten und auch jetzt noch beherrſchen — die Bemerkung daran knüpfen muß, daß ich vielfach nur mit getheiltem Herzen auf Seite der Polen ſtand und überhaupt, aller meiner Freiheitsliebe unerachtet, jederzeit ein gewiſſes Engagement zu Gunſten der geordneten Gewalten, auch die ruſſiſche nicht ausgeſchloſſen, in mir verſpürt habe. Freiheitskämpfe haben einen eigenen Zauber und ich danke Gott, daß die Geſchichte deren in Fülle zu verzeichnen hat. Was wäre aus der Welt geworden, wenn es nicht zu allen Zeiten tapfere, herrliche Menſchen gegeben hätte, die, mit Schiller zu ſprechen, „in den Himmel greifen und ihre ewigen Rechte von den Sternen herunter holen.“ So hat denn alles Einſetzen von Gut und Blut, von Leib und Leben zunächſt meine herzlichſten Sympathien, obenan die Kämpfe der Niederländer, neuerdings die Garibaldiſchen. Aber noch einmal, es läuft, mir ſelber verwunderlich, ein entgegengeſetztes Gefühl daneben her und ſo lange die Revolutionskämpfe des ſicheren Sieges entbehren, begleite ich all dieſe Auflehnungen nicht blos mit Mißtrauen (zu welchem meiſt nur zu viel Grund vorhanden iſt) ſondern auch mit einer größeren oder geringeren, ich will nicht ſagen in meinem Rechts- aber doch in meinem Ordnungsgefühle begründeten Miß-

billigung. Ein Zwergensieg gegen Riesen verwirrt mich und erscheint mir in so weit ungehörig, als er gegen den natürlichen Lauf der Dinge verstößt. Ich kann es nicht leiden, daß ein alter Schäfer eine Kur ausführt, die Dieffenbach oder Langenbeck nicht zu Stande bringen konnten. Jeder hat ein ihm zuständiges Maaß, dem gemäß er siegen oder unterliegen muß und in diesem Sinne blicke ich auch auf sich gegenüberstehende Streitkräfte. Ich verlange von 300,000 Mann, daß sie mit 30,000 Mann schnell fertig werden und wenn die 30,000 trotzdem siegen, so finde ich das zwar heldenmäßig und wenn sie für Freiheit, Land und Glauben einstanden, außerdem auch noch höchst wünschenswerth, kann aber doch über die Vorstellung nicht weg, daß es eigentlich nicht stimmt. Ich habe nichts dagegen, dies mich stark beherrschende Gefühl, das mich mehr als einmal von der meine Sympathie fordernden Seite auf die schlechtere Seite hinübergeschoben hat, als philiströs oder subaltern oder meinetwegen selbst als moralisches Manko gekennzeichnet zu sehen, es kommt mir nicht auf Feststellung dessen an, was hier zu loben oder zu tadeln ist, sondern lediglich auf Aufklärung über einen bestimmten inneren Vorgang und demnächst darüber, ob sich solche Gefühlsgänge, sie seien nun richtig oder falsch, auch wohl

ſonſt noch in einer auf freies Empfinden Anſpruch machenden Seele vorfinden mögen.*)

Ein Jahr lang dauerte der polniſche Inſurrektionskrieg, während welcher Zeit ich mich zu einem kleinen Politiker herangeleſen hatte. Namentlich in Herzählung der alle vier Wochen im Ober-Kommando wechſelnden polniſchen Generale, kam mir niemand

*) Ich habe in Vorſtehendem den Grund für meine getheilten Sympathien in einem gewiſſen Ordnungsſinne geſucht, in einem an die Zahl, bez. die Machtüberlegenheit zu ſtellenden natürlichen Anſpruch. Und es liegt in der That ſo. Wenn ſich zwei Jungen auf der Straße ſchlagen und der ganz Kleine ſiegt über den ganz Großen, ſo freuen wir uns über den Kleinen, ärgern uns aber über den Großen dermaßen, daß die dem Kleinen zu gute kommende Freude ſehr erheblich beeinträchtigt wird. Alſo noch einmal, wir ziehen aus dem Machtverhältniß ganz beſtimmte Conſequenzen. Aber vielleicht ſpielt in dieſer Frage auch noch ein anderes, auf's Moraliſche hin angeſehn ganz gleichgültiges Moment mit, deſſen trotzdem hier gedacht werden muß: die Macht der rein äußerlichen Erſcheinung. Friedrich Wilhelm III, als es ſich um den Einzug in Paris handelte, wollte von der Heranziehung des York'ſchen Corps, das doch die Hauptſache gethan hatte, zu dieſem Einzugszwecke nichts wiſſen, weil die Hoſen der Landwehrleute zu ſehr zerriſſen waren. Manche hatten gar keine Hoſen mehr und deckten ihre Blöße nur noch mit ihrem Mantel. Der König iſt oft dafür getadelt worden, ich meinerſeits aber habe mich immer auf ſeine Seite geſtellt. Das Äſthetiſche hat eben auch ſein Recht, mitunter ſogar ein weit- und tiefgehendes, trotzdem

gleich, was natürlich für meine Beſcheidenheit nicht ſehr förderlich war. Doch ſtand es wohl nicht allzu ſchlimm damit; in all meiner Eitelkeit war ich doch immer zunächſt bei der Sache.

* * *

Herbſt 31 ſah ſich die Revolution beſiegt, aber ein neuer ſchlimmerer Feind war inzwiſchen heraufgeſtiegen und näherte ſich von Oſten her unſern Grenzen: die Cholera. Vorbereitungen zur Abwehr derſelben wurden getroffen, natürlich (wie immer) auch bewitzelt und als der alte Geheimerath Ruſt Abſperrungsmaßregeln vorſchlug, erſchien eine Berliner Karrikatur, die den alten Ruſt, bei vollkommenſter Porträt-Ähnlichkeit, als Sperling (aber mit einem doppelten r geſchrieben) darſtellte. Darunter ſtand: „Passer Rusticus, der gemeine Landſperrling“. Indeſſen, es half zu nichts; es

ich nicht verkenne, daß dabei ſchließlich ein Dorfſpitz herauskommen kann, der wohlgekleidete Lumpe paſſiren läßt und ehrliche Leute, die gerad um ihrer Tugenden willen in Lumpen gehn, anbellt. Bedarf das der Abſtellung, muß das aus unſerer Seele heraus, ſo müſſen wir nach ganz anderen, von der Erſcheinung abſehenden Principien erzogen werden und es lernen, unter allen Umſtänden immer nur das Eigentliche, den Kern der Sache zu befragen. Davon ſind wir aber vorläufig noch weit ab.

blieb bei der Absperrung und auch nach Swinemünde hin wurde Militär detachirt, um dort einen Cordon zu ziehen. Im Sommer eben genannten Jahres (1831), an einem glühend heißen Tage, traf ein Bataillon vom Kaiser Franz Regiment bei uns ein. Die Grenadiere hatten, von Wollin her, einen 4 meiligen Marsch durch sandige Kiefernhaide machen müssen und kamen ziemlich marschmüde an, trotzdem sie sich, während der Bootfahrt von einem Flußufer zum andern, wieder erholt hatten. Wir Jungens standen am Bollwerk und staunten die schönen großen Leute an, an die zunächst Quartier-Billets vertheilt wurden. Mein Freund Oskar Thompson und ich hatten uns etwas vorgedrängt und studirten die Achselklappen.

„Hast Du es 'raus?" fragte ich.

„Ja" sagte Thompson „es ist ein R und heißt Rex."

„Unsinn. Du mußt doch wissen Kaiser Franz. Kaiser und Rex geht nicht."

„Na, denn sage 'was Besseres."

„Es heißt Franciscus Imperator. Es ist ein F und ein I . . ."

„Nein, mein junger Freund" sagte jetzt, sich rasch umwendend, der die Compagnie führende Hauptmann, ein sehr gütig aussehender Herr, mit goldner

Brille; „es ist kein J, sondern eine römische I und es heißt: Franz der Erste.“

Mir schoß das Blut in die Stirn und ich zog mich, unsicher ob ich ihm vielleicht danken müsse, verlegen zurück. Gleich danach aber sah ich, wie der Hauptmann einen jungen Offizier, der kaum 20 sein mochte, heranrief und mit diesem ein paar Worte wechselte. Dieser junge Offizier wurde bald der Liebling aller Damen und ein Gegenstand ihrer lebhaften Neugier. Er hieß von Witzleben und war der Sohn des Obersten von Witzleben, der, damals in Dresden wohnend, unter dem Namen A. W. Tromlitz seine im Walter Scott-Stil gehaltenen Romane schrieb. Er (Tromlitz) war als Schriftsteller sehr gefeiert, mehr als wir uns das heute denken können, sein Sohn aber wurde später mein besonderer Gönner, eine Gönnerschaft, der er, in dem von ihm redigirten Militär-Wochenblatt in anerkennenden Worten über meine die Kriege von 1864, 66, und 70 behandelnden Bücher Ausdruck gab. Er ist darin, als Militär, einzig dastehend geblieben, weil die militairischen Fachleute gegen die Schreibereien eines „Pequin“ ein für alle Mal eingenommen sind. Ob sie darin Recht haben? Ich glaube nicht, wenigstens nicht ganz. Alle diese Dinge liegen mir jetzt weit zurück und der Werth oder Unwerth dessen, was ich

damals über unsre Kriege geschrieben habe, bedeutet mir nicht viel mehr. Ich darf auch hinzufügen, daß ich, auf jedem Gebiete, für Autoritäten bin, also, was so ziemlich dasselbe sagen will, das Urtheil von Fachleuten bevorzuge. Trotzdem können auch Fachleute zu weit gehen, wenn sie Verständniß für ihre Sache für sich ausschließlich in Anspruch nehmen. Es giebt konventikelnde Leineweber, die die Predigt eines Ober-Konsistorialraths sehr wohl beurtheilen können und es gab immer Farbenreiber, die sich sehr gut auf Bilder verstanden. In neuerer Zeit sind Auktionskommissarien an ihre Stelle getreten. Es liegt auf militairischem Gebiete nicht viel anders, wenn es überhaupt anders liegt, dessen sind die Revolutionskriege, die seit hundert Jahren geführt werden, ein beredter Zeuge. Heute noch Kellner oder Friseur und nach Jahr und Tag ein Schlachtenlenker. Und was in praxi hundertfältig geleistet wird, das kann doch auch auf theoretischem Gebiete nicht zu den Unmöglichkeiten zählen. Ich nenne hier, einschaltend, nur den Namen Bernhardi. Gewiß, die Laienschaft hat sich zunächst zu bescheiden, aber sie darf doch gelegentlich mitsprechen, ja selbst Vorzüge für sich in Anspruch nehmen: größere Freiheit und unbefangeneres in Rechnung stellen außermilitairischer Faktoren, vor allem der sogenannten Imponderabilien.

Im Letzten ist Kriegsgeschichtsschreibung doch nichts anderes als Geschichtsschreibung überhaupt und unterliegt denselben Gesetzen. Wie verläuft es? Ein reiches Material tritt an einen heran und es gilt unter dem Gegebenen eine Wahl zu treffen, ein „Für oder Wider" ein „Ja oder Nein" auszusprechen. Auch die Darstellung des Kriegshistorischen ist, zu sehr wesentlichem Theile, Sache literarischer und nicht blos militairischer Kritik. Ordnen und aufbauen können, ist wichtiger als ein reicheres Wissens- und Erkenntnißmaß und alles in allem kann ich nicht einsehen, warum es leichter sein soll über den Charakter Wallensteins, als über den Gang der Schlacht bei Großbeeren in's Klare zu kommen.

* * *

Mein Gönner von Witzleben — er war zuletzt General — hat sich's natürlich nicht träumen lassen, daß mich sein Wohlwollen zu solchen Betrachtungen hinreißen würde, vielleicht wär' er sonst ein wenig härter mit mir verfahren. Aber so oder so, ich kehre zunächst zum Jahre 30 und zu dem Bataillon vom Franz Regiment zurück, das damals „um Cordon zu ziehen und die Quarantäne zu sichern" in Swinemünde einzog. Das Bataillon blieb nicht

lange, wahrscheinlich weil man sich von der Nutzlosigkeit solcher Cordons überzeugt hatte; statt seiner aber erschien nun eine Batterie oder Halb-Batterie schweren Geschützes, bronzene Zwölfpfünder, von denen zwei auf die Molenköpfe geschafft und dort so gestellt wurden, daß sie den Hafeneingang bestrichen. Aber auch diese Zwölfpfünder kriegten nichts zu thun; sie standen da bis in's nächste Frühjahr hinein, wo dann Befehl kam, sie nach Stettin hin zurückzuziehen. Ehe dieser Befehl aber ausgeführt werden konnte, nahm der Kommandirende Veranlassung zu einer Dankesbezeugung für die Gastfreundschaft, die die Swinemünder gegen ihn und seine Offiziere geübt hatten. Er erließ Einladungen an die Honoratioren, sich auf der diesseitigen Mole zu versammeln, um dort einem von ihm zu veranstaltenden Schießversuche beizuwohnen. Auch mein Vater war draußen und hatte mich mitgenommen, weil er sehen wollte, welchen Eindruck das Schauspiel auf mich machen würde.

Die Luft war feucht und der Himmel grau. Alles fröstelte. Wir fanden, daß es etwas lange dauere, denn die schräg vor uns stehende Sonne neigte sich schon dem Horizonte zu. Da plötzlich große Bewegung . . . ein donnernder Knall und im nächsten Augenblicke brachen alle Versammelten

in ein ſtaunendes „Ah“ aus. Es war nämlich ein Ricochette-Schießen, was im Princip etwa dasſelbe bedeutet wie das „Butterſtullenwerfen“ auf einem Teich. Die mächtige Kugel ſetzte in Entfernung von 300 oder 500 Schritt zum erſten Mal auf und trieb eine Waſſerſäule, ganz nach Art eines Springbrunnenſtrahls, in die Luft; dann folgte ein zweites und drittes Aufſetzen, bis die Waſſerſäulen immer kleiner wurden und ſchließlich die Kugel verſank. Ich hätte ſtundenlang dem entzückenden Schauſpiele zuſehen können. Aber es währte nur kurze Zeit. Als der Sonnenball über dem Waſſer hing, war Alles vorbei und man trat den Heimweg nach der Stadt an, wo den Offizieren und allen anderen, die mit draußen geweſen waren, bei Conſul Thompſon ein Abſchiedsſouper gegeben wurde. Viele Reden wurden gehalten, unter Ausdruck der Freude, daß die Cholera, ſo fatal ſie ſei, ſo liebe Gäſte gebracht habe. Zuletzt ſprach auch mein Vater und bemerkte in ſeiner launigen, wenn auch vielleicht anfechtbaren Weiſe: „was draußen auf der Mole die Kanone, das ſei drinnen in ſeiner Stadtapotheke der große Salzſäure-Ballon geweſen, unter deſſen Heranziehung er jeden Augenblick im Stande geweſen wäre, das bedrohte Swinemünde unter Chlor zu ſetzen.“

Meine Mutter — wie denn faſt alle Frauen

an den Reden ihrer Männer Anstoß nehmen — war wenig erbaut von diesem Toaste; besonders mißfielen ihr die chemisch-pharmaceutischen Anspielungen. Sie freute sich zwar immer, wenn das Geschäft blühte, hielt aber im Uebrigen nicht viel vom Metier.

Dreizehntes Kapitel.

Wie wir in die Schule gingen und lernten.

Als wir Johanni 27 in dem Hause mit dem Riesendach und der hölzernen Dachrinne, darin mein Vater bequem seine Hand legen konnte, glücklich untergebracht waren, meldete sich alsbald auch die Frage „was wird nun aus den Kindern? in welche Schule schicken wir sie?“ Wäre meine Mutter schon mit zur Stelle gewesen, so hätte sich wahrscheinlich ein Ausweg gefunden, der, wenn nicht auf's Lernen, so doch auf das „Standesgemäße“ die gebührende Rücksicht genommen hätte. Da meine Mama jedoch, wie schon erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben war, so lag die Entscheidung bei meinem Vater, der schnell mit der Sache fertig war und sich in einem seiner Selbstgespräche muthmaßlich dahin resolvirte, „die Stadt hat nur eine Schule, die Stadtschule, und da diese Stadtschule die einzige ist, so ist sie auch die beste.“ Gesagt, gethan; und

ehe eine Woche um war, war ich Schüler der Stadtschule. Nur wenig ist mir davon in Erinnerung geblieben: eine große Stube mit einer schwarzen Tafel, stickige Luft trotz immer offenstehender Fenster und zahllose Jungens in Fries- und Leinwandjacken, ungekämmt und barfüßig oder aber in Holzpantoffeln, die einen furchtbaren Lärm machten. Es war sehr traurig. Ich verknüpfte jedoch damals, wie leider auch später noch, mit „in die Schule gehen" so wenig angenehmen Vorstellungen, daß mir der vorgeschilderte Zustand, als ich seine Bekanntschaft machte, nicht als etwas besonders Schreckliches erschien. Ich ging eben davon aus, daß das so sein müsse. Als aber, gegen den Herbst hin, meine Mutter eintraf und mich mit den Holzpantoffeljungens aus der Schule kommen sah, war sie außer sich und warf einen ängstlichen Blick auf meine Locken, denen sie, in dieser Gesellschaft, nicht mehr recht trauen mochte. Sie hatte dann eines ihrer energischen Zwiegespräche mit meinem Vater, dem wahrscheinlich gesagt wurde „er habe mal wieder blos an sich gedacht" und denselben Tag noch erfolgte meine Abmeldung bei dem uns schräg gegenüber wohnenden Rektor Beda. Dieser nahm die Abmeldung nicht übel, erklärte vielmehr meiner Mutter „er habe sich eigentlich gewundert . . ."

All das war nun so weit ganz gut, berechtigte Kritik war geübt und ihr gemäß verfahren worden, aber als es nun galt, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, wußte auch meine Mutter nicht aus noch ein. Lehrkräfte schienen zu fehlen oder fehlten wirklich und da sich, bei der Kürze der Zeit, noch keine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt ermöglicht hatten, so wurde beschlossen, mich vorläufig wild aufwachsen zu lassen und ruhig zu warten, bis sich etwas fände. Um mich aber vor Rückfall in dunkelste Nacht zu bewahren, sollte ich täglich eine Stunde bei meiner Mutter lesen und bei meinem Vater einige lateinische und französische Vokabeln lernen, dazu Geographie und Geschichte.

„Wirst Du das auch können, Louis?“ hatte meine Mutter gefragt.

Können? Was heißt können! natürlich kann ich es. Immer das alte Mißtrauen.“

„Es ist noch keine 24 Stunden, daß Du selber voller Zweifel warst.“

„Da werd ich wohl keine Lust gehabt haben. Aber, wenn es drauf ankommt, ich verstehe die Pharmacopöa borussica so gut wie jeder andere und in meiner Eltern Haus wurde französisch gesprochen. Und das Andre, davon zu sprechen wäre

lächerlich. Du weißt, daß ich da 10 Studirte in den Sack ſtecke."

Und wirklich es kam zu ſolchen Stunden, die ſich, wie ſchon hier erwähnt werden mag, auch noch fortſetzten, als eine Benöthigung dazu nicht mehr vorlag und ſo ſonderbar dieſe Stunden waren, ſo hab ich doch mehr dabei gelernt, als bei manchem berühmten Lehrer. Mein Vater griff ganz willkürlich Dinge heraus, die er, von lange her, auswendig wußte oder vielleicht auch erſt am ſelben Tage geleſen hatte, dabei das Geographiſche mit dem Hiſtoriſchen verquickend, natürlich immer ſo, daß ſeine bevorzugten Themata ſchließlich dabei zu ihrem Rechte kamen. Etwa ſo.

„Du kennſt Oſt- und Weſtpreußen?"

„Ja, Papa; das iſt das Land, wonach Preußen Preußen heißt und wonach wir alle Preußen heißen."

„Sehr gut, ſehr gut; ein bischen viel Preußen, aber das ſchadet nichts. Und Du kennſt auch die Hauptſtädte beider Provinzen?"

„Ja, Papa; Königsberg und Danzig."

„Sehr gut. In Danzig bin ich ſelber geweſen und beinahe auch in Königsberg, — blos es kam was dazwiſchen. Und haſt du mal gehört, wer Danzig, nach tapferer Vertheidigung durch unſern General Kalkreuth doch ſchließlich eroberte?"

„Nein, Papa.“

„Nun, es ist auch nicht zu verlangen: es wissen es nur Wenige und die sogenannten höher Gebildeten wissen es nie. Das war nämlich der General Lefèvre, ein Mann von besonderer Bravour, den Napoleon dann auch zum Duc de Dantzic ernannte, mit einem c hinten. Darin unterscheiden sich die Sprachen. Das Alles war im Jahre 1807.“

„Also nach der Schlacht bei Jena?“

„Ja, so kann man sagen; aber doch nur in dem Sinne, wie man sagen kann, es war nach dem siebenjährigen Krieg.“

„Versteh' ich nicht, Papa.“

„Thut auch nichts. Es soll heißen, Jena lag schon zu weit zurück; es würde sich aber sagen lassen, es war nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau, eine furchtbar blutige Schlacht, wo die russische Garde beinahe vernichtet wurde und wo Napoleon, ehe er sich niederlegte, zu seinem Liebling Duroc sagte: „Duroc, heute habe ich die sechste europäische Großmacht kennen gelernt, la boue.“

„Was heißt das?“

„La boue heißt der Schmutz. Aber man kann auch noch einen stärkeren deutschen Ausdruck nehmen und ich glaube fast, daß Napoleon, der, wenn er

wollte, etwas Cyniſches hatte, dieſen ſtärkeren Ausdruck eigentlich gemeint hat."

„Was iſt cyniſch?"

„Cyniſch . . . ja, cyniſch . . . es iſt ein oft gebrauchtes Wort und ich möchte ſagen, cyniſch iſt ſoviel wie roh oder brutal. Es wird aber wohl noch genauer zu beſtimmen ſein. Wir wollen nachher im Converſations-Lexikon nachſchlagen. Es iſt gut über dergleichen unterrichtet zu ſein, aber man braucht nicht Alles gleich auf der Stelle zu wiſſen."

So verliefen die Geographieſtunden, immer mit geſchichtlichen Anekdoten abſchließend. Am liebſten jedoch fing er gleich mit dem Hiſtoriſchen an oder doch mit dem, was ihm Hiſtorie ſchien. Ich muß dabei noch einmal, aber nun auch wirklich zum letzten Male, ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe für alle Ereigniſſe ſammt den dazu gehörigen Perſonen, die zwiſchen der Belagerung von Toulon und der Gefangenſchaft auf St. Helena lagen, Erwähnung thun. Auf dieſe Perſonen und Dinge griff er immer wieder zurück. Seine Lieblinge hab ich ſchon in einem früheren Kapitel genannt, obenan Ney und Lannes, aber einen, der ſeinem Herzen vielleicht noch näher ſtand, hab ich doch, bei jener erſten Aufzählung, zu nennen vergeſſen und dieſer eine war Latour d'Auvergne, von dem er mir ſchon

in unſeren Ruppiner Tagen allerlei Geſchichten erzählt hatte. Das wiederholte ſich jetzt. Latour d'Auvergne, ſo hieß es in dieſen ſeinen Erzählungen, habe den Titel geführt: „le premier grenadier de France oder Erſter Grenadier von Frankreich“ als welcher er, trotzdem er Generalsrang gehabt, immer in Reih und Glied und zwar unmittelbar neben dem rechten Flügelmann der alten Garde geſtanden habe. Als er dann aber in dem Treffen bei Neuburg gefallen ſei, habe Napoleon angeordnet, daß das Herz des „Erſten Grenadiers“ in eine Urne gethan und bei der Truppe mitgeführt, ſein Name Latour d'Auvergne aber bei jedem Appell immer aufs Neu mit aufgerufen werde, wobei dann der jedesmalige Flügelmann Ordre gehabt habe, ſtatt des „Erſten Grenadiers“ zu antworten und Auskunft zu geben, wo er ſei. Das war ungefähr das, was ich, von meinem Vater her, längſt auswendig wußte; ſeine Vorliebe für dieſe Geſtalt aber war ſo groß, daß er, wenn's irgend ging, immer wieder auf dieſe zurückkam und dieſelben Fragen that. Oder richtiger noch, immer wieder dieſelbe Scene inſcenirte. Denn es war eine Scene.

„Kennſt Du Latour D'Auvergne?“ ſo begann er dann in der Regel.

„Gewiß. Er war le premier grenadier de France.“

„Gut. Und weißt Du auch, wie man ihn ehrte, als er ſchon todt war?“

„Gewiß.“

„Dann ſage mir, wie es war.“

„Ja, dann mußt Du aber erſt aufſtehen, Papa, und Flügelmann ſein; ſonſt geht es nicht.“

Und nun ſtand er auch wirklich von ſeinem Sophaplatz auf und ſtellte ſich als Flügelmann der alten Garde militairiſch vor mich hin, während ich ſelbſt, Knirps der ich war, die Rolle des appellabnehmenden Offiziers ſpielte. Und nun, aufrufend, begann ich:

„Latour D'Auvergne!“

„Il n'est pas ici,“ antwortete mein Vater in tiefſtem Baß.

„Où est-il donc?“

„Il est mort sur le champ d'honneur.“

Es kam vor, daß meine Mutter dieſen eigenartigen Unterrichtsſtunden beiwohnte — nur das mit Latour d'Auvergne wagten wir nicht in ihrer Gegenwart — und bei der Gelegenheit durch ihr Mienenſpiel zu verſtehen gab, daß ſie dieſe ganze Form des Unterrichts, die mein Vater mit einem unnachahmlichen Geſichtsausdruck ſeine „ſokratiſche

Methode“ nannte, höchſt zweifelhaft finde. Sie hatte aber in ihrer in dieſem Stück und auch ſonſt noch ganz konventionellen Natur total Unrecht, denn, um es noch einmal zu ſagen, ich verdanke dieſen Unterrichtsſtunden, wie den daran anknüpfenden gleichartigen Geſprächen, eigentlich alles Beſte, jedenfalls alles Brauchbarſte was ich weiß. Von dem was mir mein Vater beizubringen verſtand, iſt mir nichts verloren gegangen und auch nichts unnütz für mich geweſen. Nicht blos geſellſchaftlich ſind mir, in einem langen Leben, dieſe Geſchichten hundertfach zu gute gekommen, auch bei meinen Schreibereien waren ſie mir immer wie ein Schatzkäſtlein zur Hand und wenn ich gefragt würde, welchem Lehrer ich mich ſo recht eigentlich zu Dank verpflichtet fühle, ſo würde ich antworten müſſen: meinem Vater, meinem Vater, der ſo zu ſagen gar nichts wußte, mich aber mit dem aus Zeitungen und Journalen aufgepickten und über alle möglichen Themata ſich verbreitenden Anekdotenreichthum unendlich viel mehr unterſtützt hat, als alle meine Gymnaſial- und Realſchullehrer zuſammengenommen. Was die mir geboten, auch wenn es gut war, iſt ſo ziemlich wieder von mir abgefallen, die Geſchichten von Ney und Rapp aber ſind mir bis dieſe Stunde geblieben.

* * *

Dieſe, ſo ſehr ich mich ihr verpflichtet fühle, doch immerhin etwas ſonderbare väterliche Lehrmethode, der alles Conſequente und Logiſche fehlte, würde, da meine Mutter nur eben die Schwächen und nicht die Vorzüge derſelben erkannte, ſehr wahrſcheinlich zu heftigen Streitigkeiten zwiſchen den beiden Eltern geführt haben, wenn meine kritikübende Mama dem Ganzen überhaupt eine tiefere Bedeutung beigelegt hätte. Das war aber nicht der Fall. Sie fand nur, daß meines Vaters Lehrart etwas vom Ueblichen völlig Abweichendes ſei, wobei nicht viel Reelles, d. h. nicht viel Examenfähiges herauskommen würde, worin ſie auch vollkommen Recht hatte. Da ihr ſelber aber alles Wiſſen ſehr wenig galt, ſo belächelte ſie zwar die „ſokratiſche Methode", ſah aber keinen Grund, ſich ernſthaft darüber zu ereifern. Es kam, ihrer aufrichtigſten Ueberzeugung nach, im Leben auf ganz andere Dinge an, als auf Wiſſen oder gar Gelehrſamkeit und dieſe anderen Dinge hießen: gutes Ausſehen und gute Manieren. Daß ihre Kinder ſämmtlich gut ausſähen, war eine Art Glaubensartikel bei ihr und daß ſie gute Manieren entweder ſchon hätten oder ſich aneignen würden, betrachtete ſie als eine natürliche Folge des guten Ausſehens. Es kam alſo nur darauf an, ſich vortheilhaft zu präſentieren. Ernſte Studien erſchienen ihr nicht als Mittel, ſondern

umgekehrt als Hinderniß zum Glück, zu wirklichem Glück, das sie von Besitz und Vermögen als unzertrennlich ansah. Ein Hunderttausendthalermann war etwas und sie hatte Respekt und selbst Ehren für ihn, während ihr Gerichtspräsidenten und Consistorialräthe nur wenig imponirten und ihr noch weniger imponirend erschienen wären, wenn nicht im Hintergrunde das von ihr respektirte „Staatliche" gestanden hätte. Sie war unfähig, sich vor einer sogenannten geistigen Autorität in gutem Glauben zu beugen, nicht weil sie von sich selbst eine hohe Meinung gehabt hätte (sie war im Gegentheil völlig ohne Eitelkeit und Einbildungen) sondern nur weil sie, wie sie nun mal war, auf dem praktischen Gebiete des Lebens — und die nicht praktischen Gebiete kamen für sie gar nicht in Betracht — eine Macht des Wissens oder gar der Gelehrsamkeit nicht anerkennen konnte. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo seitens beider Eltern, etwa 20 Jahre nach dem hier Erzählten, eine Trennung, eventuell Ehescheidung geplant wurde. Die Trennung erfolgte dann auch wirklich, die Ehescheidung unterblieb. Aber diese letztere wurde doch vorübergehend ganz ernsthaft erwogen und ein Freund unseres Hauses, der damalige bethanische Geistliche, Pastor Schultz, dessen Spezialität Ehescheidungsfragen waren (es war die Zeit unter

Friedrich Wilhelm IV., wo man ſolche Dinge mit friſch auflebender dogmatiſcher Strenge behandelte), — Paſtor Schultz, ſag ich, lehnte ſich, als er von dem Plane hörte, mit aller Kraft und Beredſamkeit dagegen auf. Meine Mutter hielt ſehr viel auf ihn und kannte zudem das Anſehen, deſſen er ſich „bis hoch hinauf“ erfreute, „bis hoch hinauf“, was für ſie Bedeutung hatte; nichtsdeſtoweniger machten ſeine ſtrengen Auseinanderſetzungen nicht den geringſten Eindruck auf ſie, ſo wenig, daß ſie, als er ſchwieg, mit ſuperiorer Seelenruhe ſagte: „Lieber Schultz, Sie verſtehen dieſe Frage gründlich; aber ob ich ein Recht darauf habe, mich ſcheiden zu laſſen oder nicht, dieſe Frage kann in der ganzen Welt kein Menſch ſo gut beantworten wie ich ſelber.“ Und damit brach ſie ab. Aehnlich ungläubig ſtand ſie jeder Autorität gegenüber. Sie war voll Mißtrauen in die Leiſtungsfähigkeit aller drei Fakultäten und bezweifelte — patriarchaliſche Zuſtände waren ihr Ideal — daß die Menſchen beiſpielsweiſe was Reelles von der Juriſterei hätten. Alles gehe, ſo meinte ſie, nach Gunſt oder Vortheil oder im beſten Fall nach Schablone. Reich ſein, Beſitz, (am liebſten Landbeſitz) alles womöglich unterſtützt von den Allüren eines Geſandtſchafts-Attachés, — das war Etwas, das ſchloß Welt und Herzen auf, das

war eine wirkliche Macht; das Andere war Komödie, Schein, eine Seifenblase, die jeden Augenblick platzen konnte. Und dann war nichts da. Man wird begreifen, daß, bei dieser Anschauung, meine Mutter zwar darauf hielt, mich aus der Barfüßler-Schule heraus zu bringen, im Uebrigen aber in einem Interim, ohne regelmäßigen Schulunterricht, kein besonderes Unglück sah. Es war gegen die Ordnung, das war das Schlimme daran. Im Uebrigen, das bischen Lernen, das war jeden Augenblick wieder einzubringen. Und wenn nicht, nicht.

* * *

Zu diesem Wiedereinbringen schien sich endlich Gelegenheit bieten zu sollen, als es Ende März 1828 hieß, Kommerzienrath Krause werde gleich nach Ostern einen Hauslehrer in's Haus nehmen und einige andere Honoratiorenkinder an dem seinen eigenen Kindern zu ertheilenden Unterricht theilnehmen lassen. So war es denn auch. Es machte aber, außer meinen Eltern, keiner von dieser freundlichen Bereitwilligkeit Gebrauch und als zwischen den beiden Familien Alles verabredet und geordnet war, erschien ich, bei Beginn des Unterrichts, mit einer Seehundsfell-Mappe, drin drei Schreibebücher und ein Kinder-

freund steckten, in der Schulstube des Krause'schen Hauses. Das Krause'sche Haus, von dem ich in Kapitel 8 bereits ausführlicher gesprochen, war mir damals schon wohlbekannt, aber in den Theil des Hauses, der zunächst das Schulzimmer und rechts und links daneben zwei für den Hauslehrer eingerichtete Mansardenstuben enthielt, war ich noch nie gekommen. Ich empfing auch hier wieder sofort den freundlichsten Eindruck, indessen so freundlich derselbe war, so war doch keine Zeit, mich mußevoll umzuthun, denn der Lehrer saß schon auf seinem kuruliſchen Stuhl, einem großen Sessel in Gartenstuhlformat, die zwei jüngeren Krause'schen Kinder neben sich, mein Freund Wilhelm ihm gegenüber.*)

*) Wilhelm Krause, dem zuliebe der Hauslehrer überhaupt gehalten wurde, war ein bildhübscher Junge, aber sehr zart und von jenen rothen Backen („wie gemalt") die kein langes Leben prophezeien. Und so kam es auch. Mit kaum 20 Jahren schickte man ihn nach Malaga, von dessen Klima man sich Gutes für seine Gesundheit versprach. Er war sehr musikaliſch und nahm an Bord des Schiffes, auf dem er die Reise machte, seinen schönen Kisting'schen Flügel mit. Dieser Flügel nun war, bei Ankunft in Malaga, wegen zu enger Thüren und Treppen nicht gleich unterzubringen und stand eine Stunde lang oder länger auf der Straße, was viel Volk herbeilockte. Jedem sollt er sagen, was es mit dem Kasten eigentlich sei, worauf er die prompteste Antwort gab, indem er den Flügel aufschlug und darauf spielte. Das Volk war entzückt, so daß sich sagen läßt, dieser glückliche

Neben dieſem war noch ein Stuhl frei; der war für mich. Ich ging aber, ſo war ich inſtruirt, zuvörderſt auf den Lehrer zu, um dieſem die Hand zu geben. Er rückte denn auch, war er doch ohnehin kurzſichtig, ſeinen Seſſel ein wenig herum, um mich beſſer ſehen zu können. „Nun, das iſt recht, daß Du da biſt. Setze Dich da drüben neben Deinen Freund. Und nun wollen wir mit einer Leſeprobe beginnen. Ihr habt Alle den Kinderfreund und der ſoll auch bleiben. Aber heute möcht' ich doch, daß wir zuerſt die Bibel nähmen; Ihr habt doch die Bibel?" Wir beſtätigten und er ſeinerſeits fuhr fort: „Ich denke, wir fangen mit dem Anfang an. Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Für die zwei Kleinen iſt es noch zu ſchwer, aber Ihr beiden Großen könnt euch darin theilen."

Wir laſen denn auch das Kapitel ſo ziemlich zu

Zufall habe ihn, von Anfang an, zu einer populären Figur gemacht. Er erholte ſich anſcheinend auch geſundheitlich, nahm an allem Theil und ſchrieb reizende Briefe, die Willibald Alexis, ein Freund des Krauſe'ſchen Hauſes, herausgegeben hat. Aber ſein Leiden war ſchon zu weit vorgeſchritten und ſo ſtarb er denn bereits im Sommer 1842. Als der Begräbnißtag da war, war gerade Prinz Adalbert, auf ſeiner Braſilienfahrt, im Hafen von Malaga gelandet und nahm, in freundlicher Erinnerung an die im Krauſe'ſchen Hauſe verlebten Tage, Veranlaſſung, ſich mit ſeinen Offizieren an der Trauerfeierlichkeit zu betheiligen.

seiner Zufriedenheit und als wir durch waren, sagte er „Nun will ich noch ein paar Fragen thun und mir allerlei von euch erzählen lassen, ob ihr schon in Stettin wart oder in Rügen und ob ihr schon schwimmen könnt und schlittschuhlaufen und ob ihr wißt, wo Vineta gelegen hat. Ihr kennt doch Vineta?“

Wir sagten ihm, was ihn erheiterte, daß wir zu Boot über die Stelle hingefahren wären. Und dann frug er, welche Spiele wir spielten und ob wir's verständen, einen Drachen steigen zu lassen. Aber wir müßten ihn auch selber machen können. Es lag ihm offenbar daran, uns, durch leicht zu beantwortende Fragen, sowohl mit Vertrauen zu ihm wie zu uns selbst zu erfüllen. Es mochten so anderthalb Stunden vergangen sein, dann sagte er: „Nun ist es genug für heute, morgen wollen wir aber volle Zeit halten. Ich habe schon einen Stundenplan gemacht und Du mußt ihn dir abschreiben.“ Diese Worte richteten sich an mich. Ich erhielt dann noch die Bestellung an meine Eltern, daß er am Nachmittage kommen würde, seinen Besuch zu machen, worauf ich nach Hause stürmte, um zu erzählen, wie mir's gegangen sei. Meine Mutter war etwas überrascht, während mein Vater sagte: „Gefällt mir Alles sehr; nur nicht gleich scharf zufassen.

Immer peu à peu. Nicht quälen, nicht einſchüchtern. Vertrauen wecken und Liebe. Und daß er euch gleich frei gegeben hat! Das iſt das, was ich einen richtigen Pädagogen nenne. Ferien ſind etwas Dummes, ich habe nie gewußt, was ich in den Ferien machen ſollte; aber Freiſtunden, à la bonne heure. Und daß er euch immer gefragt hat und ſich gleich hat von Drachenſteigen erzählen laſſen! Er hat offenbar die ſokratiſche Methode."

Die hatte er nun freilich nicht, aber in allem, was mein Vater ſonſt noch zum Lobe des Hauslehrers geſagt hatte, hatte er recht. Dr. Lau, ſo hieß der neue Hauslehrer, war ein vorzüglicher Pädagog, weil er ein vorzüglicher Menſch war und wenn ich oben geſagt habe, daß ich eigentlich Alles den Anekdoten meines Vaters zu verdanken hätte, ſo muß ich doch den guten Dr. Lau ausnehmen. Dieſer verſtand es auch, einem allerlei kleine Geſchichten, woran eine Kinderſeele hängt, zu vermitteln, aber weil er zugleich ein geſchulter Mann war, ſo that er das alles in Ordnung und Zuſammenhang und das bischen Rückgrat, was mein Wiſſen hat, verdank' ich ihm.

Dr. Lau war ein Priegnitzer. Er mochte damals, als er ins Krauſe'ſche Haus kam, gegen 30 ſein, ſah aber älter aus, was wohl damit zuſammenhing,

daß er zu jenen disproportionirten Leuten gehörte, bei denen Linien und Maße nicht recht ſtimmen. Man ſuchte ſofort nach einem Buckel, trotzdem dieſer eigentlich nicht exiſtirte oder doch nur ganz embryoniſch. Dafür war aber etwas anderes da: der bekannte große Kopf mit eindringlichem Geſicht und Leberteint, wozu ſich, dicht neben dem rechten Auge, auch noch eine ſogenannte „Himbeere" von apart dunklem Farbenton geſellte. Den Schluß machte eine große Brille mit Silberfaſſung, die er, wenn er etwas genau ſehen wollte, jedesmal abnahm und putzte. Das Ganze von Schönheit weit entfernt. Dennoch darf man ſagen, daß er auch äußerlich einen guten Eindruck machte, weil man ihm Wohlwollen, Humor und Idealismus von der Stirn herunter leſen konnte. Solche Menſchen giebt es nicht mehr oder doch kaum noch. Sie waren das Produkt einer armen, aber zugleich geiſtig ſtrebſamen Zeit. In kleinen Verhältniſſen geboren, hatten ſie ſich mit Nothgroſchen und Stipendien durchgeſchlagen und unter Bitterniſſen und Demüthigungen aller Art doch keinen Augenblick den Muth verloren. Ich kann mir dieſen ihren Zuſtand, aus meiner eigenen Vergangenheit heraus, ſehr wohl konſtruiren. Als ich, zwiſchen 16 und 20, Lehrling in einer Berliner Apotheke war, noch dazu an der Ecke der Haidereuter Gaſſe, lag

mir unter anderen Unliebſamkeiten auch die Verpflichtung ob, jeden Sonnabend, einen in einem hölzernen doriſchen Tempel aufgebauten Theil der Apotheke, der den lächerlichen Namen corpus chemicum führte, mit einem großen naſſen Handtuche wieder ſauber putzen zu müſſen. Eine vollkommene Waſchfrauenarbeit. Aber es ſtörte mich ſehr wenig, weil es ſich nicht ſelten ſo traf, daß gerad an dieſen Sonnabenden irgend eine Ballade von mir, ſagen wir „Pizarros Tod“ oder „Simſon im Tempel der Philiſter“ in dem damals in der Adlerſtraße erſcheinenden „Berliner Figaro“ geſtanden hatte. Und daß ich mir nun ſagen durfte, dieſer „Simſon im Tempel der Philiſter“ rührt von Dir her, trägt Deinen Namen, gab mir ein ſo koloſſales Selbſtbewußtſein, daß nicht blos das corpus chemicum, ſondern mit ihm auch die ganze Principalität ſammt allen Proviſoren und Gehülfen als etwas tief Inferiores unter mir verſchwand. Ich nehme an, ſo ſtand es auch mit Dr. Lau, der in dem Bewußtſein „ich bin ein Schüler von Schleiermacher und beſitze nicht nur den weſt-öſtlichen Divan, ſondern kann ihn ſogar auswendig,“ über alle Miſere des Lebens weggekommen war und allem Anſcheine nach auch jetzt wieder, nach ſeinem Eintreffen in Swinemünde — deſſen „Conſuln“ ihm, als einem guten

Liviuskenner, ſchwerlich imponirten — ein innerlich freies und glückliches Leben führte. Die Conſuln ihrerſeits lachten natürlich auch über Dr. Lau und hielten ihn für eine komiſche Null.

So war ſeine Stellung zu den Stadtgrößen. Anders ſtand er in dem Krauſeſchen Hauſe, dem er jetzt angehörte. Da war er geliebt und geſchätzt und antwortete darauf mit Hingebung und Treue. Wir liebten ihn außerordentlich und ſahen in ihm etwas in jeder Hinſicht Ausgezeichnetes. Daß er uns, weil er ſeinem Herzen nicht Gewalt anthun mochte, dann und wann Gedichte aus dem weſt-öſtlichen Divan, der ſeine Spezialität war, vorlas, war gewiß anfechtbar, aber daß er ſich dadurch lächerlich gemacht hätte, davon konnte keine Rede ſein. Im Gegentheil. Dieſe Vorleſungen, von denen wir natürlich kein Wort verſtanden, waren uns nur die Beſieglung alles deſſen, was wir an dieſem kleinen Manne mit dem buntkattunenen, immer die Brille putzenden Taſchentuche bewunderten. Unter allem aber ſtand uns eines obenan: er war nämlich auch Bräutigam. Das Bildniß ſeiner Braut, in Paſtell, hing am Fußende ſeines Bettes, eine Paſtorentochter von freundlichen, beinahe hübſchen Geſichtszügen, mit einem ſchwarzen Sammtband um den Hals, daran ein Medaillon hing. Das Geſicht war uns

intereſſant genug, aber das Intereſſe, das es uns einflößte, verſchwand doch neben dem Medaillon, weil wir von der Frage nicht los konnten: „was ſteckt eigentlich darin? iſt es ſein Bildniß oder iſt es ein Schnitzelchen von ſeinem Haar?“ Von Locke konnte nicht wohl geſprochen werden. Aber was es auch ſein mochte, ein Liebeszeichen war es gewiß und wenn wir dann wieder etwas von Suleika hörten, ſo folgten wir freudiger und geduldiger und ſuchten nach Ähnlichkeiten zwiſchen der Schönheit aus dem Oſten und der Paſtorentochter aus der Oſt-Priegnitz. Uebrigens wolle man aus dem Paſtellbilde am Fußende des Bettes nicht ſchließen, daß Dr. Lau von einer gekünſtelt heraufgeſchraubten Gefühlsbeſchaffenheit geweſen wäre, ganz im Gegentheil. Er war von durchaus geſundem Sinn und wenn ich mich eines litterariſchen Vorgangs erinnere, darin ich mit 9 oder 10 Jahren die Hauptrolle ſpielte, ſo muß ich meinen guten Dr. Lau ſogar einen Realiſten nennen. Dies kam ſo. Meines Vaters Geburtstag ſtand bevor und ich hatte die Pflicht auf einem liniirten Briefbogen, — ſchon die bloße Liniirung war ein Schreckniß — meine Glückwünſche niederzuſchreiben. Ich durfte dies in einer Schulſtunde thun, während welcher Lau Exer-

citienhefte korrigirte. Mit einem Male ſagte er: „Nun gieb her.“

Ich hatte aber mit meinem Geburtstagsbriefe noch gar nicht angefangen, ſondern mich bis dahin darauf beſchränkt, allerlei Reime auf ein neben mir liegendes Blatt zu kritzeln, halber Unſinn, der nicht viel was andres war, als der Ausdruck meiner Verzweiflung. Ich wußte nicht, was ich ſchreiben ſollte, der berühmte Anfang wollte ſich nicht finden laſſen und ſo ſchob ich denn, mit Hülfe dieſer Spielerei, das, um was es ſich eigentlich handelte, nur hinaus. Verlegen reichte ich das bekritzelte Blatt hinüber und Lau, nachdem er ſeine Brille geputzt, begann zu leſen:

Lieber Vater,
Du biſt kein Kater.
Du biſt ein Mann,
Der nichts Fettes vertragen kann;
Doch von den Ruſſen hörſt du gern
Wie ſie den Polen den Weg verſperrn ꝛc. . . .

In ſolcher Reimerei, drin ich, von Zeile zu Zeile, ſo zu ſagen lapidar gegenüber ſtellte, was mein Vater ſei und nicht ſei, was er möge und nicht möge, ging es weiter zwei Seiten lang. Als Dr. Lau damit durch war, ſchlug er auf den Tiſch und ſagte: „das iſt gut, das wollen wir nehmen; darüber wird ſich

Dein Vater freuen. Nur das mit dem Kater müſſen wir fortlaſſen.“ Und den Anfang durchſtreichend, ſchrieb er ſtatt deſſen „Lieber Vater, Du Stadtberather.“ Denn mein Vater war kurz vorher Senator oder Mitglied des Magiſtrats geworden, deſſen Sitzungen er, bei großer Abneigung gegen dergleichen, natürlich nie beiwohnte. Auch dieſen Zug hab ich von ihm geerbt. Lau blieb zwei Jahre lang. Als ſein Abgang nahe war, kam ich auf den unglücklichen Gedanken, ihm zu Ehren ein Stück aufzuführen, noch dazu ein Luſtſpiel. Es war ungebührlich lang und kein Menſch hörte recht zu, was mich ſehr traurig machte. Das Schlimmere aber lag nach der Herzensſeite hin. Ich liebte Dr. Lau ganz aufrichtig, mehr als irgend einen anderen Lehrer, den ich ſpäter gehabt habe; trotzdem brachte mich die verdammte Komödianteneitelkeit um jedes richtige Gefühl für den Mann, dem ich doch ſo viel verdankte. Ja, noch ganz zuletzt, als er, bewegt, von uns Kindern Abſchied nahm, dachte ich nicht an den lieben braven Mann, ſondern immer noch an das dumme Stück, mit dem wir ſo gar keinen Erfolg erzielt hatten. Eigentlich bleibt es zeitlebens ſo; immer wenn mit allem Fug und Recht die großen Gefühlregiſter gezogen werden ſollen, denkt man, als Kind, an Kuchen und Traubenroſinen,

zehn Jahre später an einen neuen Shlips und wenn endlich wer gestorben ist, an den Boule-Schrank und wer ihn wohl eigentlich kriegen wird.

Lau, soviel ich weiß, hat nie mehr von sich hören lassen. Vielleicht daß er an Krause's schrieb, aber ich habe nichts davon vernommen. Viele Jahrzehnte später erfuhr ich, daß er Rektor in Wittstock geworden sei und als solcher ist er muthmaßlich gestorben.

* * *

Lau verließ uns im Spätherbst 30 und Bemühungen seine Stelle rechtzeitig zu besetzen, waren entweder versäumt worden oder hatten zu keinem Resultate geführt. Wir standen also wieder vor einem Interim, das aber diesmal, weil die Krause's mit in Verlegenheit waren, einen anderen Charakter annahm, als vordem. Mit andern Worten, die „Methode" meines Vaters brauchte nicht wieder zu momentaner Aushilfe für mich herangezogen zu werden, denn, nach einigem Umthun in der Stadt, ergab sich's, daß ein in den Vorbereitungen zum Examen steckender Theologe vorhanden und desgleichen bereit sei, sich, bis zum Eintreffen eines neuen Hauslehrers, unserer anzunehmen. Freilich nur halb und auch das kaum. Es war dies der Predigtamtskandidat

Knoop, Sohn des Lootsenkommandeurs, ein gewissenhafter junger Mann, gegen den nicht das Geringste zu sagen gewesen wäre, wenn er uns und unsre Eltern nicht zu sehr hätte fühlen lassen, daß er Alles nur aus Gefälligkeit thue, ja, daß er uns geradezu ein Opfer bringe. Vorwürfe waren ihm daraus freilich nicht zu machen, denn es lag wirklich so. Die Sache fing gleich damit an, daß er in seinem väterlichen Hause verblieb und unsern Eltern gegenüber darauf bestand, daß wir zu wechselnden und jedesmal von ihm zu bestimmenden Tagesstunden in seiner meist in einer Tabakswolke steckenden Hinterstube mit kleinen Zitzgardinen, erscheinen müßten. Er war nicht freundlich und nicht unfreundlich, und sah, gleichviel ob er uns Interessantes oder Nichtinteressantes mittheilte, gleichmäßig gelangweilt drein. Im Ganzen aber kam es seinerseits überhaupt nicht recht zu Mittheilungen, sondern nur zu Aufgaben, ein Verfahren, aus dem genugsam hervorging, daß er uns nicht eigentlich belehren, sondern nur beschäftigen wollte. Dazu gehörte denn vor Allem, weil ihm das das bequemste war (Exercitien und Aufsätze hätten ja korrigirt werden müssen) das Auswendiglernen von Vers und Prosa, von Bibelkapiteln und Schiller'schen Balladen. Er erschrak dabei vor keiner Länge. Ganz im Gegen-

theil, so daß ihm beispielsweise der „Kampf mit dem Drachen," weil er länger vorhielt, um vieles lieber war als der „Handschuh", der nur 5 Minuten dauerte. Wir hatten gegen diese neue Form des Unterrichts nicht viel einzuwenden und nur einmal kam es mir hart an. Es ereignete sich das in den Weihnachtstagen 30 auf 31, kurz vor Tisch. Ich selber war, wie gewöhnlich zu dieser Festzeit, in jenem eigenthümlich gastrischen Zustande, wo sich der schon geschädigte Magen unbegreiflicherweise nach neuer Schädigung sehnt. Ein wohliger Duft von gebratener Gans zog durch das ganze Haus und gab meinen Gedanken eine dem Höheren durchaus abgewandte Richtung. Ich hatte mich, der wieder in Gedichtauswendiglernen bestehenden Ferienaufgabe gedenkend, auf den ersten Boden zurückgezogen und mir's hier, in einem Kinderschlitten mit Seegraskissen, leidlich bequem gemacht, dabei einen alten vielkragigen Mantel meines Vaters über die Kniee gebreitet, denn es war bitterkalt und in der Sonne blinkten links neben mir ein paar Schneestreifen, die der Wind durch die Fensterritzen hineingepustet hatte. Fröstelnd und unzufrieden mit mir und meinem Schicksal, saß ich da, Schiller's Gedichte vor mir, und lernte „das Eleusische Fest." Unten klimperte wer auf dem Klavier. Als es

endlich schwieg, hörte ich den von einem asthmatischen Pusten begleiteten Schritt meines Vaters auf der Treppe und nicht lange mehr, so stand er vor mir, übrigens zunächst weniger mit mir als mit den zwei Schneestreifen beschäftigt. Er schob denn auch, eh er sich zu mir wandte, den Schnee mit der Sohlenkante zusammen und sagte dann erst: „Ich begreife nicht, warum Du hier sitzest."

„Ich lerne."

„Was?"

„Das Eleusische Fest."

„Nun, das ist gut. Aber Du siehst aus, als ob Du keine rechte Freude daran hättest. Ohne Freude geht es nicht, ohne Freude geht nichts in der Welt. Von wem ist es denn?"

„Von Schiller."

„Von Schiller. Nu, höre, dann bitt ich mir aus, daß Du Ernst mit der Sache machst. Schiller ist der Erste. Wie lang is es denn?"

„Siebenundzwanzig Verse."

Hm. Aber wenn es von Schiller ist, ist es gleich, ob es lang oder kurz ist. Es muß 'runter."

„Ach, Papa, die Länge, das is es ja nicht. Der Kampf mit dem Drachen ist noch länger und ich habe es in der letzten Stunde, die wir hatten, doch hergesagt."

„Nun, was ist es dann?“

„Es ist so schwer. Ich versteh es nicht.“

„Unsinn. Das ist blos Faulheit. Gewiß, es giebt Dichter, die man nicht verstehen kann. Aber Schiller! Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit. „Und in Poseidon's Fichtenhain, Tritt er mit frommem Schauder ein,“ — das kann jeder verstehn und war immer meine Lieblingsstelle. Natürlich muß man wissen, wer Poseidon ist.“

„Ja, das geht und Poseidon kenn ich. Und die, die Du da nennst, die hab ich auch alle gelernt. Aber das Eleusische Fest, das kann ich nicht. Ich weiß nicht, was es heißt und weiß auch nicht, was es bedeutet und ich weiß auch nicht, gleich zu Anfang, welche Königin einzieht.“

„Das ist auch nicht nöthig. Du wirst doch verstehn, daß eine Königin einzieht. Welche er meint, ist am Ende gleichgültig. Es ist ein Ausdruck für etwas Hohes.“

„Und in dem zweiten Verse heißt es dann: „Und in des Gebirges Klüften barg der Troglodyte sich“. Was ist ein Troglodyte?“

„Nun, das ist ein griechisches Wort und wird wohl Leute bezeichnen, die einen Kropf haben oder irgend so was. An solcher einzelnen Unklarheit

kann das Ganze nicht scheitern. Also strenge Dich an. . ." .

Er hätte mir wohl noch weitere Lehren gegeben, wenn nicht in diesem Augenblicke zu Tische gerufen wäre. „Nun komm nur. Es heißt zwar plenus venter . . . aber Du wirst schon darüber hinkommen".

Ich kam nicht darüber hin und habe das Eleusische Fest nicht auswendig gelernt, weder damals noch später. Aber so viel bin ich dem Lootsenkommandeurssohn doch schuldig, das Eleusische Fest bedeutete nur den Ausnahmefall und kann die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß ich ihm, und nur ihm allein, die Totalkenntniß der Schiller'schen Balladen verdanke. General v. d. Marwitz erzählt einmal in seinen Memoiren, daß er einen Hauslehrer gehabt, der, aus einem kleinen Buche von höchstens hundert Seiten, Weltgeschichte vorgetragen habe; nach dem Vortrage ließ er dann seinen Zögling ein paar Seiten auswendig lernen und wenn er mit dem Buche durch war, begann das Auswendiglernen von Seite 1 an von Neuem. Marwitz setzt hinzu: „Dieser Lehrer war beschränkt und bequem, aber ich verdanke ihm, in Bezug auf historische Fakten und Zahlen, eine Ueberlegenheit über alle Personen, auch die Klügsten mit einbegriffen, mit denen ich in meinem

langen Leben in Berührung gekommen bin. Keiner wußte so sicher wie ich, in welchem Jahre die Schlacht bei Crecy oder bei Granson oder bei Lepanto gewesen war."

* * *

Ostern 31 war endlich ein neuer Hauslehrer da, so daß die Stunden im commerzienräthlichen Hause wieder ihren Anfang nehmen konnten. Der Neu-Engagirte hieß Dr. Philippi und kam aus Hamburg. Er war aus einem großen Hause, sehr gebildet und von weltmännischen Manieren. Das war das Gute, das er mitbrachte; zugleich aber gab ihm sein Hamburgerthum, sein Vertrautsein mit den Formen einer wirklich reichen und vornehmen Kaufmannswelt, ein bis zu Dünkel und Unart sich steigerndes Selbst- und Ueberlegenheitsgefühl, das ihm von Anfang an seine Stellung verdarb. In der Stadt gewiß und fast auch in dem liebenswürdigen Hause, dem er als Mitglied angehörte. Dr. Lau, wie hervorgehoben, hatte auch etwas von diesem Selbst- und Ueberlegenheitsgefühl gehabt, aber in ganz andrer Art. Lau war nicht spitz und ironisch, sondern immer nur heiter und humoristisch gewesen und hatte seine vergnügliche Stimmung, und mit ihr Licht und Behagen, zunächst in seine Ver-

kehrsformen und ſchließlich auch in ſeine Unterrichtsſtunden mitherübergenommen; Philippi dagegen, der überaus eitel und weil man ihm nicht Ehre genug erwies, auch immer ſehr geärgert und verſtimmt war, ließ durchweg jene freundliche Geſinnung vermiſſen, ohne die nichts recht gedeiht. Wir lernten dies und das, aber es hatte kein Leben, nicht einmal ſo viel, wie der moroſe Predigtamtskandidat ſeinen halb widerwillig gegebenen Stunden zu geben gewußt hatte. Nicht ein einziges Schulvorkommniß hat ſich mir aus jenen Philippiſchen Tagen her eingeprägt. Ein wenig mochte dies allerdings auch daran liegen, daß die Zeit, wo ich das elterliche Haus zu verlaſſen hatte, näher und näher rückte und daß mich nur noch das intereſſirte, was kommen würde, nicht das was da war.

Vierzehntes Kapitel.

Wie wir erzogen wurden. — Wie wir ſpielten in Haus und Hof.

Wie wir erzogen wurden? Ich habe dieſe Frage ſchon an mehr als einer Stelle geſtreift und bin ihr namentlich im vorigen Kapitel, wo ſich's um die Schule handelte, vergleichsweiſe nahe getreten. Indeſſen Erziehung und Schule, bei vielem was ſie gemeinſam haben, ſind doch auch wieder zweierlei; die Schule liegt draußen, Erziehung iſt Innenſache, Sache des Hauſes und vieles, ja das Beſte, kann man nur aus der Hand der Eltern empfangen. „Aus der Hand der Eltern" iſt nicht eigentlich das richtige Wort, wie die Eltern *ſind*, wie ſie durch ihr bloßes Daſein auf uns wirken, — *das* entſcheidet. Es giebt unbeſtritten ausgezeichnete Schul- und Erziehungsanſtalten, die, mit Rückſicht auf Charakterausbildung, vielfach erheblich mehr leiſten mögen, als das elterliche Haus; aber in der Haupt-

ſache bleibt doch ein Manco. Der Charakter mag gewinnen, der Menſch verliert. Es giebt ſo viele Dinge, die mit ihrem ſtillen und ungewollten, aber eben dadurch nur um ſo nachhaltigerem Einfluß erſt den richtigen Menſchen machen. Das große, mit Pflicht-, Ehr- und Rechtsbegriffen ausſtaffirte Tugendexemplar, iſt unbedingt reſpektabel und kann einem ſogar imponiren; trotzdem iſt es nicht das Höchſte. Liebe, Güte, die ſich bis zur Schwachheit ſteigern dürfen, müſſen hinzukommen und unausgeſetzt darauf aus ſein, die kalte Vortrefflichkeit zu verklären, ſonſt wird man all dieſes Vortrefflichen nicht recht froh. Ich hatte das Glück, in meinen Kindheits- und Knabenjahren, unter keinen fremden Erziehungsmeiſtern — denn die Hauslehrer bedeuteten nach dieſer Seite hin ſehr wenig — heranzuwachſen und wenn ich hier noch einmal die Frage ſtelle „wie wurden wir erzogen", ſo muß ich darauf antworten: „gar nicht und — ausgezeichnet". Legt man den Accent auf die Menge, verſteht man unter Erziehung ein fortgeſetztes Aufpaſſen, Ermahnen und Verbeſſern, ein mit der Gerechtigkeitswage beſtändig abgewogenes Lohnen und Strafen, ſo wurden wir gar nicht erzogen; verſteht man aber unter Erziehung nichts weiter, als „in guter Sitte ein gutes Beiſpiel geben" und im Uebrigen das Beſtreben, einen jungen Baum,

bei kaum fühlbarer Anfestigung an einen Stab, in reiner Luft frisch, fröhlich und frei aufwachsen zu lassen, so wurden wir ganz wundervoll erzogen. Und das kam daher: meine Eltern hielten nicht blos auf Hausanstand, worin sie Muster waren, sie waren auch beide von einer vorbildlichen Gesinnung, die Mutter unbedingt, der Vater mit Einschränkung, aber darin doch auch wieder uneingeschränkt, daß ihm jeder Mensch ein Mensch war. Noch weit über seine Bonhommie hinaus, ging seine Humanität. Er war der Abgott armer Leute.

So waren die zwei Persönlichkeiten, die wir tagaus, tagein vor Augen hatten und wie man mit Recht gesagt hat, das Wichtigste für den physischen Menschen sei die Luft, drin er lebe, weil er aus ihr mit jedem Athemzuge Gesundheit oder Nicht-Gesundheit schöpfe, so ist für den moralischen Menschen das, was er von seinen Eltern sieht und hört, das Wichtigste, denn es ist nicht eine von glücklichen Zufällen abhängige, vielfach unfruchtbare Belehrung, sondern ein Etwas, das in jenen Jahren, wo die Seele sich bildet, von Minute zu Minute seine Wirkung übt.

„Gar nicht erzogen und ausgezeichnet erzogen," so sagte ich und dies scheinbar sich Widersprechende paßte ganz vorzüglich zusammen. Es paßte zu-

sammen und hätte noch besser gepaßt, wenn der Zustand des sich gar nicht oder doch nur wenig um uns Kümmerns ein permanenter gewesen und jederzeit in seiner vollen Reinheit aufrecht erhalten worden wäre. Leider aber war dies nicht der Fall; vielmehr wurde durch dann und wann auftretende Versuche mit den herkömmlichen pädagogischen Mitteln einzugreifen, unser normaler Nicht-Erziehungsprozeß gestört, theils nutzlos, theils geradezu schädigend. Ich kann mich nämlich nicht entsinnen, jemals mit einem vollen Recht bestraft worden zu sein, entweder war es im Maaß verfehlt, oder ganz und gar ungerechtfertigt. Es traf sich dabei so sonderbar, daß alle diese Strafen durch meinen Vater vollzogen wurden, wobei jedoch zwei Gruppen unterschieden werden müssen, solche, zu denen der Vollziehende, mein Vater also, sich durch sich selber getrieben fühlte und solche, zu denen er blos abkommandirt wurde. Jene haben keinen großen Eindruck in meiner Seele hinterlassen, aber diese, die blos auf Befehl erfolgten, schmerzen mich bis diesen Tag.

Ich gebe ein paar Beispiele zur Charakterisirung der einen und der anderen Art und beginne mit den aus freiem Willen entsprossenen Strafen. Daß es überhaupt zu solchen kam, muß bei dem Charakter

meines Vaters überraſchen, denn er war ganz ausgeſprochen für leben und leben laſſen und jedenfalls der unſtrafluſtigſte Mann von der Welt. Daß er nun, dem allen zum Trotz, doch gelegentlich zu Strafvollſtreckungen aus eigener Initiative ſchritt, hatte in ganz kleinen Nebenzügen ſeines Charakters ſeinen Grund, in etlichen Sonderbarkeiten, die freilich ganz zu ihm gehörten und erſt recht eigentlich das aus ihm machten, was er war, ein Original. Unter dieſen kleinen Nebenzügen waren zwei, für mich wenigſtens, von ganz beſonderer Bedeutung: er war zunächſt allemal außer ſich, wenn eine Fenſterſcheibe neu eingeſetzt werden mußte und gerieth zum zweiten und zwar weit über den Fenſterſcheiben-Ärger hinaus, in eine kleine Berſerker-Rage, wenn ihn das Rieſendach ſeines Hauſes, weil es wieder mal durchgeregnet hatte, zu Einlegung von ein paar neuen Dachziegeln zwang. An dieſen beiden Eigenthümlichkeiten iſt der Frieden meiner Kinderjahre mehrfach geſcheitert. Ich war ein eifriger Ballſpieler und bevorzugte jene beſondere Form des Spiels, wo ſich einer meiner Kumpane mit dem Rücken an die Wand ſtellen und ſeine rechte Hand ausſtrecken mußte. Nach dieſer Hand zielte ich nun und war ich dabei nicht geſchickt genug, ſo flog der Ball gelegentlich in eine Scheibe. Danach kam dann das Strafgericht. Aber

viel viel ſchlimmerere Folgen entſprangen mir aus meines Vaters Antipathie gegen die vorerwähnten Dachreparaturen. Zu meinen Hauptſpielvergnügungen, ich komme weiterhin ausführlich darauf zurück, zählte das Umherklettern und ſich Verſtecken auf dem Bodengebälk. Ich ſaß oder hockte da, meiſt mit dem Rücken an einen Rauchfang gelehnt, und war glücklich, wenn die Jungen, die nach mir ſuchten, mich nicht finden konnten. Aber gerade dieſe Momente höchſten Triumphs waren es doch auch, die zuletzt wieder eine Gefahr herauf beſchworen. Wenn ich da, durch Mauer- und Lattenwerk verborgen, eine Stunde lang und oft noch länger gehockt hatte, kamen, wie ſich denken läßt, kleine menſchliche Schwachheiten über mich, denen ich ſo zu ſagen auf ordnungsmäßige Weiſe nicht nachgehen konnte, weil ich mich dadurch meinen unten auf mich wartenden Feinden überliefert haben würde. So denn zwiſchen zwei Bedrängniſſe geſtellt, kroch ich zuletzt, aus meinem Halb-Verſteck, auf einen möglichſt im Schatten liegenden Balken hinaus und nahm hier die Stellung ein, wie die berühmte kleine Brunnenfigur in Brüſſel, mich zugleich derſelben Beſchäftigung unterziehend. Gleich danach verbarg ich mich wieder ſo gut es ging und wartete da, bis ich, bei endlichem Dunkelwerden, meine Chance wahrnehmen und unten, am

Treppenpfeiler, unter 3 maligem Anschlag den Frei-Platz erreichen konnte. Das war dann jedesmal ein großer Sieg, aber eine schmerzliche Niederlage heftete sich nur allzu oft an meine Sohlen. Traf es sich nämlich so, daß mein Vater am anderen Tage sein Haus revidirte, vor allem aber die Böden, gegen die er immer ein besondres Mißtrauen unterhielt, so trat er alsbald sinnend an die Stelle, zu deren Häupten ich am Abend vorher gestanden und hielt hier eine seiner herkömmlichen, zunächst gegen das „verdammte Dach, das ihn noch aufzehren werde", gerichteten Ansprachen, bis ihm mit einem Male der Gedanke kam „sollte vielleicht wieder . . .?" Und nun begann das Prozessualische. Wurde meine Schuld festgestellt, so traf mich eine Strafe, die die wegen Ball und Fensterscheibe mindestens doublirte.

Solcher Art waren die Vollstreckungen aus der freien Initiative meines Vaters, kleine Exekutionen, die vielleicht auch hätten wegbleiben können, aber gegen die ich, wie schon gesagt, in meinem Gemüthe nicht länger murre. Sehr anders verhielt es sich mit den Strafen, an die mein Papa, wie in Ausführung eines richterlichen Befehls, heran mußte. Diese waren schmerzlich und nachhaltig. Eine davon ist mir besonders stark im Gedächtniß geblieben.

Es war ſchon im Oktober, ein heller, wundervoller Tag, und wir ſpielten in unſerem Garten ein von uns ſelbſt erfundenes, aber freilich nur einmal geſpieltes Spiel: „Bademeiſter und Badegaſt.“ An der Gartenthür ſtanden Tiſch und Stuhl, auf welch letztrem der Bademeiſter ſaß und gegen geſiegelte Marken Zutritt gewährte. War dieſe Marke gezahlt, ſo ſchritt der Badegaſt über eine auf Holzkloben liegende Bretterlage hin und kam ſchließlich an den Badeplatz. Dies war ein vorher gegrabenes rieſiges Loch von wenigſtens 4 Fuß im Quadrat und eben ſo tief. Das Waſſer fand ſich von ſelbſt, denn es war Grundwaſſer, und in dieſem Grundwaſſer ſtapften wir nun, nach Aufkrempelung unſerer Hoſen und wie in Vorahnung der Kneipp'ſchen Heilmethode, glückſelig herum. Aber nicht allzu lange. Meine Mutter hatte, vom Wohnzimmer meines Vaters aus, dieſen Badejubel beobachtet und aus Gründen, die mir bis dieſen Augenblick ein Geheimniß ſind, entſchied ſie ſich dahin: „daß hier ein Exempel ſtatuirt werden müſſe.“ Hätte ſie ſich der Ausführung dieſes Entſcheids nun ſelber unterzogen, ſo wäre die Sache nicht ſchlimm geweſen, die Hand einer Mutter, die raſch dazwiſchen fährt, thut nicht allzu weh; es iſt ein Frühlingsgewitter und kaum hat es eingeſchlagen, ſo iſt auch die Sonne ſchon

wieder da. Leider jedoch hatte meine Mutter, und zwar ſchon Jahr und Tag vor Eröffnung dieſer „privaten Badeſaiſon“, den Entſchluß gefaßt, nur immer Strafmandate zu erlaſſen, die Ausführung aber meinem Vater, wie einem dafür Angeſtellten, zuzuweiſen. Das Heranreifen eines ſolchen Entſchluſſes in ihr, kann ich mir nur ſo erklären, daß ſie davon ausging, mein ſehr zur Bequemlichkeit neigender Vater ſei eigentlich „für gar nichts da“ und daß ſie mit dem allen den Zweck verband, ihn auf den Weg des Pflichtmäßigen hinüber leiten zu wollen. Treff ich es damit, ſo muß ich ſagen, ich halte das von ihr eingeſchlagene Verfahren für falſch. Wer die Unthat entdeckt und als Unthat empfindet, der muß auch auf der Stelle Richter und Vollzieher in einer Perſon ſein. Vergeht aber eine halbe Stunde oder eine ganze und muß nun ein vom Frühſchoppen heimkehrender Vater, der eigentlich ſagen möchte „ſeid umſchlungen Millionen“, muß dieſer unglückſelige Vater, auf einen Bericht und eine ſich daran knüpfende Pflicht-Ermahnung hin, den Stock oder gar die Reitpeitſche von ſeinem verſtaubten Schreibpult herunternehmen, um nun den alten König von Sparta zu ſpielen, ſo iſt das eine ſehr traurige Situation, traurig für den mit der Exekution Beauftragten und traurig für den, an dem ſich der

Auftrag vollzieht. Kurz und gut, ich wurde ganz gründlich in's Gebet genommen und als ich aus der Marter heraus war und total verbockt (ein Zustand, den ich sonst nie gekannt habe) in unserer schüttgelben Kinderstube mit dem schwarzen Ofen und dem Alten-Geislerstuhl auf- und abging, erschien meine Mutter und forderte von mir, daß ich nun auch noch hinübergehen und meinem Vater abbitten solle. Das war mir über den Spaß und ich weigerte mich. Schließlich aber redete sie mir freundlich zu und ich that es. Ich glaube, sie fühlte in ihrem Gerechtigkeitssinne, daß sie viel zu weit gegangen war und weil ihr mein Vater, dem die Sache gewiß geradezu gräßlich war, schon Aehnliches gesagt haben mochte, so lag ihr daran, alles baldmöglichst wieder beglichen zu sehn.

All das waren so Proben aus dem verunglückten Detail der Erziehung oder ich könnte auch sagen unerwünschte Leistungen auf dem von beschränkten Leuten so recht eigentlich als „Erziehung" angesehenen Gebiete, weil beschränkte Leute von der Erziehungsvorstellung die Vorstellung der Strafe nicht trennen können. Glücklicherweise kam es zu solchen Scenen nur sehr ausnahmsweise, was ich hier nochmals von ganzem Herzen preise. Regel war, unsere Kreise nicht zu stören und wenn ich nicht in die

Schule ging oder gerade Schillersche Balladen lernen mußte, so gehörte meine Zeit der Beschäftigung nach freier Wahl an, der Ungebundenheit, dem Spiel.

* * *

Mein Vater hing dem Spiel nach; ich auch. Aber während seine Spiele L'hombre, Whist und Boston hießen, des edlen Pharaos ganz zu geschweigen, hießen die meinigen, um nur ein paar zu nennen, Klinker und Knut und Anschlag und Versteck. Kartenspiel, wie's auch Kinder spielen, war mir immer höchst langweilig, wogegen ich all das, was ich meine Spiele nannte, mit einer Lust und Leidenschaft spielte, die weit über die Kartenspiellust meines Vaters hinausging. Ich war der geborne kleine Akrobat. Von Schulgerechtem konnte dabei keine Rede sein; aber in allem, was einem auf diesem Gebiete, wenn man leidlich gesund ist, von Mutter Natur als Voranlage mitgegeben wird, war ich sehr glücklich ausgestattet. Ich war stärker und gewandter als die Schul- und Straßenjungen, mit denen ich anfänglich (später änderte sich's) in Berührung kam und diese Kraft und Gewandtheit zu zeigen, war ich in so hohem Maaße beflissen, daß ich, im Rückblick auf meine Kinderjahre, diese

ganze Zeit nicht als eine Schul- und Lernezeit voll Gequält- und Gedrilltwerdens, sondern als eine Zeit unausgesetzten Spielens vor Augen habe, so sehr überwogen die Spielstunden alles andere, sowohl dem Zeitmaaße wie dem Interesse nach.

Noch einmal, es war zumeist meine natürliche Veranlagung für das Turnerische, was mich die gewöhnlichen Knabenspiele mit so viel Lust und Liebe spielen ließ und ich werde davon in diesem und den folgenden Kapiteln noch mancherlei zu berichten haben. Aber in jenem wohlbekannten Widerspruche, der nun mal, einem räthselhaften Naturgesetze folgend, unser Leben und unsere Neigungen durchzieht, in diesem auch bei mir zu Tage tretenden Widerspruche traf es sich so, daß meine zwei leidenschaftlichsten Spielbeschäftigungen in dem einen Falle gar nichts und in dem andern sehr wenig mit Akrobatik und halsbrecherischen Kunststücken zu thun hatten. Denn diese zwei leidenschaftlichsten Beschäftigungen waren: die Buchbinderei (richtiger noch, bloße Papparbeit) und das Versteckspielen.

Die Papparbeit! Mir ganz unerfindlich jetzt, wie mich diese langweiligste Beschäftigung durch Jahre hin, so ganz in Anspruch nehmen konnte, daß ich mindestens ein Drittel meiner freien Zeit damit verbracht und mindestens zwei Drittel meines

Taschengeldes für Pappe, marmorirtes Papier und Goldborten ausgegeben habe. Nun darf ich zwar hinzusetzen, daß ich den Kleisterpinsel im Dienst einer höheren Idee schwang und daß der meiner Leimtopfarbeit dienende Stubenwinkel eine Art Schutzwaffenfabrik war, wo meine Völker, ich komme weiterhin darauf zurück, wehrhaft gemacht und mit Schilden und Brustharnischen ausgerüstet wurden; aber wiewohl das Alles zutrifft, so kann ich doch das Entschuldigungsmoment, das darin liegt, vorm Richterstuhl der Wahrheit kaum gelten lassen, weil ich deutlich fühle, daß ich, auch wenn die Volksausrüstungsfrage mir fern gelegen hätte, dennoch dieselbe Klebebeschäftigung geübt haben würde. Dann freilich wahrscheinlich als Domarchitekt und Kathedralenbauer in Pappe. Ich kann es mir nur so erklären, daß sich ein gewisser Gestaltungsdrang darin aussprach. Es prickelte mich, etwas entstehen zu sehen. Aber vielleicht ist diese Erklärung auch noch zu schmeichelhaft.

Aehnlich rathlos steh ich der Versteckspiel-Passion gegenüber. Denn wenn auch die darauf verwendete Zeit — weil ich die sechs, acht Jungen, die mich aufsuchen mußten, nicht immer zur Hand hatte — viel geringer war, so war doch die Leidenschaft dafür noch viel, viel größer und am größten

da, wo ſie am unverſtändlichſten war. Das ſchon vorgeſchilderte Herumklettern in dem in tiefem Schatten liegenden Sparrenwerk des Daches, auch wenn ich dabei, hinter einem Rauchfang oder Lattenverſchlag, auf Augenblicke nach Schutz und Deckung ſuchen mußte, — war kein eigentliches Verſteckſpiel, trotzdem etwas davon mit vorkam; eigentliches Verſteckſpiel, nach meiner damaligen Anſchauung, war etwas viel Großartigeres, Poetiſch-phantaſtiſcheres und jedenfalls gleichbedeutend mit einem völligen ſtundenlangen Verſchwinden, wozu der rieſige Heuboden, den wir auf unſerem Hofe hatten, eine nicht zu übertreffende Gelegenheit bot. Bis unter den Firſt eines langen Stallgebäudes lag das Heu dicht aufgeſchichtet und in die tiefen und engen Löcher, die ſich hier und da zwiſchen den Dachbalken und der Heumaſſe befanden, ließ ich mich leiſe hinabgleiten. Da ſaß ich dann endlos, unter beſtändigem Herzklopfen, vor Enge und Schwüle beinahe erſtickend und immer nur durch die glückſelige Vorſtellung aufrecht erhalten „und wenn ſie dich ſuchen bis an den jüngſten Tag, ſie finden dich nicht.“ Und ſie fanden mich auch wirklich nicht, gaben zuletzt alles Suchen auf, brachen das Spiel ab und gingen in die Küche, wo ſie, Schemel und Fußbänke an den Herd rückend, unter Verwünſchungen gegen

mich ihr Vesperbrot verzehrten. Ich aber, wenn ich an dem Stillwerden in Hof und Garten merkte, daß man die Jagd auf mich aufgegeben hatte, wand mich aus meinem Heuloche wieder heraus und erschien nun unter ihnen mit dem Ausdruck höchster Geringschätzung. Ich thue wieder die Frage, worin wurzelt da das Glück?

Begreiflicher als die Versteckspiel-Freude war die Lust am Klettern, wozu, neben anderem, die dicht vor unserem Hause stehenden Kastanienbäume mich geradezu herausforderten. Auf den unteren Aesten sich einlogieren, das konnte jeder; aber von der höchsten Spitze her einen blühenden Zweig herunterholen, das war ein lohnender Ehrgeiz, dem ich beinahe mal zum Opfer fiel. Unter dem Baume stand der alte Pietzker, unser Nachbar, ein Holländer, der einen Handel mit Eidamer Käse trieb und nach Art der französischen Bauern immer in einer weißen Zipfelmütze einherging. Er war mein guter Freund und rief mir, in den Baum hinauf, zu „ich sollte mich in Acht nehmen, Kastanienholz bräche leicht."

Es war gut gemeint, aber kam zu spät. Denn im selben Augenblicke gab es auch schon ein Knicken und Knacken und ganz zuletzt noch einmal auf den Hauptast des Baumes aufschlagend, stürzte ich, von oben herab, auf den steinharten Boden, steinhart, weil

10 Fuß breit um das Haus herum Müll und Ziegelschutt aufgeschüttet war. Ich lag da für todt und rührte mich nicht, der Umstand indeß, daß das viele kleine Gezweige zunächst die Vehemenz des Sturzes gemindert hatte, hatte mich doch gerettet und nach kurzer Zeit schlug ich die Augen auf und Pietzker trug mich in die Apotheke, wo man mir mit Salmiakgeist weiter aufzuhelfen trachtete. Geschah auch. Als ich aber über Rücken- und Rippenschmerzen klagte, sagte Pietzker: „Da hilft blos Mierenspiritus.“ Und ehe ich „ja oder nein“ sagen konnte, wurde ich damit übergossen. Ich hatte immer noch Schmerzen, war jedoch wieder beweglich geworden und konnte, wenn auch freilich nur mit Anstrengung, beim Abendbrot, bei dem die Eltern glücklicherweise fehlten, erscheinen. Es war gerade die schon in einem früheren Kapitel erwähnte Milchsuppenzeit, was an und für sich gut paßte. Zugleich aber war es auch der Tag, wo aus der herkömmlichen Folge von Reis, Gries, Hirse, gerade die Hirse an der Reihe war, und mit einem Male merkend, daß sich, wohl in weiterer Folge meines Sturzes, die Vorderhälfte des einen Backzahns ablöste, fühlte ich auch schon, wie sich ein Hirsekorn in die offene Stelle einsenkte. Unter furchtbaren Schmerzen verbrachte ich die Nacht und war am andern Tag ein Bild des Jammers. Dazu kam noch die beständige Furcht,

ich könnte wegen Kletterns, das natürlich verboten war, abgeſtraft werden. Das unterblieb aber. Mein Vater trat vielmehr, als ich unglücklich daſaß, zu mir heran und ſagte: „Pietzker hat mir Alles erzählt. Du wirſt noch den Hals brechen. Wo thut's denn weh?“

Er hatte geglaubt, daß ich auf Kopf und Rücken zeigen würde, ich zeigte aber auf den Zahn und erzählte ihm, daß die Vorderhälfte abgebrochen ſei.

„Nun das iſt nicht ſchlimm. Da muß die andere Hälfte auch 'raus. Dann biſt Du's los. Weh thut es. Aber das iſt die Strafe.“

10 Fuß breit um das Haus herum Müll und Ziegelschutt aufgeschüttet war. Ich lag da für todt und rührte mich nicht, der Umstand indeß, daß das viele kleine Gezweige zunächst die Vehemenz des Sturzes gemindert hatte, hatte mich doch gerettet und nach kurzer Zeit schlug ich die Augen auf und Pietzker trug mich in die Apotheke, wo man mir mit Salmiakgeist weiter aufzuhelfen trachtete. Geschah auch. Als ich aber über Rücken- und Rippenschmerzen klagte, sagte Pietzker: „Da hilft blos Mierenspiritus.“ Und ehe ich „ja oder nein“ sagen konnte, wurde ich damit übergossen. Ich hatte immer noch Schmerzen, war jedoch wieder beweglich geworden und konnte, wenn auch freilich nur mit Anstrengung, beim Abendbrot, bei dem die Eltern glücklicherweise fehlten, erscheinen. Es war gerade die schon in einem früheren Kapitel erwähnte Milchsuppenzeit, was an und für sich gut paßte. Zugleich aber war es auch der Tag, wo aus der herkömmlichen Folge von Reis, Gries, Hirse, gerade die Hirse an der Reihe war, und mit einem Male merkend, daß sich, wohl in weiterer Folge meines Sturzes, die Vorderhälfte des einen Backzahns ablöste, fühlte ich auch schon, wie sich ein Hirsekorn in die offene Stelle einsenkte. Unter furchtbaren Schmerzen verbrachte ich die Nacht und war am andern Tag ein Bild des Jammers. Dazu kam noch die beständige Furcht,

ich könnte wegen Kletterns, das natürlich verboten war, abgeſtraft werden. Das unterblieb aber. Mein Vater trat vielmehr, als ich unglücklich daſaß, zu mir heran und ſagte: „Pietzker hat mir Alles erzählt. Du wirſt noch den Hals brechen. Wo thut's denn weh?“

Er hatte geglaubt, daß ich auf Kopf und Rücken zeigen würde, ich zeigte aber auf den Zahn und erzählte ihm, daß die Vorderhälfte abgebrochen ſei.

„Nun das iſt nicht ſchlimm. Da muß die andere Hälfte auch 'raus. Dann biſt Du's los. Weh thut es. Aber das iſt die Strafe.“

Fünfzehntes Kapitel.

Wie wir draußen spielten, an Strom und Strand.

Es ist ein hübsches Wort, daß die Kinder ihren Engel haben und man braucht nicht sehr gläubig zu sein, um es zu glauben. Für die Kleinen ist dieser Engel eine mit einem langen weißen Lilienschleier angethane Fee, die lächelnd zu Füßen einer Wiege steht und entweder vor Gefahr bewahrt oder wenn sie schon da ist, aus ihr hilft. Das ist die Fee für die Kleinen. Ist man aber aus der Wiege, beziehungsweise dem Bettchen heraus und schläft man bereits in einem richtigen Bett, mit andern Worten ist man ein derber Junge geworden, so braucht man freilich auch noch seinen Engel, ja, man braucht ihn erst recht, aber statt des Lilien-Engels muß es nun eine Art Erzengel sein, ein starker, männlicher Engel, mit Schild und Speer, sonst reicht seine Kraft für seine mittlerweile gewachsenen

Aufgaben nicht mehr aus. Ich war nicht eigentlich wild und wagehalsig und alle meine Kunststücke, die mir als etwas Derartiges angerechnet wurden, geschahen immer nur in kluger Abmessung meiner Kräfte, trotzdem hab ich, im Rückblick auf jene Zeit, das Gefühl eines beständigen Gerettetwordenseins, ein Gefühl, in dem ich mich auch schwerlich irre. Denn als ich mit 12 Jahren aus dem elterlichen Hause kam, in einem Alter also wo die Fährlichkeiten recht eigentlich erst zu beginnen pflegen, wird es mit einem Male ganz anders, so sehr, daß es mir vorkommt, als habe mein Engel von jenem Zeitpunkt ab wie Ferien gehabt; alle Gefahren hören entweder ganz auf oder schrumpfen doch so zusammen, daß sie mir keinen Eindruck hinterlassen haben. Es muß also, bei dem Dichtnebeneinanderliegen dieser Zeitläufte, doch wohl ein Unterschied gewesen sein, der mir so ganz verschiedene Gefühle zurückgelassen hat.

Aus sogenannten Schlüsselbüchsen schießen, war ein Hauptvergnügen. Es wird solche Schlüsselbüchsen unter Großstadtskindern kaum noch geben und deßhalb möcht ich sie hier beschreiben dürfen. Es waren Hohlschlüssel von ganz dünner Wandung, also so zu sagen mit ungeheurer Seele, womit die Wäschetruhen und namentlich die Truhen der Dienstmädchen

zugeſchloſſen wurden. Solche Schlüſſel uns anzueignen, war unſer beſtändiges Bemühen, worin wir bis zur Piraterie gingen. Wehe dem armen Dienſtmädchen, das den Schlüſſel abzuziehen vergaß, — ſie ſah ihn nie wieder. Wir bemächtigten uns ſeiner und durch die einfache Prozedur eines Zündloch-Einfeilens, war nun die Schußwaffe hergeſtellt. Da dieſe Schlüſſel immer roſtig, mitunter auch ſchon ausgeſplittert waren, ſo war es nichts Seltenes, daß ſie ſprangen; wir kamen aber immer heil davon. Der Engel half.

Ungleich gefährlicher waren die beſtändig geübten Feuerwerkskünſte. Ich hatte mich mit Hülfe von Schwefel und Salpeter, die wir in der Apotheke bequem zur Hand hatten, zu einem vollſtändigen Pyrotechniker herangebildet, dabei von meiner Papp- und Kleiſterkunſt ſehr weſentlich unterſtützt. Alle Sorten von Hülſen wurden mit Leichtigkeit hergeſtellt und ſo entſtanden Sonnen, Feuerräder und pot à feu's. Oft weigerten ſich dieſe Schöpfungen, ihre ihnen zugemuthete Schuldigkeit zu thun und wir warfen ſie dann zuſammen und zündeten den ganzen Haufen mißglückter Herrlichkeit mit einem Schwefelfaden an, abwartend was draus werden würde. All das war ziemlich gefahrlos. Deſto gefahrvoller für uns war aber das, was in der Pyrotechnik als das einfachſte und

niedrigſtſtehende Produkt gilt und auch von uns ſo angeſehen wurde: der Schwärmer. Dieſer, wenn ich die Miſchung verfehlt haben mochte, wollte häufig nicht recht brennen, was mich immer ſehr verdroß. Wenn ſich ein Feuerrad zu drehen weigerte, nun, das ging allenfalls; ein Feuerrad war eine vergleichsweiſe künſtliche Sache, ein Schwärmer aber mußte brennen und wenn er trotzdem nicht wollte, war das eine Schändlichkeit, die man nicht hinnehmen durfte. So bückte ich mich denn über die in einen Sandhaufen geſteckten Hülſen und begann zu puſten, um dem erlöſchenden Zündſchwamm neues Leben zu geben. Erloſch er dabei völlig, ſo war das eigentlich das Beſte, ging es aber plötzlich los, ſo wurde mir das Haar verſengt oder die Stirn verbrannt. Schlimmeres kam nicht vor. Der Engel ſchützte mich eben mit ſeinem Schild.

Das war das Element des Feuers. Aber auch mit dem Waſſer machten wir uns zu ſchaffen, was in einer Seeſtadt nicht Wunder nehmen durfte.

Herbſt 31 war mir von einem Berliner Anverwandten eine Kanone als Geſchenk verehrt worden, nicht etwa ein gewöhnliches Kinderſpielzeug, wie man es beim erſten beſten Kupferſchmidt oder Zinngießer kaufen kann, ſondern eine ſogenannte Modell-Kanone, wie man ihnen nur in Zeughäuſern be-

gegnet, — ein wahres Prachtstück an Schönheit und Eleganz, die Lafette fest und sauber, das Geschützrohr blitzblank und wohl fast anderthalb Fuß lang. Ich war selig und beschloß alsbald zu einem Bombardement von Swinemünde zu schreiten. Zwei Jungens meines Alters und mein jüngerer Bruder bestiegen mit mir ein an „Klempins Klapp“ liegendes Boot und nun fuhren wir, die Kanone vorn am Steven, flußabwärts. Als wir etwa in Höhe des Gesellschaftshauses waren, hielt ich die Zeit zum Beginn der Beschießung für gekommen und gab drei Schuß ab, bei jedem Schuß abwartend, ob wir vom Bollwerk aus beobachtet und in dem Ernst unsres Thuns gewürdigt würden. Beides blieb jedoch aus. Was aber nicht ausblieb, das war, daß wir inzwischen in die Strömung hineingerathen waren und von dieser gefaßt und getrieben, uns mit einem Male zwischen den Molendämmen sahen. Und nun erfaßte mich eine furchtbare Angst. Ging das so weiter, so waren wir in 10 Minuten draußen und konnten dann auf Bornholm und die schwedische Küste zufahren. Es war eine ganz verteufelte Situation und wir griffen zuletzt zu dem wenigst tapferen, aber doch schließlich verständigsten Mittel und begannen ungeheuer zu schreien, zugleich winkend und schwenkend, und er-

wieſen uns überhaupt als geradezu erfinderiſch in Nothſignalen. Endlich wurden wir von einigen auf der Weſtmole ſtehenden Lootſen bemerkt, die nun mit dem Finger drohten, aber doch auch vergnüglich dreinſchauend, uns ſchließlich ein Tau zuwarfen. Und damit waren wir aus der Gefahr heraus. Einer der Lootſen kannte mich, weil ſein Junge zu meinen Spielgefährten gehörte. Das machte denn auch wohl, daß wir mit ein paar nicht allzu ſchlimmen Ehrentiteln davonkamen. Ich nahm meine Kanone unter den Arm und hatte noch die Befriedigung, ſie bewundert zu ſehen. Dann ging ich nach Hauſe, nachdem ich verſprochen hatte, Hans Ketelböter, einen großen Schiffersjungen, der ganz in unſrer Nähe wohnte, hinauszuſchicken, um das inzwiſchen an einem Pfahl befeſtigte Boot zurückzurudern. — Dies war unter den Waſſerfährlichkeiten die aparteſte, aber keineswegs die gefährlichſte. Die gefährlichſte war zugleich die alleralltäglichſte, weil beim Baden in der See beſtändig wiederkehrende. Wer die Oſtſeebäder kennt, kennt auch die ſogenannten „Reffs“. Es werden darunter die hundert oder zweihundert Schritt in See hinein, parallel mit dem Ufer laufenden und oft nur von wenig Waſſer überſpülten Sandſtreifen verſtanden, auf denen die

Badenden, wenn sie die zwischenliegenden tiefen Stellen passirt haben, wieder ausruhen können. Und damit sie genau wissen, wo diese Stellen sind, sind rothe Fähnchen auf diesen Sandriffen angebracht. Hier lag nun für mich die tägliche Verführung. War es still und alles normal, so reichten meine Schwimmkünste gerade aus, glücklich über die tiefen Stellen wegzukommen und das zunächst gelegene Reff zu erreichen, lag es aber minder günstig oder ließ ich mich wohl gar aus Zufall zu früh nieder, so daß ich keinen festen Grund unter den Füßen hatte, so war auch der Schreck und mitunter die Todesangst da. Glücklich bin ich jederzeit herausgekommen. Aber nicht durch mich. Kraft und Hülfe kamen von wo anders her.

* * *

Eine weitere Wassergefahr, die zu bestehen mir noch beschieden war, hatte nichts mit der See zu thun, sondern spielte sich auf dem Strom ab, dicht am Bollwerk, keine 500 Schritt von unserm Hause. Davon erzähle ich auch noch in diesem Kapitel, aber zuvörderst schiebe ich hier ein anderes kleines Vorkommniß ein, bei dem kein Engel zu helfen brauchte.

Schwimmen konnte ich nicht recht und ſteuern und rudern auch nicht; zu den Dingen aber, auf die ich mich gut, ja ſehr gut verſtand, gehörte das Stelzenlaufen. Unſerer Familientradition nach ſtammen wir, wie erzählt, aus der Gegend von Montpellier, während ich perſönlich, meinem virtuoſen Stelzenlaufen nach, eigentlich aus den Landes ſtammen müßte, wo die Menſchen wie mit ihren Stelzen verwachſen ſind und dieſe kaum abſchnallen, wenn ſie ſich zur Ruhe legen. Alſo kurz und gut, ich war ein brillanter Stelzenläufer und hatte vor denen in der weſtlichen Garonne-Gegend, wo die ſehr niedrigen „échasses“ zu Hauſe ſind, noch das voraus, daß ich den Kothurn nicht hoch genug kriegen konnte, denn die an der Innenſeite meiner Stelzen befeſtigten Holzklötzchen ſaßen wohl drei Fuß hoch. Und nun unter Anlauf und gleichzeitiger Schräglegung und Einſtemmung der beiden Stangen, brachte ich es dahin, mich, mit Sicherheit auf die Stelzenklötze hinaufſchwingen und ſofort meinen Rieſenſchritt antreten zu können. Für gewöhnlich war das nichts als eine brodloſe Kunſt, aber ein paar Mal hatte ich doch Vortheil davon, indem ich mich, mit Hülfe meiner Stelzen, einem ſich über mir zuſammenziehenden Gewitter entziehen konnte. Das war in den Tagen, als Hauptmann

Ferber, der bis dahin bei den „Neufchatellern" gestanden, sich als Pensionär nach Swinemünde zurückgezogen hatte.

Ferber, den die Swinemünder um seiner Neufchatellerschaft willen französirten und Teinturier nannten, war aus sehr guter Familie, wenn ich nicht irre Sohn eines hohen Beamten im Finanzministerium, welcher letztre sich außerdem noch, aus den anno 13er Kriegszeiten her, alter Beziehungen zum Hofe rühmen durfte. Dies war auch wohl Grund, daß dem Sohne, trotz Nicht-Adels und deutscher Abstammung (die Neufchateller Offiziere waren damals noch vorwiegend französische Schweizer) der Eintritt in das Elite-Bataillon ermöglicht wurde. Hier war er wohl gelitten, weil er klug, guter Kamerad und außerdem sogar Schriftsteller war. Er schrieb Novellen nach damals üblichen Mustern. Aber aller Wohlgelittenheit zum Trotz, konnte er sich nicht halten, weil seine Vorliebe für Kaffee mit Cognac, die sich bald auf letzteren beschränkte, so rapide wuchs, daß er den Abschied nehmen mußte. Seine Uebersiedlung nach Swinemünde hatte wohl darin ihren Grund, daß Seestädte für derartige Passionen besser passen als Binnenstädte. Cognacvorliebe fällt da weniger auf.

Gleichviel indessen was der Grund sein mochte,

Ferber war an seinem neuen Wohnort bald ebenso beliebt, wie vorher in Berlin, denn er hatte jene Charaktergütigkeit, die „der Flasche liebstes Kind“ ist. Von meinem Papa hielt er sehr viel, was dieser erwiederte. Doch war diese Freundschaft nicht gleich von Anfang an da, sondern entwickelte sich erst aus einer kleinen Controverse bez. Niederlage meines Vaters, zu dessen liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten es gehörte, seinen Aerger über eine „Deroute“ spätestens nach 24 Stunden in Anerkennung und beinahe Huldigung umzusetzen. Mit dieser Niederlage aber verhielt es sich so. Von Seiten Ferbers war eines Tages behauptet worden, daß man wohl oder übel, einen Deutschen als den „Vater der französischen Revolution“ ansehen müsse, denn Minister Necker, wenn auch in Genf geboren, sei der Sohn oder Enkel eines Küstriner Postmeisters gewesen, — eine, so schien es meinem Vater, ganz stupende Behauptung, die denn auch seinerseits mit beinahe überheblicher Miene bekämpft worden war, bis sie sich schließlich als im Wesentlichen richtig herausstellte. Da schlug denn sofort bei meinem Papa das aus seiner Ueberzeugung von seinem besseren Wissen erwachsene Selbstgefühl zunächst in Respekt, dann in Freundschaft um, und noch 20 Jahre später, wenn wir, von unserem Oberbruch-Dorfe aus,

nach dem benachbarten Küſtrin hineinfuhren, ſagte er regelmäßig, ohne je bei Kronprinz Fritz oder Katte's Enthauptung zu verweilen: „ja, hier aus Küſtrin ſtammte auch Necker, den man „den Vater der franzöſiſchen Revolution nennen kann.“ Das verdanke ich Ferber, Hauptmann Ferber, den wir Teinturier nannten. Schade, daß er von dem Aquavit nicht laſſen konnte. Mitunter war es ein Jammer.“

Ja, ein Jammer war es, nur nicht für uns Kinder, die wir, umgekehrt, immer in einen Jubel ausbrachen, wenn der Hauptmann, in oft ziemlich deſolatem Koſtüm, die große Kirchenſtraße heraufgetaumelt kam, um irgendwo ſeine Frühſtücksſtunde fortzuſetzen. Wir folgten ihm dann in kurzer Entfernung und neckten und reizten ihn ſo lange, bis er den einen oder andern von uns zu fangen und abzuſtrafen ſuchte. Mitunter gelang es ihm auch; ich aber entkam ihm jedesmal mit Leichtigkeit, weil ich für meine Neckereien immer nur ſolche Tage wählte, wo es kurz vorher ſtark geregnet hatte. Dann ſtand auf dem Straßendamme, zwiſchen unſerm Haus und der Kirche drüben, ein ungeheurer Waſſerpfuhl, der nun mein Nothhafen wurde. Meine Stelzen ſchräg unterm Arm, ſprang ich auf dieſe, ſobald ich merkte, daß mir Teinturier, trotz ſeines Zuſtandes dicht auf den Ferſen war, mit einem raſchen Rucke hinauf

und marſchirte nun triumphirend in den Waſſerpfuhl hinein. Da ſtand ich dann wie ein Storch auf einem Stelzen und präſentirte mit dem andern unter fortgeſetzter Verhöhnung. Fluchend und drohend zog er weiter, der arme Hauptmann. Aber er hütete ſich, ſeine Drohung wahrzumachen, weil er ſich, in ſeinen guten Stunden, nicht gern an die ſchlimmen erinnern mochte.

* * *

Wir hatten verſchiedene Spielplätze. Der uns liebſte war aber wohl der am Bollwerk und zwar gerade da, wo die mehrerwähnte von unſerm Hauſe abzweigende Seitenſtraße einmündete. Die ganze Stelle war ſehr maleriſch, beſonders auch im Winter, wo hier die feſtgelegten und ihrer Obermaſten entkleideten Schiffe lagen, oft drei hintereinander, alſo bis ziemlich weit in den Strom hinein. Uns hier am Bollwerk herumzutummeln und auf den ausgeſpannten Tauen, ſo weit ſie dicht über dem Erdboden hinliefen, unſere Seiltänzerkünſte zu üben, war uns geſtattet und nur Eines ſtand unter Verbot: wir durften nicht auf die Schiffe gehn und am wenigſten die Strickleiter hinauf bis in den Maſtkorb klettern. Ein ſehr vernünftiges Verbot. Aber je vernünftiger es war, deſto größer war unſer Verlangen, es zu

übertreten und bei „Räuber und Wandersmann“, das wir alle sehr liebten, verstand sich diese Uebertretung beinahe von selbst. Entdeckung lag überdies außerhalb der Wahrscheinlichkeit; die Eltern waren entweder bei ihrer „Parthie“ oder zu Tisch geladen. „Also nur vorwärts. Und petzt einer, so kommt er noch schlimmer weg als wir.“

So dachten wir auch eines Sonntags im April 31. Es muß um diese Jahreszeit gewesen sein, weil mir noch der klare und kalte Luftton deutlich vor Augen steht. Auf dem Schiffe war keine Spur von Leben und am Bollwerk keine Menschenseele zu sehn, was mir des Ferneren beweist, daß es ein Sonntag war.

Ich, als der älteste und stärkste, war natürlich Räuber und acht oder zehn kleinere Jungens — unter denen nur ein einziger, ein Illegitimer, der, wie zu Begleichung seiner Geburt, Fritz Ehrlich hieß, es einigermaßen mit mir aufnehmen konnte — waren schon vom Kirchplatz her, wo wie gewöhnlich die Jagd begonnen hatte, dicht hinter mir her. Ziemlich abgejagt kam ich am Bollwerk an und weil es hier keinen anderen Ausweg für mich gab, lief ich, über eine breite und feste Bohlenlage fort, auf das zunächst liegende Schiff hinauf. Die ganze Meute mir nach, was natürlich zur Folge hatte, daß ich vom ersten

Schiff alsbald auf's zweite und vom zweiten auf's dritte mußte. Da ging es nun nicht weiter und wenn ich mich meiner Feinde trotzdem erwehren wollte, so blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Schiffe selbst nach einem Versteck oder wenigstens nach einer schwer zugänglichen Stelle zu suchen. Und ich fand auch so was und kletterte auf den etwa mannshohen, neben der Kajüte befindlichen Oberbau hinauf, darin sich, neben andren Räumlichkeiten, gemeinhin auch die Schiffsküche zu befinden pflegte. Etliche, in die steile Wandung eingelegte Stufen erleichterten es mir. Und da stand ich nun oben, momentan geborgen und sah als Sieger auf meine Verfolger. Aber das Siegesgefühl konnte nicht lange dauern; die Stufen waren wie für mich so auch für andre da und in kürzester Frist stand Fritz Ehrlich ebenfalls oben. Ich war verloren, wenn ich nicht auch jetzt noch einen Ausweg fand und mit aller Kraft und so weit der schmale Raum es zuließ einen Anlauf nehmend, sprang ich, von dem Küchenbau her, über die zwischenliegende Wasserspalte hinweg auf das zweite Schiff zurück und jagte nun wie von allen Furien verfolgt, wieder auf's Ufer zu. Und nun hatt ich's und den Frei-Platz vor unsrem Hause zu gewinnen, war nur noch ein Kleines für mich. Aber ich sollte meiner Freude darüber nicht lange froh

werden, denn im selben Augenblicke fast wo ich wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte, hörte ich auch schon von dem dritten und zweiten Schiff her ein jämmerliches Schreien und dazwischen meinen Namen, so daß ich wohl merkte, da müsse was passirt sein. Und so schnell wie ich eben über die polternde Bohlenlage an's Ufer gekommen, eben so schnell ging es auch wieder über dieselbe zurück. Es war höchste Zeit. Fritz Ehrlich hatte mir den Sprung von der Küche her nachmachen wollen und war dabei, weil er zu kurz sprang, in die zwischen dem dritten und zweiten Schiff befindliche Wasserspalte gefallen. Da steckte nun der arme Junge, mit seinen Nägeln in die Schiffsritzen hineingreifend; denn an schwimmen, wenn er überhaupt schwimmen konnte, war nicht zu denken. Dazu das eiskalte Wasser. Ihn von obenher so ohne Weiteres abzureichen, war unmöglich und so griff ich denn nach einem von der einen Strickleiter etwas herabhängenden Tau und ließ mich, meinen Körper durch allerlei Künste nach Möglichkeit verlängernd, an der Schiffswand so weit herab, daß Fritz Ehrlich meinen am weitesten nach unten reichenden linken Fuß gerade noch fassen konnte. Oben hielt ich mich mit der rechten Hand. „Pack zu, Fritz." Aber der brave Junge, der wohl einsehen mochte, daß wir beide verloren waren, wenn er wirklich

fest zupackte, beschränkte sich darauf seine Hand leise auf meine Stiefelspitze zu legen und so wenig dies war, so war es doch gerade genug für ihn, sich über Wasser zu halten. Vielleicht war er auch, aus natürlicher Beanlagung, ein sogenannter „Wassertreter" oder hatte, was schließlich noch wahrscheinlicher, das bekannte Glück der Illegitimen. Gleichviel, er blieb in der Schwebe, bis Leute vom Ufer her herankamen und ihm einen Bootshaken heruntereichten, während andre ein an „Hannemanns Klapp" liegendes Boot losmachten und in den Zwischenraum hineinfuhren, um ihn da herauszufischen. Ich meinerseits war in dem Augenblick, wo der rettende Bootshaken kam, von einem mir Unbekannten, von oben her, am Kragen gepackt und mit einem strammen Ruck wieder auf Deck gehoben worden. Von Vorwürfen, die sonst bei solchen Gelegenheiten nicht ausbleiben, war diesmal keine Rede. Den triefenden, von Schüttelfrost gepackten Fritz Ehrlich brachten die Leute nach einem ganz in der Nähe gelegenen Hause, während wir andern, in kleinlauter Stimmung, unsren Heimweg antraten. Ich freilich auch gehoben, trotzdem ich wenig Gutes von der Zukunft erwartete.

Meine Befürchtungen erfüllten sich aber nicht. Im Gegentheil.

Am andern Vormittag, als ich in die Schule

wollte, ſtand mein Vater ſchon im Hausflur und hielt mich feſt, denn Nachbar Pietzker, der gute Zipfelmützenmann, hatte wieder geplaudert. Freilich mehr denn je in guter Abſicht.

„Habe von der Geſchichte gehört . . . "ſagte mein Vater. „Alle Wetter, daß Du nicht gehorchen kannſt. Aber es ſoll hingehen, weil Du Dich gut benommen haſt. Weiß alles. Pietzker drüben . . ."

Und damit war ich entlaſſen.

Wie gerne denk' ich daran zurück, nicht um mich in meiner Heldenthat zu ſonnen, ſondern in Dank und Liebe zu meinem Vater. So muß Erziehung ſein. Der liebenswürdige Mann, wenn er zum Strafen abkommandirt wurde, traf er's nicht immer glücklich, wenn er aber ſeinem unmittelbaren Gefühle folgen konnte, traf er's deſto beſſer.

Sechzehntes Kapitel.

Vierzig Jahre ſpäter.

(Ein Intermezzo).

Wie der Leſer ſchon aus der Kapitelüberſchrift entnehmen wird, habe ich vor, in dem unmittelbar Nachſtehenden mich weit jenſeits der hier zu ſchildernden Swinemünder Tage niederzulaſſen, welches Vorhaben mit dem Wunſche zuſammenhängt, das Charakterbild meines Vaters nach Möglichkeit zu vervollſtändigen, will ſagen nach oben hin abzurunden. Denn wie er ganz zuletzt war, ſo war er eigentlich.

In dem bis hierher dem Leſer vorgeführten und zugleich den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachenden Zeitabſchnitte, nach dem ich denn auch das Ganze „Meine Kinderjahre" betitelt habe, war mein Vater noch ſehr jung, wenig über dreißig, und ſtand im Leben und in Irrthümern; in ſeinen alten Tagen aber — und um eben deshalb greif

ich hier, in einem Exkurse, so weit vor — waren des Lebens Irrthümer von ihm abgefallen und je bescheidener sich im Laufe der Jahre seine Verhältnisse gestaltet hatten, desto gütiger und persönlich anspruchsloser war er geworden, immer bereit, aus seiner eigenen bedrückten Lage heraus, noch nach Möglichkeit zu helfen. In Klagen sich zu ergehen, fiel ihm nicht ein, noch weniger in Anklagen, (höchstens mal gegen sich selbst) und dem Leben abgewandt, seinen Tod ruhig erwartend, verbrachte er seine letzten Tage comme philosophe.

Ich besuchte ihn alle Jahr einmal und von meinem letzten Besuche bei ihm, der in den Sommer 67 fiel, möchte ich hier erzählen.

Er wohnte damals, schon zehn oder zwölf Jahre lang, in Nähe von Freienwalde, und zwar in einer an der alten Oder gelegenen Schifferkolonie, die den Namen „Schiffmühle" führte und ein Anhängsel des Dorfes Neu-Tornow war. Vereinzelte Häuser lagen da, in großen Abständen von einander, an dem träg vorüberschleichenden und von gelben und weißen Mummeln überwachsenen Flusse hin, während sich, unmittelbar hinter der Häuserreihe, ziemlich hohe, hoch oben mit einem Fichtenwalde besetzte Sandberge zogen. Genau da, wo eine prächtige alte Holzbrücke den von Freien-

walde her heranführenden Dammweg auf die Neu-Tornow'sche Flußseite fortsetzte, stand das Haus meines Vaters. Von welchen Erträgen er es erstanden hatte, weiß ich bis diesen Tag nicht, denn als er es kaufte, war er nicht eigentlich mehr ein Mann der Häuserkaufmöglichkeiten, wenn das erstandene Haus auch freilich nur ein bescheidenes Häuschen war. Wie's aber auch damit stehen mochte, er nannte dies Haus sein eigen und „klein aber mein", diese hübsche Inschrift, die das Prinz Friedrich Karl'sche Jagdschloß Dreilinden ziert, hätt auch er diesem seinem Häuschen geben können. Er bewohnte dasselbe mit einer Haushälterin von mittleren Jahren, die nach dem Satze lebte „Selig sind die Einfältigen", aber einen etwas weit gehenden Gebrauch davon machte. Seine Trauer darüber war humoristisch rührend, denn das Bedürfniß nach Aussprache blieb ihm bis zuletzt. Glücklicherweise hatte er sich schon vorher an Selbstgespräche gewöhnt. Er dachte laut; das war immer seine Aushilfe.

Ich hatte mich, wie gewöhnlich, bei ihm angemeldet, machte zunächst die reizende Fahrt bis Eberswalde per Bahn, dann die reizendere, bis Freienwalde selbst, in einem offenen Wagen und schritt nun auf einem von alten Weiden eingefaßten Damm

auf Schiffmühle zu, deſſen blanke, rothe Dächer ich gleich beim Heraustreten aus der Stadt vor Augen hatte. Der Weg war nicht weiter als eine gute halbe Stunde, Rapsfelder links und rechts, einzelne mit Storchneſtern beſetzte Gehöfte weit über die Niederung hin verſtreut und als Abſchluß des Bildes, jene ſchon erwähnte, jenſeits der alten Oder anſteigende Reihe von Sandbergen. Als ich bis in Nähe der Brücke war, war natürlich auch die Frage da „wie wirſt du den Alten finden?“ Aber eh ich mir noch darauf Antwort geben konnte, ſah ich ihn auch ſchon. Er hatte, von der Giebelſtube ſeines Hauſes her, mein Herankommen beobachtet und als ich eben meinen Fuß auf die vorderſte Brückenbohle ſetzen wollte, ſtand er auch ſchon an der anderen Seite der Brücke, mit ſeiner linken Hand zu mir herüberwinkend. Er hatte ſich, ſeit er in Einſamkeit lebte, daran gewöhnt, die Koſtümfrage etwas obenhin zu behandeln und ſo war ich nicht überraſcht, ihn an dieſem warmen Junitage bis an eine äußerſte Grenze freiheitlicher Behandlung gelangt zu ſehen. Er trug graue Leinwandhoſen und einen dito Drillichrock, unter dem, denn er haßte alles Zuknöpfen, ein Nachthemd mit umgeklapptem Kragen ſichtbar wurde, was alles unbedingt an's Turneriſche gemahnt hätte, wenn es weißer geweſen wäre. Auf dem Kopfe ſaß

ein Käpsel,. grün mit einer schwarzen Ranke darum, und das Einzige, was auf vergangene bessere Zeiten deutete, war ein wunderschönes Bambusrohr mit einem Elfenbeinknopf oben und einer unverhältnißmäßig langen Metallzwinge, so daß man eigentlich einen „poignard“ darunter vermuthen mußte. Was aber nicht zutraf.

Jetzt hatten wir uns und gaben uns einen Kuß auf die linke Backe. „Nun, das ist recht, daß Du da bist. Was macht Deine Frau? Und die Kinder?“ Er wartete aber keine Antwort ab, denn solche Familienfragen, wenn es nicht gleich ans Sterben ging, interessirten ihn wenig und so fuhr er dann fort: „Es ist das Leben eines Einsiedlers, das ich führe, ja, man könnte schon von Anachoreten sprechen, die ich mir, übrigens vielleicht mit Unrecht, als gesteigerte Einsiedler denke. Fremdwörter haben fast immer was Gesteigertes. Nun wir reden noch davon. Ein Glück, daß Du so gutes Wetter getroffen hast, das reine Hohenzollernwetter. Du schreibst ja auch so viel über die Hohenzollern und nimmst drum vielleicht an ihrem Wetter Theil; es lohnt sich Alles. Ich, für meine Person, halte an Napoleon fest; er war das größere Genie. Weißt du denn, daß Prinz Wilhelm — ich meine den alten, das heißt den ganz alten, der immer die Schwedter-

Dragoner Uniform trug, hellblau, mit ſchwarzem Kragen, und ſoll ein aufrichtig frommer Mann geweſen ſein, denn auf die Aufrichtigkeit kommt es an, — weißt du denn, daß Prinz Wilhelm immer die Büſte Napoleons vor Augen hatte? Noch dazu auf ſeinem Schreibtiſch.“

„Ja, ich weiß es, Papa; Du haſt mir öfter davon erzählt.“

„Oefter davon erzählt“, wiederholte er. „Ja, das wird wohl richtig ſein. Ich lerne nichts mehr dazu, habe blos immer noch die alten Geſchichten, aber eigentlich ſind das die beſten. Entſinnſt Du Dich noch? Lannes und Latour d'Auvergne und Michel Ney. Ja, mein Freund Michel Ney, der kommt mir jetzt wieder öfter in den Sinn und ich ſeh ihn dann immer, wie ſie ihn an die Gartenmauer ſtellten — in dem öden und einſamen Luxembourg-Garten und war gerad ein recht klatſchiges Dezemberwetter — und wie dann der Offizier, der das Peloton kommandirte, noch einmal das Kriegsgerichtsurtheil vorleſen wollte mit all den Prinzen- und Herzogstiteln, wie da mein Freund Ney abwehrte und unterbrach und mit ſeiner tiefen Stimme ſagte: „pourquoi tous ces titres? . . Michel Ney . . . rien de plus . . . et bientôt un peu de poudre.“ Und dann fielen die Schüſſe. Ja, „bald blos noch

ein bischen Staub.“ Eigentlich paßt es auf Jeden und zu jeder Stunde. Und wenn man nun gar 71 is . . .“

„Ach, Papa, daran mußt Du nicht denken.“

„Ich mag auch nicht, der Tod ist etwas Grusliges. Aber man mag wollen oder nicht, er meldet sich, er ist um einen 'rum, er ist da. Aber lassen wir den Tod. Tod ist ein schlechtes Wort, wenn man eben in ein Haus eintreten will. Und da kommt ja auch Luise, Dich zu begrüßen. Sei nur recht freundlich, auch wenn sie was Dummes sagt. Und darauf kannst Du Dich verlassen.“

Unter diesen Worten und während mein Vater vom Flur aus, in den wir grad' eingetreten waren, treppauf stieg, um sich in seiner äußeren Erscheinung ein ganz klein wenig zu verbessern, war die eben angekündigte Luise wirklich auf mich zugekommen und erzählte mir, in übrigens durchaus verständiger Weise, daß sich der Papa schon seit 2 Tagen auf meinen Besuch gefreut habe. Natürlich, er habe ja sonst nichts; sie höre zwar immer zu, wenn er was sage, aber sie sei doch nur dumm.“

„Ach, Luise, reden Sie doch nicht so was. Das wird ja so schlimm nicht sein. Jeder ist klug und jeder ist dumm. Und ich wette, Sie haben wieder einen Eierkuchen gebacken.“

„Hab ich auch.“

„Nun sehn Sie. Was heißt da, klug oder nicht klug. Papa kann froh sein, daß er Sie hat.“

„Bin ich auch“ sagte dieser, der, während wir so sprachen, in einem aus einer weit zurückliegenden Zeit stammenden und deshalb längst zu eng gewordenen Rocke von seiner Giebelstube her wieder nach unten kam. „Bin ich auch. Luise ist eine gute Person Mitunter allerdings schrecklich; aber bei Lichte besehn, ist alles mal schrecklich und es wäre ungerecht, wenn ich gerade von Luise den Ausnahmefall verlangen wollte.“

Luise selbst hatte sich inzwischen wieder in ihre Küche zurückgezogen, während mein Vater und ich in dem wundervoll kühlen Hausflur auf und ab schritten. Licht und Schatten spielten dabei um uns her. Die Thüren standen auf und gestatteten einen Einblick in das ganze Hausgewese. Zu jeder Seite lagen zwei Räume, rechts die meines Papas, links Luisens Stube und die Küche. „Laß uns hier eintreten,“ sagte mein Vater und führte mich in seine nach dem Hofe hinaus gelegene Schlafstube, drin sich außer einem sehr breiten Fenster auch noch ein ganz kleines Extrafenster befand, ein bloßes Kuckloch, das immer aufstand und vor dem ein Gardinchen im Winde wehte.

„Da seh ich wieder das Kuckloch. Und steht auch wieder auf. Erkältest Du Dich nicht?“

„Nein, mein Jung'. Und jedenfalls, es läßt sich nicht anders thun. Wenn ich das Fensterchen zumache, krieg' ich keine Luft. Und Nachts . . . Gefahr is nicht . . . 'rein stehlen kann sich keiner; solche dünne Kerle giebt es gar nicht. Und dann hab ich ja auch die Pistole.“

„Ist es immer noch die alte, die nicht losgeht?“

„Natürlich. Auf das Losgehn kommt es bei Pistolen auch garnicht an. Die moralische Wirkung entscheidet dabei. Das Moralische entscheidet überhaupt.“

„Meinst Du?“

„Ja, das mein' ich. Ich bin erst spät dahinter gekommen, aber besser spät als gar nicht. Und nun komm in die Vorderstube. Ich merke, Luise hat schon aufgetragen und wenn mich meine Sinne nicht täuschen, übrigens bin ich auch ein bischen eingeweiht, so ist es eine geschmorte Kalbsbrust. Erster Gang. Ißt Du so was?“

„Gewiß ess ich so was. Kalbsbrust ist ja das allerfeinste, besonders was so dicht dran sitzt.“

„Ganz mein Fall. Es ist doch merkwürdig, wie sich so alles forterbt. Ich meine jetzt nicht im

Großen, da ist es am Ende nicht so merkwürdig. Aber so im Kleinen. Kalbsbrust ist doch am Ende was Kleines."

„Ja und nein."

„Das ist Recht. Daran erkenn ich Dich auch. Man kann nicht so ohne Weiteres sagen, Kalbsbrust sei was Kleines. Und nun wollen wir anstoßen. Es ist noch Rothwein aus Stettin; die Stettiner manschen am besten. Was Echtes giebt es überhaupt nicht mehr. Weißt Du noch den alten Flemming mit seinem echten Bordeaux? Er nannt' ihn immer blos Medoc; ihm so ohne Weiteres einen vollfranzösischen Zunamen zu geben, so weit wollt' er doch nicht gehn. Medoc ist übrigens ein wirklicher Ort, freilich sehr klein, höchstens 1400 Einwohner . . . Ja, der alte Flemming, ein vorzüglicher Herr. Ist nun auch schon zur großen Armee. Alles marschirt ab . . . Na, ewig kann es nicht dauern."

Und nun stießen wir an und ich sah, daß es wieder die schönen Pokalgläser aus der alten Swinemünder Zeit waren. „Sind das nicht . . ."

„Gewiß. Und ich freue mich, daß Du sie wieder erkennst. Zwei sind nur noch davon da, aber mehr als zwei brauch ich auch nicht, denn mehr als einen Gast kann ich in dieser meiner Hütte nicht beherbergen.

Und am liebsten ist es mir, wenn Du kommst. Und nun krame mal aus. Was sagst Du zur Weltausstellung? Die Franzosen machen so was doch immer am Besten. Und dazu die Rede von dem Louis Napoleon! Er hat doch so was von dem Alten. Und hat auch darin ganz Recht, daß im Leben, d. h. im Leben eines Volkes, alles untereinander zusammenhängt und übereinstimmt und daß da, wo es die besten Generäle giebt, es auch die besten Maler giebt, oder die besten Schneider und Schuster. Und umgekehrt."

„Ich habe wenig davon gelesen und ich kann mich nicht recht entsinnen."

„Immer dieselbe Geschichte" lachte mein Vater. „Nicht gelesen. Und wenn ich nun bedenke, daß Du ein Zeitungsmensch bist! Da denkt man, die hören das Gras wachsen und jedesmal, wenn Du mich besuchst, seh ich, daß ich besser beschlagen bin als Du. Ueberhaupt, wie's in der Welt aussieht, davon hab ich doch immer am meisten gewußt. So war es schon, als ich noch jung war, in Ruppin und in Swinemünde. Die Swinemünder, na, das ging noch; solch flotter, fideler Schiffsrheder, der mal nach London und mal nach Kopenhagen fährt, na, der hat doch immer ein bischen Wind weg; aber die Ruppiner Schulprofessoren, . . . es hat mich

mitunter genirt, wie viel beſſer ich alles wußte. Natürlich Horaz und die unregelmäßigen Verba ausgenommen. Da war z. B. der alte Starke. Deſſen Steckenpferd war Ariſtoteles und was Ariſtoteles lange vergeſſen hatte, das wußte Starke. Aber das, worauf es ankommt, das wußt' er nicht. Ich laſſ es mir nicht abſtreiten, unſere Schule geht falſche Wege; die Menſchen lernen nicht das, was ſie lernen ſollten. Ney iſt doch intereſſanter als Pelopidas. Und es kommt auch noch... Aber da bringt uns Luiſe die Omelette. Nimm nur hier die helle Hälfte, die andere Hälfte iſt etwas verbrannt. Und wenn wir hier fertig ſind, dann will ich Dir meinen Hof zeigen und meinen Steinbruch. Und dann machen wir einen Spaziergang auf Neuenhagen zu. Bei ſo ſchönem Wetter kann ich marſchiren, ohne große Beſchwerde "

So ging es noch eine Weile weiter und dann ſtanden wir auf, um, nach ſeinem Programm, alles in Augenſchein zu nehmen. Zuerſt alſo den Hof. Es ſah alles ziemlich kahl aus und ich bemerkte zunächſt blos einen Sägebock mit einer Buchenholzklobe darauf, daneben Säge und Axt. Er wies drauf hin und ſagte: „Du weißt, alte Paſſion und erſetzt mir nach wie vor die Bewegung ... Aber nun komm hierher;... Du hörſt ſie wohl ſchon."

Und unter dieſen Worten ſchritt er mit mir auf einen niedrigen Stall zu und ſchlug hier eine Klappthür auf, hinter der ich nun zwei Schweine ihre Köpfe vorſtrecken ſah. „Was ſagſt Du dazu? Prächtige Kerls. Wenn ſie mich hören, werden ſie wie wild vor Vergnügen und können's nicht abwarten."

„Du wirſt ſie wohl verwöhnen. Mama und die Schröder ſagten auch immer, Du verfutterteſt bei den Bieſtern mehr, als ſie nachher einbrächten."

„Ja, die Schröder; eine gute treue Seele. Mich konnte ſie nicht recht leiden, weil ich die beſten Bratenſtücke mitunter an Peter und Petrine gab, weißt Du noch?"

Ich nickte.

„Ja, damals waren es die Katzen. Etwas muß der Menſch haben. Nun ſind es die da; ... na, gleich, gleich; beruhigt euch nur."

Und dabei bückte er ſich und fing an ſeine Lieblinge zu krauen. Er erzählte mir dann noch allerhand von der Klugheit dieſer Thiere, deren innerer Bau übrigens, wie jetzt wiſſenſchaftlich feſtſtehe, dem des Menſchen am nächſten komme. „Sus Scrofa und Homo sapiens, — es kann einem doch zu denken geben."

Und nun nahm er mich unter'm Arm und ging mit mir auf eine mitten im Hofzaun angebrachte Gitterthür zu, hinter der ein schmaler Zickzackweg den Sandberg hinaufführte. Links und rechts waren tiefe Löcher gegraben, in denen Feldsteine von beträchtlicher Größe mit ihrer Oberhälfte sichtbar wurden.

„Läßt du die ausgraben, Papa?"

„Versteht sich, das ist jetzt eine Haupteinnahme von mir; ich kümmere mich dabei um nichts, ich gebe blos die Erlaubniß und dann kommen die Kerls und buddeln solchen Stein aus, d. h. viele Steine und schaffen sie dann in ihren Kahn und ich kriege mein Geld. Gott segne den Chausseebau. Daß das Geld im Boden liegt, ist doch wahr und wenn auch weiter nichts dabei heraus kommt, als eine Ladung Steine."

Dabei waren wir den Zickzackweg hinauf und traten in den schon mehrerwähnten Fichtenwald ein, der den ganzen Bergrücken, eigentlich schon ein Plateau, überdeckte. Ein Säuseln ging durch die Kronen und ich sagte, während ich in die Höh blickte, so vor mich hin: „Und in Poseidons Fichtenhain Tritt er mit frommem Schauder ein."

Er klopfte mich sofort zärtlich auf die Schulter, weil er heraus empfand, daß ich die zwei Zeilen

blos ihm zuliebe citirte. „Ja, das war immer meine Lieblingsstelle. Für gewöhnlich lernten wir damals, als ich noch jeden Morgen von Schloß Nieder-Schönhausen in's Graue Kloster mußte, nur „Johann den muntern Seifensieder“ und „Gott Grüß Euch Alter, schmeckt das Pfeifchen“ und Schiller war damals noch nicht halb so berühmt wie jetzt und noch nicht so zu sagen unter den Heroen. Aber „die Kraniche des Ibykus“ habe ich doch damals schon gelernt und ist mir auch sitzen geblieben. Es muß so was drin sein. Hast Du denn auch Alles behalten von früher?“

„Na, es geht. Eigentlich ist es merkwürdig, daß noch so viel sitzen bleibt.“

„Da hast Du Recht.“

Und nun traten wir aus dem Wald auf eine breite geradlinige Chaussee heraus, die von Ebereschenbäumen eingefaßt war.

„Das ist ja eine wundervolle Chaussee für solche Gegend“ sagte ich. „Wo läuft die denn hin?“

„Die läuft, glaube ich, auf Oderberg zu; aber zunächst läuft sie hier bis Neuenhagen.“

„Neuenhagen. Du nanntest es schon vorhin. Ja, da bin ich vor Jahren auch einmal gewesen und

hat mich Alles ganz ungemein intereſſirt. Da liegt nämlich, was Du vielleicht nicht weißt, Hippolyta von Uchtenhagen begraben und hat einen ſchönen Grabſtein. Ich glaube ſo um 1590 herum. Damals gab man noch Geld für ſo was aus. Aber was mir in Neuenhagen, als ich damals hinkam, noch intereſſanter war, das war eine kleine Stube, darin die Schweden einen Neuenhagner Amtmann am Strohfeuer geröſtet hatten. Richtiger 30jähriger Krieg. Und jetzt, denke Dir, jetzt ſchlafen die Leute darin. Ich erſchrak ordentlich darüber und ſagte, daß ich mir eine andere Schlafſtube ausgeſucht haben würde."

Mein Papa nickte zuſtimmend.

„Ja, am Strohfeuer geröſtet," wiederholte ich. „Und das Alles, denn ſie wollten's dem Amtmann abzwacken, um des verdammten Geldes willen."

„Ja, das verdammte Geld!" ſagte mein Vater. „Es iſt ſchon recht und iſt auch oft wirklich blos ein verdammtes Geld. Aber es giebt auch ein gutes Geld und ich mache mir jetzt mitunter ſo meine Gedanken darüber. Man ſoll nicht einen Amtmann röſten, um es zu kriegen; aber wenn man was hat, dann ſoll man's feſt halten. Geld iſt doch 'was, iſt eine Macht. Und ihr habt nun Alle nichts."

„Ach, Papa, rede doch nicht davon. Du weißt ja, es iſt uns ganz egal.

„Dir vielleicht, aber nicht deiner Mama.“

„Sie hat ſich nun auch darin gefunden.“

„Darin gefunden! Sieh, mein Junge, da liegt die Anklage und die alte Frau hat auch ganz Recht. Das ſag ich mir jetzt alle Tage, wenn ich da unten mit meiner Luiſe ſitze und ihr mein Weltſyſtem entwickele, weil ich keinen andern habe, dem ich es vortragen kann, und wenn dann die beſte Stelle kommt und ich mit einem Male ſage: „nicht wahr, Luiſe?“ ſieh, dann fährt ſie zuſammen oder ſitzt da wie ein Zaunpfahl.“

„Es wird Dir ſchwerer als uns, Papa.“

„Wohl möglich. Und es würde mir noch ſchwerer, wenn ich mir nicht ſagte: die Verhältniſſe machen den Menſchen.“

„Das ſagteſt Du ſchon, wie wir noch Kinder waren. Und gewiß iſt es richtig.“

„Ja richtig iſt es. Aber damals, ich kann ſo zu Dir ſprechen, denn Du biſt ja nun ſelber ſchon ein alter Knabe, damals ſagte ich es ſo hin und dachte mir nicht viel dabei. Jetzt aber, wenn ich meinen alten Lieblingsſatz ausſpiele, thu ich's mit Ueberzeugung. So ganz kann es einen freilich nicht beruhigen. Aber doch beinah, doch ein bischen.“

Ich nahm ſeine Hand und ſtreichelte ſie.

„Das ist Recht. Ihr habt eine Tugend, ihr seid alle nicht begehrlich, nicht happig. Aber da wir nun mal dabei sind und ich nicht weiß, wie lang ich auf dieser sublunarischen Welt noch wandle, so möcht' ich doch über all diese Dinge noch ein Wort zu Dir sagen. Es giebt immer noch ein paar Leute, die denken, das jeu sei Schuld gewesen. Ich sage Dir, das ist Unsinn. Das war nur so das Zweite, die Folge. Schuld war, was eigentlich sonst das Beste ist, meine Jugend und wenn es nicht lächerlich wäre, so möcht' ich sagen, neben meiner Jugend meine Unschuld. Ich war wie das Lämmlein auf der Weide, das 'rumsprang, bis es die Beine brach."

Er blieb einen Augenblick stehn, denn er litt an asthmatischen Beschwerden und ich mahnte ihn, daß es wohl Zeit sei, umzukehren.

„Ja, laß uns umkehren; wir haben dann den Wind im Rücken und da spricht es sich besser. Und ich habe doch noch dies und das auf dem Herzen. Ich sagte eben, meine Jugend war schuld. Und das ist auch richtig. Sieh, ich hatte noch nicht ausgelernt, da ging ich schon in den Krieg und ich war noch nicht lange wieder da, da verlobte ich mich schon. Und an meinem 23ten Geburtstag habe ich mich verheirathet und als ich 24 wurde, da lagst Du schon in der Wiege."

„Mir ist es lieb, daß Du so jung warst.“

„Ja, alles hat seine zwei Seiten und es hat wohl auch seine Vortheile gehabt, daß ich nicht morsch und mürbe war. Aber das mit der Unerfahrenheit bleibt doch ein schlimmes Ding und das Allerschlimmste war, daß ich nichts zu thun hatte. Da konnt' ichs denn kaum abwarten, bis Abends der verdammte Tisch aufgeklappt wurde.“

„Sonderbar, ich habe so vieles von Dir geerbt, aber davon keine Spur. Spiel war mir immer langweilig.“

Er lachte wehmütig. „Ach mein lieber Junge, da täuschst Du Dich sehr, wenn Du meinst, daß wir darin von einander abweichen. Es hat mir auch nie Vergnügen gemacht, auch nicht ein bischen. Und ich spielte noch dazu herzlich schlecht. Aber wenn ich mich dann den ganzen Tag über gelangweilt hatte, wollt' ich am Abend wenigstens einen Wechsel verspüren und dabei bin ich mein Geld los geworden und sitze nun hier einsam und Deine Mutter erschrickt vor dem Gedanken, ich könnte mich wieder bei ihr einfinden. Es sind nun beinah 50 Jahre, daß wir uns verlobten und sie schrieb mir damals zärtliche Briefe, denn sie liebte mich. Und das ist nun der Ausgang. Zuneigung allein ist nicht genug zum Heirathen; heirathen ist eine Sache für

vernünftige Menschen. Ich hatte noch nicht die Jahre, vernünftig zu sein."

„Ist es Dir recht, wenn ich der Mama das alles wieder erzähle?"

„Gewiß ist es mir recht, trotzdem es ihr nichts Neues ist. Denn es sind eigentlich ihre Worte. Sie hat nur die Genugthuung, daß ich sie mir zu guter Letzt zu eigen gemacht habe. Sie hat Recht gehabt in allem, in ihren Worten und in ihrem Thun."

Er sprach noch eine Weile so weiter. Dann kamen wir an die Stelle, wo die Chaussee aus dem Walde wieder niederstieg, zunächst auf den Fluß und die Bohlenbrücke zu. Jenseits der Brücke dehnte sich dann das Bruch in seiner Sommerschönheit, diesseits aber lag, als nächstes, das Wohnhaus meines Vaters, aus dessen Schornstein eben ein heller Rauch in der Nachmittagssonne aufkräuselte.

„Da sind wir wieder und Luise kocht nun wohl schon den Kaffee. Darauf versteht sie sich. „Ist die Blume noch so klein, Etwas Honig sitzt darein." Oder so ähnlich. Man kann nicht alle Verse auswendig wissen. Und lobe nur den Kaffee, sonst erzählt sie mir 30 mal, es habe Dir nicht geschmeckt. Und wenn ich Glück habe, weint sie auch noch dazu."

Als wir ins Haus traten, war die Kaffeedecke bereits aufgelegt und die Tassen standen schon da, dazu, faute de mieux, kleine Theebrötchen, denn Schiffmühle war keine Bäckergegend und nur einmal des Tages kam die Semmelfrau. Dazu hatten wir schönes Quellwasser, das aus dem Sandberg kam.

Als 5 Uhr heran war, mußt' ich wieder fort. „Ich begleite Dich noch," und so bracht er mich bis über die Brücke.

„Nun lebewohl und laß Dich noch mal sehen." Er sagte das mit bewegter Stimme, denn er hatte die Vorahnung, daß dies der Abschied sei.

„Ich komme wieder, recht bald."

Er nahm das grüne Käpsel ab und winkte.

Und ich kam auch bald wieder.

Es war in den ersten Oktobertagen und oben auf dem Bergrücken, da, wo wir von „Poseidon's Fichtenhain" gescherzt hatten, ruht er nun aus von Lebens Lust und Müh.

Siebzehntes Kapitel.

Allerlei Gewölk.

Ich ſchloß das vorletzte (fünfzehnte) Kapitel mit einem glücklichen Erziehungsakt meines Vaters, mit einem nicht glücklichen meiner Mutter, habe ich dies neue Kapitel zu beginnen.

Weihnachten rückte heran und ſchon die ganze Woche vorher hieß es „aber diesmal wird es eine Freude ſein . . . ſo was Schönes“ und wenn ich dann mehr wiſſen wollte, ſetzte die gute Schröder hinzu: „gerade was Du Dir gewünſcht haſt . . . Die Mama iſt viel zu gut, denn eigentlich ſeid ihr doch blos Rangen.“

„Aber was is es denn?“

„Abwarten.“

Und ſo, fieberhaft geſpannt, ſahen wir dem Heilig-Abend entgegen. Endlich war er da. Wie herkömmlich verbrachten wir die Stunde vor der eigentlichen Beſcheerung in dem kleinen, nach dem

Garten hinausgelegenen Wohnzimmer meines Vaters, das absichtlich ohne Licht blieb, um dann den brennenden Weihnachtsbaum, den meine Mama mittlerweile zurechtmachte, desto glänzender erscheinen zu lassen. Mein Vater unterhielt uns, während dieser Dunkelstunde, so gut er konnte, was ihm jedesmal blutsauer wurde. Denn wiewohl er unter Umständen, wie vielleicht nur allzu oft hervorgehoben, in reizendster Weise mit uns plaudern und uns durch freie Einfälle, die wir verstanden, oder auch nicht verstanden, zu vergnügen wußte, so war er doch ganz unfähig, etwas einer bestimmten Situation Anzupassendes, also etwas für ihn mehr oder weniger Zwangsmäßiges, leicht und unbefangen zum Besten zu geben. Sonst ein so glücklicher Humorist, konnte er den richtigen Ton bei solchen Gelegenheiten nie treffen. Am Weihnachtsabend trat dies immer sehr stark hervor. Er sagte dann wohl zu sich selbst, fast als ob er sich auf eine richtige Stimmung hin präparire: „Ja, das ist nun also Weihnachten . . . An diesem Tage wurde der Heiland geboren . . . ein sehr schönes Fest . .“ und hinterher wiederholte er all diese Worte auch wohl zu uns und sah uns dabei mit zurechtgemachter Feierlichkeit an. Aber eigentlich schwankte er blos zwischen Verlegenheit und Gelangweiltsein und wenn dann zuletzt die Klingel der

Mama das Zeichen gab und wir, nach dreimaligem Ummarsch um einen kleinen runden Tisch und unter Absingung eines an Plattheit nicht leicht zu übertreffenden Verses:

„Heil, Heil, Heil,
„Heil, dreifacher Segen,
„Strahl' o heller Lichterglanz
„Unsrem Fest entgegen

über den Flur fort in das Vorderzimmer einmarschirten, war er, mein Vater, wo möglich noch froher und erlöster als wir, die wir bis dahin doch blos vor Ungeduld gelitten hatten.

So war es auch an dem hier zu schildernden Weihnachtsabend wieder. Unser Einmarsch, unter Absingung obiger Strophe, war eben erfolgt und verwirrt und befangen, standen wir, auf den Baum starrend, um die Tafel herum, bis die Mama uns endlich bei der Hand nahm und sagte: „Aber nun seht euch doch an, was euch der heilige Christ beschеert hat. Hier das — und diese Worte richteten sich speziell an mich — hier das unter der Serviette, das ist für Dich und Deinen Bruder. Nimm nur fort." Und nun zögerten wir auch nicht länger und entfernten die Serviette. Was oben auf lag, weiß ich nicht mehr, vielleicht zwei große Pfefferkuchenmänner oder Aehnliches, jedenfalls etwas, was

uns enttäuſchte. „Seht nur weiter“ und nun nahmen wir, wie uns geheißen, auch das zweite Tuch ab. Ah, das verlohnte ſich. Da lagen, gekreuzt, zwei ſchöne Korbſäbel, alſo genau das, (die gute Schröder hatte recht gehabt,) was wir uns ſo ſehnlich gewünſcht hatten. Und ſo ſtürzten wir denn auf die Mama zu, ihr die Hände zu küſſen. Aber ſie wehrte uns ab und ſagte auch diesmal wieder: „ſeht nur weiter“ und in einem Aufregezuſtand ohne Gleichen, denn was konnte es nach dieſem Allerherrlichſten noch für uns geben, wurde nun auch die dritte Serviette fortgezogen. Aber, alle Himmel, was lag da! Ein aus weißem und rothem Leder geflochtener Kantſchu, der damals, ich weiß nicht unter welcher ſprachlichen Anlehnung, den Namen Peſerik führte. Meine Mutter hatte erwartet, unſere Freude durch dieſe ſcherzhafte Behandlung des Thema's geſteigert zu ſehen. Aber, nach der Freudenſeite hin, gingen meine Gedanken und Gefühle durchaus nicht. Ganz im Gegentheil. Ich war einfach außer mir und lief in den Garten hinaus, um da wieder zu mir ſelbſt zu kommen, was freilich nicht glücken wollte. Die Weihnachtsfreude war hin, war an einem gutgemeinten, aber verfehlten Scherze geſcheitert. Hatte ich Unrecht? Ich glaube, nein. Jedenfalls, wie ich die Sache vor 60 Jahren anſah,

so sehe ich sie noch heute an. Es lag diesem Einfall eine volle Wesens- und Charakterverkennung zu Grunde. Für andere hätte es vielleicht gepaßt, für mich nicht. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren einmal, in einem Bogumil Goltzschen Buche, das den Titel führte: „Aus meiner Kindheit" (oder so ähnlich) gelesen zu haben, er, der Verfasser, sei jedesmal glücklich gewesen, wenn der Peserik seiner Mutter aus aller Macht über ihn gekommen sei. „Um jeden Schlag schade, der vorbeiging." Natürlich kann auch nach diesem Prinzip erzogen werden und ich will gern einräumen, daß dabei prächtige, urkräftige Jungen heranwachsen können, die für die Zukunft mehr Tüchtigkeit versprechen, und dies Versprechen auch halten, als solch empfindsames, von allerhand Eitelkeiten beherrschtes Bürschchen, wie ich eines war. Aber wenn dies auch dreimal richtig wäre, so bliebe dieser Erziehungseinfall — denn etwas Erzieherisches sollte es im Letzten doch sein — in meinen Augen immer noch ebenso verfehlt. Ich konnte mich doch nicht plötzlich umwandeln; ich blieb, meinetwegen leider, genau derselbe Empfindling, der ich war, nichts an und in mir wurde besser, ich hatte nichts davon als eine Kränkung und ein verdorbenes Fest. Es giebt nun mal verschiedene Naturen und wenn es geboten sein mag, schwächer Ausgestattete zu

kräftigen und zu stählen, auch wenn es diesen zunächst wehe thut, so ist doch, von den sonstigen Schwierigkeiten der Sache ganz abgesehn, die Stunde, wo der Weihnachtsbaum angezündet wird, sicherlich nicht der Zeitpunkt dafür. Es soll an diesem Abend nicht erzogen, sondern erfreut werden und der, dem diese Aufgabe zufällt und der sich ihr noch dazu freudig und liebevoll zu unterziehen trachtet, der muß sich doch nothwendig die Frage vorlegen, ob der zu Erfreuende an dem, wodurch man ihn erfreuen will, auch wirklich eine Freude haben kann.

Ueberhaupt, der Abend an dem dies spielte, war kein rechter Glücksabend.

Es giebt eine kleine Geschichte, die sich, wenn ich nicht irre, „die Pantoffeln des Kasan" betitelt. Gerade damals mußte ich diese, die muthmaßlich aus Tausend und Einer Nacht herübergenommen war, aus meinem französischen Lesebuche übersetzen. Es handelt sich darin um ein paar hübsche Pantoffeln, die jeder gern haben möchte; sobald er sie aber hat, bringen sie ihm blos Unglück. Aehnlich erging es mir mit den Korbsäbeln, — ich wollte sie haben und als ich sie hatte, brach das Unheil über mich herein. Allerdings war mir bis zu Eintritt der eigentlichen Katastrophe noch eine kurze Frist gegönnt, während welcher ich mich — nach Ueber-

windung des ersten Aergers am Weihnachtsabend selbst, — wenigstens zeitweilig noch in der Vorstellung wiegen durfte, mich meines Weihnachtsgeschenkes freuen zu können. Dies hatte seinen Grund in Folgendem. Es war schon Jahr und Tag, daß ich, modern zu sprechen, auf nichts Geringeres als auf eine Armeeorganisation hinarbeitete. Doublirung meiner Streitkräfte wäre mir natürlich das Liebste gewesen, da sich das aber verbot, so war ich auf Neu-Bewaffnung und mit Hülfe dieser auf eine neue Taktik, überhaupt auf ein neues Heer- und Kriegs-System aus. Der bis dahin in meiner ausschließlich mit Speer oder Lanze bewaffneten Truppe vorherrschende Gedanke, war, weil ich eine heilige Scheu vor ausgestoßenen Augen hatte, durchaus auf Defensive gerichtet gewesen und hatte von Anfang an zu der Weisung geführt, in kritischen Momenten immer nur, mit Rücken an Rücken, die Speere vorzustrecken, also das zu bilden, was in der Landsknechtszeit ein Igel genannt wurde. Danach war denn auch jederzeit verfahren worden. Aber jetzt, wo die zwei Korbsäbel da waren, war es mir klar, daß es mit dem alten System vorbei sein müsse. Das beständige Stillstehen und Abwarten des feindlichen Angriffs, war langweilig und unmännlich zugleich. Und so wurde denn beschlossen, bei der ge-

sammten Truppe statt des Speeres den ganz auf Attacke gestellten Korbsäbel und statt des unbequemen hohen viereckigen Schildes einen kleinen Rundschild einzuführen, nur gerade groß genug, das Gesicht zu decken. Es glückte das auch alles. Die Beschaffung der Säbel wurde mit Hülfe verschiedentlich erneuten Vorgehens gegen die mütterliche Wirthschaftskasse durchgesetzt und die Herstellung der Rundschilde war meine Sache. Lange bevor Ostern da war, war, was Bewaffnung angeht, der Uebergang aus dem einen System in's andere bewerkstelligt. Ich versprach mir viel davon und der Umstand, daß die, jeden Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag, nach wie vor von uns bezogenen „Campements" ohne Störung oder Angriff von Seiten unserer Feinde, — trotzdem sich etliche große, halbwachsene Jungen mit schottischen Mützen unter ihnen gezeigt hatten — verstrichen waren, bestärkte mich darin, daß wir angefangen hätten, der uns feindlichen Straßenjungenwelt zu imponiren.

Eine Weile blieb ich auch noch in dieser Täuschung. Aber, wie schon angedeutet, auch wirklich nur eine kleine Weile.

* * *

Das Campiren im Freien war jedesmal ein unendlicher Genuß für mich. Wir hatten verſchiedene Lagerſtellen; eine war in den tiefen Sandgruben am Kirchhof, eine zweite zwiſchen den Dünen (in Nähe der Stelle wo Mohr eingeſcharrt worden war) und eine dritte, mehr landeinwärts, in den Moorgründen, die ſich, mit ihren hundert Torfpyramiden und eben ſo vielen dunklen Waſſerlachen, von den Ausläufern der Stadt her bis nach Corswandt und Kamminke zogen. Aber mehr noch liebten wir eine Waldſtelle, nahe bei Heringsdorf, die „Störtebeckers Kul'" hieß. Dies war ein tiefes Loch, richtiger ein mächtiger Erdtrichter, drin der Seeräuber Störtebecker, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Nord- und Oſtſee beherrſchte, mit ſeinen Leuten gelagert haben ſollte. Gerade ſo wie wir jetzt. Das gab mir ein ungeheures Hochgefühl, Störtebecker und ich. Was mußte ich für ein Kerl ſein! Störtebecker war ſchließlich in Hamburg hingerichtet worden und zwar als letzter ſeiner Bande. Das war mir nun freilich ein ſehr unangenehmer Gedanke. Weil es mir aber, alles in allem, doch auch wieder wenig wahrſcheinlich war, daß ich der Hamburger Gerichtsbarkeit ausgeliefert werden würde, ſo ſog ich mir, aus dem Vergleich mit Störtebecker, unentwegt allerhand ſüße Schauer. Die „Kule" war

sehr tief und bis zu halber Höhe mit Laub vom vorigen und vorvorigen Jahr überdeckt. Da lag ich nun an der tiefsten Stelle, die wundervollen Buchen über mir und hörte, wenn ich mich bewegte, das Rascheln des trockenen Laubes und draußen rauschte das Meer. Es war zauberhaft. Nur meine Truppe verdroß mich beständig, denn jeder Einzelne, mit seiner höchst zweifelhaften Räuberanlage, stellte mir die gewöhnlichste Prosa des Lebens wieder vor Augen. Mein jüngerer Bruder, gutmüthig wie er war, nahm immer eine Bierkruke mit aufgelöstem und furchtbar schäumenden Lakritzensaft mit, was meine „Störtebeckerschen", die sich davon einschenken ließen, „Meth" nannten. Zugleich waren meines Bruders Taschen mit einer Unmenge von wurmstichigem Johannisbrot gefüllt, um das man sich, mit einer allerdings halben Räuberenergie, balgte. Mir widerstand das alles und ich trank Quellwasser, das ich mit der flachen Hand schöpfte.

So ging es in der „Räuberkule" zu. Mir persönlich, so gruselig die Kule war, war übrigens ein etwas näher gelegener Platz fast noch mehr an's Herz gewachsen; das war eine Waldlichtung, auf halbem Weg nach Kamminke, dieselbe Stelle, die schon im Sommer 27, an eben dem Tage, wo wir unsere Einfahrt in Swinemünde hielten, einen so tiefen Ein-

druck auf mich gemacht hatte. Von rechts her lief hier ein Wässerchen, das aus den benachbarten Torfgräbereien kam, quer über den Weg hin und Bohlen und Holzstämme, mit einer von Flechten überzogenen und ziemlich unsicheren Anlehne, bildeten eine Brücke darüber. Von derselben rechten Seite her, weil die Brücke hier wenig Abfluß gönnte, staute sich dann auch das Moorwasser und schuf eine von Binsen eingefaßte Lanke, drauf gelbe und weiße Teichrosen schwammen. An der der Stadt zugelegenen Brückenseite, da wo das mit Kiehnnadeln übersäte Ufer ein wenig anstieg, ließ ich meine Truppe mit Vorliebe lagern und erging mich, mal auf mal, in der entzückenden Vorstellung, daß ich der Vertheidiger dieses Brücken-Ueberganges oder, was mir noch besser klang, dieses „Defilés“ sei. Wie die Vertheidigung zu machen sei, war mir ganz klar: abtragen der Bohlen, aufthürmen der Stämme zu einem Verhau und dann überdeckte Löcher oder Wolfsgruben, in die der Feind stürzen mußte, selbst wenn er das Verhau genommen, was doch immer noch fraglich. Aber inmitten dieser Siegesvorstellung, überkam mich plötzlich wieder eine furchtbare Angst; mein Vertrauen zu mir selber war freilich unbegrenzt, ich konnte nur sterben, und sterben war süß, — aber meine Truppe! Fritz Ehrlich war ein

Heldenjunge, sonst aber war alles fooſch. Da lagen sie wieder, mit einem Süßholzstengel zwischen den Zähnen, und kein einziger unter ihnen, den einen Genannten abgerechnet, der den Moment begriffen oder von Disciplin eine Ahnung gehabt hätte. „Thompson“ rief ich „hole mir die weiße Mummel da.“ „Hol sie Dir selber,“ und dabei lachte der freche Junge. Und mit solchem Material wollt ich das Defilé halten! Ich ließ den Hornisten zum antreten blasen und konnte von Glück sagen, daß er gehorchte. Trommler und Hornist gehorchten übrigens immer, weil es ihnen Spaß machte. Ja, Spaß, Spaß, das war es. Von ernsterem Erfassen unserer Aufgabe keine Spur. Und in dem Gefühl, wieder einen großen Moment versäumt zu haben, trat ich mit meiner Truppe den Rückzug an. Sie hatte sich sichtlich verschlechtert. Als Hastaten waren sie besser gewesen. Das kommt bei Reformen heraus.

* * *

Aergerliche Betrachtungen wie diese kamen mir häufig. Im Ganzen aber war das Frühjahr 31, eben meine „Friſtzeit“, doch eine glückliche Zeit für mich und blieb es bis in den Sommer hinein. Inmitten der mir immer wiederkehrenden Zweifel, be-

ſtand doch die Thatſache fort, daß wir nun ſchon ſeit Monaten die Straße beherrſchten und weder in der Stadt bei unſern gewöhnlichen Spielen, noch draußen auf unſern Lagerplätzen einem Angriff von Seiten unſerer Gegner ausgeſetzt geweſen waren. All das gab mir, meinen Beängſtigungen zum Trotz, doch auch wieder ein beſtimmtes Maaß von Vertrauen zurück. Ich ſagte mir: „ja, die Truppe iſt ſchlecht, es ſind lauter Ausreißer, und Fritz Ehrlich und ich können die Sache nicht allein machen; aber, wenn die Truppe ſchlecht iſt, die Führung iſt deſto beſſer und weil unſre Feinde das fühlen, haben ſie Reſpekt und gönnen uns Frieden.“ Ja, ſie gönnten uns Frieden, wirklich. Aber, wie ſich bald zeigen ſollte, die Ruhe, die wir hatten, war die Ruhe vor dem Sturm. Unſere ganze Stadt- und Straßenherrſchaft, hatte, von Anfang an, auf dem Anſehen unſerer Eltern beruht, die man in ihren Kindern nicht beleidigen wollte. Das Meiſte, wenn nicht Alles, war Vortheilserwägung und Rückſichtnahme geweſen, wozu die meiſt im Dienſt der Rheder und Kaufleute ſtehenden Schiffer und Hafenarbeiter ihre anfänglich blos an Zahl, aber neuerdings auch an Kraft uns weitüberlegenen Jungens ermahnt haben mochten.

Eine lange Zeit war es ſo gegangen und man

hielt ſich, wenn auch widerſtrebend, auch jetzt noch zurück. Als aber eines Tages einige der Allerkleinſten und Schwächlichſten meiner Truppe, die natürlich, ſo lange ſie ſich ſicher wußten, auch immer die Herausforderndſten waren, ſich wieder mal allerlei Neckereien erlaubt hatten, brach die Revolution aus. Man wollte unſre Herrſchaft brechen, uns einen Denkzettel geben. Ich habe die Nachmittagſtunde, wo ſich dies ereignete, noch deutlich vor mir. Wir ſpielten um die Kirche herum und ich meinerſeits ſtand eben auf einem auf zwei hohen Sägeböcken liegenden und von beiden Seiten her ſchon mit Eiſenkrammen eingeſpannten Baumſtamm, als ich mit einem Male ſehen mußte, daß zwei der Meinigen, die grad über den etliche hundert Schritt entfernten Marktplatz gingen, beim Kragen gepackt und von einem bildhübſchen Jungen, der Erich Munk hieß, erſt übergelegt und dann abgeſtraft wurden. Ein anderer Junge, Freund Erich Munks, ſtand daneben und lachte. Die beiden Abgeſtraften ſchrien furchtbar und wiewohl es mir ſicher war, daß ſie, wegen ihres hochmüthigen und hämiſchen Weſens, das Uebergelegtwerden vollkommen verdient hätten, ſo gebot doch der Corpsgeiſt die kleinen Neckebolde nicht im Stich zu laſſen. Ich ſprang alſo von dem Sägebock herunter und lief, von etlichen

Mitſpielenden gefolgt, auf die Kampfesſtelle zu, natürlich in der Abſicht, den Munk zu packen. Dieſer aber, der ſtark und muthig war, wich mir, offenbar nach einem Plane, den er ſich gemacht hatte, vorſichtig aus, ja, floh geradezu, ſo daß mir nichts übrig blieb als den andern Jungen, der nur zugeſehen hatte, zu faſſen und niederzuwerfen. Aber nun erſchien auch Erich Munk wieder und warf ſich mit aller Kraft auf mich, um mich von ſeinem Freunde loszukriegen, was ihm jedoch nicht glückte, weil ihn die fünf, ſechs Jungen, die mir vom Kirchplatz her gefolgt waren, an Armen und Beinen immer wieder von mir weg zerrten. Dabei zerriſſen ſie ihm die Jacke, was nun die Wuth des Jungen auf's höchſte ſteigerte. Er zog jetzt einen roſtigen, unten abgebrochenen und dadurch zahnig gewordenen Nagel aus der Taſche, jagte damit die kleine Meute in die Flucht und nun auf's Neue über mich herfallend, ſtieß er mir den Nagel in den Oberarm. Ich habe noch die Narbe. Da ließ ich nun das unter mir liegende Opfer los, kam in ein Ringen mit Munk und entriß ihm ſchließlich auch den Nagel, mit dem ich mich nun vor ihn hinſtellte, wie wenn ich ſagen wollte: „Ich könnte dich jetzt morden, ich will aber nicht.“ Dann lachten wir uns gegenſeitig verächtlich an und gingen langſam unſeres Weges. Eigentlich war ich Sieger

geblieben, beide Feinde hatten an der Erde gelegen und den großen roſtigen Nagel, auf den ich nicht wenig ſtolz war, nahm ich mit nachhauſe, wo mein Arm mit Arkebuſade gewaſchen wurde, was ſehr brannte. Ja, ich hatte geſiegt. Aber trotzdem, ich konnte der Sache nicht froh werden und empfand deutlich, daß unſerer Herrſchaft Tage gezählt ſeien. Ich ſah ganz klar und die nächſten Tage beſtätigten es, daß man auf Seiten unſerer Gegner willens geworden war, uns ihre Ueberlegenheit endlich fühlbar zu machen. Es kam nicht eigentlich zu Angriffen, aber wenn wir mit ihnen zuſammentrafen, ſo waren immer ein paar der großen, ſchon mit auf See geweſenen Jungen zwiſchen ihnen, die nun, beim Vorübergehen, ihre ſchottiſchen Mützen abnahmen und uns furchtbar tief grüßten. Kein Zweifel, ſie wollten uns verhöhnen. Mir wurde unheimlich dabei und ich dachte an Abrüſtung. Aber wie war das zu machen? Und wenn abgerüſtet war, war dadurch meine Lage gebeſſert?

Achtzehntes Kapitel.

Das letzte Halbjahr.

Inzwiſchen war der Herbſt herangekommen, ohne daß ſich mein Gemüth, in der Zwiſchenzeit, ſonderlich beruhigt hätte. Wohl hatte ich Stunden, in denen ich's leichter nahm, aber die Furcht kam immer wieder und da ſich Waffenniederlegung und ähnlich Muthloſes nicht empfahl, weil es mir den erſehnten Straßenfrieden doch nicht eingetragen haben würde, ſo war ich, wider meinen Willen gezwungen, mich mit neuen Plänen zu beſchäftigen, um in ihnen vielleicht Hilfe zu finden. Ich ſann hin und her und fand ſchließlich zu meiner Beſchämung, daß ich, wenn ich mich halten wollte, gezwungen ſein würde, die Fortdauer meiner Herrſchaft in einer außerhalb meiner Truppe liegenden Hilfsmacht zu ſuchen, alſo nach dem Beiſpiele meiner proletariſchen Feinde zu verfahren, die ganz erſichtlich begonnen hatten, ſich auf die großen Schiffs-

jungen mit ihren rothweißblaugeränderten Matrosenmützen zu stützen. Ich ging diesem Gedanken eine ganze Weile nach und weil mir solch Kraftmaterial in meinem Schul- und Freundeskreise nicht zuwuchs, so half nur eines: Anwerbung, Gründung eines Söldnerheers. Das erforderte natürlich Geld. Aber davor erschrak ich nicht; die gute Schröder, so sehr sie den „Unsinn" mißbilligte, wäre doch schließlich gütig genug gewesen, aus ihren eignen Mitteln alles Nöthige herzugeben, und wenn mein Plan trotzdem unausgeführt blieb, so lag dies nur daran, daß mir seine Durchführung, als ich dicht davor stand, doch auch wieder gegen die Soldatenehre war. Ich hatte durch Jahr und Tag hin geglaubt, in erster Reihe durch mich selbst und zum zweiten durch allerlei kleine Künste, denen ich die stolzesten Namen gab, eine Machtstellung einnehmen zu können. Das erschien mir als etwas Besonderes. Blieb mir dies aber in alle Zukunft hin versagt, so hatte das Andre keinen Werth mehr für mich und war auf die Dauer voraussichtlich auch nutzlos. Jedes von der andern Seite her bewilligte Glas Wachholder konnte mich sofort wieder übertrumpfen und die Frage zum zweiten Mal zu meinen Ungunsten entscheiden. So ließ ich denn, nur noch sehr selten von einem Hoffnungsschimmer neu belebt, die Dinge gehen,

wie sie gehen wollten, bis ein kleines Ereigniß auch den letzten Rest von Zuversicht in mir tilgte.

November war da und die kleinen Wasserlachen, die sich um ein Wäldchen, das die „Plantage" hieß, herumzogen, waren schon überfroren. Jeden Nachmittag, gegen Sonnenuntergang, gingen wir hinaus, um auf diesen Tümpeln Schlittschuh zu laufen. Es war ein herrliches Vergnügen, das Eis blink und blank und wenn dann der Mond wie eine kupferne Scheibe aufging und sein seltsames Licht durch die Erlen und Binsen warf, die den Tümpel einfaßten, so wurde ich jedesmal von einem geheimen Schauer erfaßt. Ich gab dann das Holländern und das Buchstabenmachen (immer ein lateinisches E) auf etliche Minuten auf und sah in den Mond. Einmal, als wir zu Dreien oder Vieren auch wieder diese Stelle besuchten, trafen wir schon ein paar andere Jungen da, Schifferjungen, etwas älter als wir, aber nicht viel. Alle trugen hohe Stiefel, drin die Hosen steckten, dazu dicke Friesjacke und Pelzmütze. Wir waren sehr unzufrieden mit der vorgefundenen Gesellschaft und schon während wir die Schlittschuhe anschnallten, fielen anzügliche Worte. Besonders der Führer der Gegenpartei war ein muffliger Junge, häßlich und stubsnäsig, und seine trotzige Art ärgerte mich so, daß ich auf ihn zufuhr

und ihn in einen dicht neben uns aufragenden Erlenbusch werfen wollte. Aber es mißglückte. Entweder ich glitt aus oder er war stärker als ich, kurzum ich kam zu Fall und lag nun zu seinen Füßen. Er nahm weiter keine Notiz davon, sah nur sehr überlegen auf mich 'runter und setzte dann seinen Eislauf ruhig fort, immer in meiner Nähe bleibend. Ich war wieder aufgesprungen und „meine heilige Schaar" rieth mir zum zweiten Mal auf den Jungen loszugehen und die Scharte auszuwetzen; ich wagte es aber nicht mehr, — in dem Riedgras, neben dem Erlenbusch, wo ich zu Fall gekommen war, lag der letzte Rest vom Stolz meiner Jugend begraben. Ich war, vielleicht in kluger Wahl meiner Gegner, bis dahin immer Sieger geblieben; hier hatte mich zum ersten Mal eine Niederlage getroffen und so getroffen, daß an eine Wiederaufnahme des Kampfes gar nicht zu denken war. Ich schnallte meine Schlittschuh ab und ging still vom Eise fort, selbst den Racheblick unterlassend, mit dem sonst wohl solche Rencontres zu enden pflegten.

In schwermüthiger Verfassung kam ich zu Hause an und nahm hier den oft gehegten und immer wieder verworfenen Gedanken einer Abdikation mit neuer Lebhaftigkeit auf. Es sollte sich aber, so war mein Plan, alles geräuschlos vollziehen, ohne Ge-

ſpräch darüber und namentlich ohne Vernichtung irgend eines Stücks in der Waffenkammer; nur Spinnweb mochte ſich darüber hinziehen. Jeder auf Wiedergewinn meiner Herrſchaft abzielende Gedanke war aufgegeben, ſo ganz und gar, daß ich Begegnungen nach Möglichkeit vermied und mich etwas ängſtlich an den Häuſern entlang drückte. Schrecklicher Zuſtand. Ich war mit einem Male ganz klein geworden und fühlte mich geradezu unglücklich. Der mufflige Bengel ſtand immer vor meinen Augen. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen wäre ſolch elendes Leben ganz unerträglich für mich geweſen. Aber glücklicherweiſe, die Verhältniſſe waren inzwiſchen andere geworden und änderten ſich mit jedem Tage mehr. Abgeſehen davon, daß Weihnachten vor der Thür ſtand und mich momentan wenigſtens zerſtreuen konnte, begann ſich auch mehr und mehr Alles um meinen bevorſtehenden Abgang zu drehn, an den ich jetzt mit Begierde dachte. Nicht daß es mir zu Hauſe nicht mehr gefallen hätte, faſt im Gegentheil; die Eltern waren von beſonderer Güte, aber das Bewußtſein, daß die Zeit hin ſei, wo die „Blinden in Genua auf meinen Schritt gehört", hatte mich allmählich um die Möglichkeit jeder echten und rechten Freude gebracht und ich zählte die Stunden, die mich von der Stelle meiner, wenn

ich nicht ginge, sich sicherlich immer aussichtsloser gestaltenden Kämpfe hinwegführen sollten.

Am 30. Dezember war mein Geburtstag. Ich erhielt diesmal nicht blos viele, sondern für unsere kleinen Verhältnisse sogar sehr werthvolle Geschenke: Schellers Lexikon, Stielers Atlas, Beckers Weltgeschichte, sämmtlich noch jetzt in meinem Besitz und sehr von mir gehegt. Mein Dank war groß und aufrichtig; aber das Beste war doch, daß mich die diese Geschenke begleitenden Ansprachen auf meinen Abgang von Hause verwiesen. „Das Alles erhältst du wie eine Aussteuer, weil du fort mußt," so etwa hieß es und statt traurig über diese Veranlassung zu sein, war ich froh darüber.

* * *

Tags darauf war Sylvester und Ressourcenball und ich schwelgte während desselben in der Vorstellung, über kurz oder lang auch vielleicht mit schönen großen Damen tanzen zu können. Ich lebte so ganz in dieser Zukunftsvorstellung, daß selbst der um Mitternacht eintretende, mich sonst immer erheiternde Nachtwächter mit seinem Horn und seinem abgesungenen Vers, keinen rechten Eindruck mehr auf mich zu machen im Stande war. Und einen

noch geringeren Eindruck machten die Wochen auf mich, die von Neujahr an folgten. Ich erinnere mich erſt wieder der Tage kurz vor meiner Abreiſe, wo meine Habſeligkeiten gepackt und überhaupt alle Vorbereitungen für meinen Abgang zur Schule getroffen wurden.

Es hätte dies trotz meiner durchaus auf ein „Hinaus“ gerichteten Sehnſucht, eine herzbewegliche Zeit ſein können, aber ſie war ſo ziemlich das Gegentheil davon, und wie mir das ganze zurückliegende Jahr, mit wenigen Ausnahmetagen, immer nur Fatalitäten, Kränkungen und Niederlagen gebracht hatte, ſo ſchloß es auch mit lauter Disharmonien und Aergerniſſen ab. Ich war freilich an Allem perſönlich ſchuld, aber etwas von Schickſals Tücke ſpielte doch auch mit hinein.

„Du wirſt nun alſo Abſchiedsbeſuche bei dem und dem machen,“ ſagte mein Vater und übergab mir einen Zettel, darauf die betreffenden Namen ſtanden; der letzte Name war der eines Fräuleins von Hochwächter, welche Dame mit ihrer alten Mutter im Steuerrath Königk'ſchen Hauſe wohnte. Das Fräulein war eine ſehr ſchöne Dame, Ende dreißig, ganz Brunhilde mit Rembrandthut und Straußenfeder und ſelbſtverſtändlich auch vorzügliche Reiterin. Ich hatte ſie ein paar Mal geſehen, aber

nie gesprochen. Da sollt' ich nun Abschied nehmen. Es war mir sehr zuwider und kurz und gut, ich unterließ es und sagte nur zu Hause „ich sei dagewesen". Alles in dem Vertrauen, daß es wohl erst herauskommen würde, wenn ich fort wäre. Kam es dann zur Sprache, so hatte das nicht viel mehr zu bedeuten. Es kam jedoch eher heraus und so hatte ich das Vergnügen, zu guterletzt noch als Lügner entlarvt zu werden. Ich schämte mich. Aber freilich wohl nicht genug.

Des Schicksals Tücke hatte mir bei dieser Gelegenheit übel genug mitgespielt, ohne sich jedoch dadurch erschöpft zu fühlen. Das Schlimmste kam vielmehr nach und fiel auf den Tag unmittelbar vor der Abreise. Meine Mutter, in unbegreiflicher Verkennung des sonst so gut von ihr gekannten Charakters meines Vaters, hatte diesen beauftragt, mir zum Abschiede noch eine Standrede zu halten und mich zur Sittlichkeit zu ermahnen. An und für sich war dagegen nichts einzuwenden und wenn meine Mutter selber die Standrede gehalten hätte, so hätte diese, wenn auch vielleicht nicht viel geholfen so doch im Augenblicke wenigstens mächtig auf mich gewirkt. Ich hätte ihr die Hände geküßt und unter Thränen ein Festhalten an dem von mir geforderten Gelübde versprochen. Aber statt ihrer trat nun

mein Vater an. Er war ein ſehr ſtattlicher und mit ſeinem ſchönen Blaubart eigentlich wundervoll ausſehender Mann, der typiſche franzöſiſche Küraſſier-Offizier. All das hätte nun auf einen 12jährigen Jungen, der ſich noch dazu ſagen mußte: „das iſt Dein Vater“ imponirend wirken müſſen. Aber dies war nicht der Fall oder doch nur ſehr zur Hälfte. Mein Vater, wie oft große, von beſonderer Bonhommie getragene Männer, hatte einen unvertilgbar humoriſtiſchen Zug in ſeinem Geſicht, ein eigenthümliches Etwas, das ſich gerade dann, wenn er am ernſthafteſten ſein wollte, über dieſen Ernſt zu moquiren ſchien, wodurch ſich das Reſpekteinflößende der Erſcheinung wieder in Frage geſtellt ſah. Dieſer humoriſtiſche Zug, ſonſt ſeine größte Zierde, wurde mir an dieſem Abſchiedstage verhängnißvoll, denn mit einem Male, während ich noch ſo vor ihm ſtand und die Sittlichkeitsermahnungen geſenkten Auges und eigentlich ohne jedes rechte Verſtändniß mit anhörte, grinſte mich ein mir in meiner kleinen Seele ſitzender Kobold, der vorhatte mich à tout prix zum Lachen zu bringen, teufliſch an. Und es gelang ihm auch. Denn mit einem Male barſt es krampfhaft aus mir heraus, nicht viel mehr als ein konvulſiviſches Zucken, aber doch immerhin von einem leiſen Lacheton begleitet.

„Junge, ich will doch nicht glauben, Du lachst . . .“

„Nein, gewiß nicht, lieber Papa . . .“

„Nun, darum möcht ich doch auch gebeten haben.“

Und nun nahm er seine Rede wieder auf, um sie — weil ihm selber wohl auch unheimlich zu Muthe war — so rasch wie möglich zum Schluß zu bringen. Ein wahres Glück. Denn wiewohl ich, mit höchster Anstrengung gegen mich ankämpfend, vor Angst und Erregung zitterte, so wär ich doch zum zweiten Male zum Opfer gefallen, wenn die Rede auch nur noch eine halbe Minute länger gedauert hätte.

„Nun geh, und vergiß diese Stunde nicht.“

Und ich habe sie auch nicht vergessen. Aber nur das Schreckliche der Scene ist mir geblieben, nicht der Inhalt seiner Rede.

* * *

Am andern Tage brachen wir auf, meine Mutter und ich. Es war beschlossen, mich auf das Ruppiner Gymnasium zu bringen; dort hatten wir noch Anhang und gute Freunde, die mich, wie vor allem das Predigerhaus in das ich in Pension kam, in Obhut nehmen sollten.

Eigentlich wäre nun wohl die Reise nicht Sache

meiner Mutter, ſondern Sache meines Vaters geweſen und das 3tägige Kutſchiren, mit Nachtquartiren in Anklam und Neu-Brandenburg, in welch letzterem man immer wundervoll zu Abend aß, würde ihm auch ſehr gefallen haben; er wog aber ab zwiſchen angenehm und unangenehm und kam zu dem Reſultat, daß das Unangenehme meiner Ablieferung in ein Prediger-, ja genauer genommen ſogar in ein Superintendentenhaus, begleitet von Einführung meiner Perſon bei dem Direktor des Gymnaſiums, doch ſchwerer in's Gewicht falle, als das Angenehme des Soupers in Neubrandenburg.

Und ſo fuhr ich denn mit meiner Mutter — die in dieſen Tagen, ganz gegen ihre Gewohnheit, ungemein weich und nachſichtig gegen mich war — in die Welt hinein. Ein neuer Lebensabſchnitt, der zweite, begann für mich und eh ich auch über ihn, wenn überhaupt, berichte, werf ich noch einen Blick auf das Stück Leben zurück, das mit dem Abreiſetage für mich abſchloß.

Es war, trotz des letzten Halbjahrs mit ſeinen vielen kleinen Aergerniſſen, eine glückliche Zeit geweſen; ſpäter — den Spätabend meines Lebens ausgenommen — hatt ich immer nur vereinzelte glückliche Stunden. Damals aber, als ich in Haus und Hof umherſpielte und draußen meine Schlachten

ſchlug, damals war ich unſchuldigen Herzens und geweckten Geiſtes geweſen, voll Anlauf und Aufſchwung, ein richtiger Junge, guter Leute Kind. Alles war Poeſie. Die Proſa kam bald nach, in allen möglichen Geſtalten, oft auch durch eigene Schuld.

Am dritten Tage unſerer Fahrt trafen wir in Ruppin ein und nahmen, eh ich in der Penſion untergebracht wurde, in einem Hauſe Quartier, das unſerer früheren Apotheke gegenüber lag. „Da biſt Du geboren" ſagte meine Mutter und wies hinüber nach dem hübſchen Hauſe, mit dem Löwen über der Eingangsthür. Und dabei traten ihr Thränen in's Auge. Sie mochte denken, daß alles anders hätte verlaufen müſſen, wenn „das und das" anders geweſen wäre. Und dies „das und das" war — er. Sie war nicht gern von dieſer Stelle weggegangen und iſt als eine Frau von über funfzig, äußerlich getrennt von ihrem Manne, dahin zurückgekehrt, um dort, wo ſie jung und eine kurze Zeit lang auch glücklich geweſen war, zu ſterben.

Der Tag nach unſerer Ankunft war ein heller Sonnentag, mehr März als April. Wir gingen im Laufe des Vormittags nach dem großen Gymnaſialgebäude, das die Inſchrift trägt: Civibus aevi futuri. Ein ſolcher civis ſollte ich nun auch

werden und vor dem Gymnasium angekommen, stiegen wir die etwas ausgelaufene Treppe hinauf, die zum „alten Thormeyer“ führte. Er war vordem Direktor in Stendal gewesen und hatte das Direktorat dort aufgeben müssen, weil er sich an einem Lehrer „vergriffen“ hatte. Glücklicherweise wußt' ich damals noch nichts davon, ich hätte mich sonst halbtodt geängstigt. Oben angekommen, trat uns ein mindestens 6 Fuß hoher alter Herr entgegen, gedunsen und roth bis in die Stirn hinauf, die Augen blau unterlaufen, das Bild eines Apoplektikus, — er hätte auf der Stelle vom Schlag gerührt werden können.

„Nun, mi fili, laß uns sehn ... Ich bitte, daß Sie Platz nehmen, meine verehrte Frau. Und dabei nahm er einen schmudligen kleinen Band von seinem mit Tabaksresten überschütteten Arbeitstisch und sagte: „Nun lies dies und übersetze.“ Es waren zehn Zeilen mit einem Rothstift links angestrichen, höchst wahrscheinlich die leichteste Stelle im ganzen Buch. Ich that ganz wie er geheißen und es ging auch wie Wasser. „Sehr brav ... er ist reif für die Quarta.“ Damit waren wir entlassen und am nächsten Montag, wo die Schule wieder anfing, setzte ich mich auf die Quartabank.

Was ich dahin mitbrachte, war etwa das folgende:

Lesen, Schreiben, Rechnen; biblische Geschichte, römische und deutsche Kaiser; Entdeckung von Amerika, Cortez, Pizarro; Napoleon und seine Marschälle; die Schlacht bei Navarino, Bombardement von Algier, Grochow und Ostrolenka; Pfeffel's Tabakspfeife, „Nachts um die zwölfte Stunde," Holtei's Mantellied und beinah sämmtliche Schillersche Balladen. Das war, einschließlich einiger lateinischer Brocken, so ziemlich alles und im Grunde bin ich nicht recht darüber hinaus gekommen. Einige Lücken wurden wohl zugestopft, aber alles blieb zufällig und ungeordnet, und das berühmte Wort vom „Stückwerk", traf, auf Lebenszeit, buchstäblich und in besonderer Hochgradigkeit bei mir zu.

27.12.1902.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Frau Jenny Treibel

Roman aus der Berliner Gesellschaft

von

Theodor Fontane.

geh. 4 Mark; geb. 5 Mark.

Auszüge aus den Urteilen der Presse:

Blätter für litterar. Unterhaltung (Leipzig): . . . . . Mit vollem Behagen können wir uns dem Genusse der meisterhaften Schilderungen Fontanes hingeben. . . . . Das ist die höchst einfache Geschichte, die uns vorgeführt wird, und doch empfinden wir keinen Augenblick Langeweile denn der Dichter hat die Geschichte fast verschwenderisch ausgestattet mit einer Fülle prächtiger Charaktere.

Hamb. Correspondent: Theodor Fontane zeigt sich auch in seinem neuesten Roman „Frau Jenny Treibel" als ein Meister der Kleinmalerei. Einen Roman aus der Berliner Gesellschaft nennt er ihn, doch führt er uns weder zu den oberen Zehntausend noch in jene Schichten, in deren wenig reinlicher Atmosphäre es unseren Modernsten am wohlsten ist. Es ist der Mittelstand, der Durchschnitts-Bourgeois, den er in seinen verschiedensten Abarten zwar nur mit wenigen, aber charakteristischen Strichen schildert. . . . . .

Hannoverscher Courier: Dieser neueste Roman Theodor Fontanes aus der Serie moderner Berliner Sittenschilderungen, zuerst in der „Deutschen Rundschau" abgedruckt, erfreute sich schon damals eines bedeutenden Erfolges und wurde allgemein als ein Meisterwerk Fontanes anerkannt. — Nun liegt der Roman als Buch vor und erhöht in dieser geschlossenen Form noch die große Wirkung. Jeder, der den Roman liest, wird sich dem Eindruck dieses „Kunstwerks aus einem Guß" nicht entziehen können. — Aus allen Personen spricht Leben, Gesundheit, Blut. Was sind das für Figuren, die uns Fontane hinstellt: dieser Professor Schmidt, Corinna, die Familie Treibel samt ihrer Koterie und vor allem diese Kabinetsstudie: die alte Schmolke. Diese prächtige Alte im Genre der Frau Dörr (Irrungen Wirrungen) übertrifft

dieselbe durch die ganz besonders liebevolle Behandlung des Dichters und die Fülle von Humor und Gemüt, mit der er sie ausgestattet. — Fontane, dessen „Kriegsgefangen" soeben ins Französische übersetzt und durch spaltenlange Artikel in den ersten Pariser Zeitungen gefeiert wurde, wird durch „Frau Jenny Treibel" zweifelsohne um einen großen Erfolg reicher und den großen Kreis seiner Verehrer wieder bedeutend erweitern.

Kölnische Zeitung: Das Buch ist durchsetzt von dem prickelnden Wesen des Berlinertums, von spitzer Wortgewandtheit, von witzelnder Selbst-Ironie und juckendem Spott, und doch erquickt mitten in dieser scharfen Luft ein kräftiger Zug von Herzhaftigkeit, der Hauch warmen Menschentums und gesunder Lebensanschauung. Der Roman ist besonders wertvoll eben dadurch, daß er nicht, wie es sonst geschieht, eben nur allgemein Menschliches in Berlin sich abspielen läßt, sondern daß er Berliner, d. h. Menschen von einer Art schildert, die anderswo in solcher Färbung nicht denkbar sind. Diesen Zweck erreicht Fontane, ohne von der Aeußerlichkeit des Berliner Dialekts, von der Nebenfigur der Wirtschafterin abgesehen, Gebrauch zu machen, im Gegensatze zu jener modernen Richtung, die den Berliner Dialekt als unentbehrliches Mittel realistischer Wirkungen betrachtet. Unsere moderne Litteratur ist da um ein dauerndes Werk bereichert worden, das grade Leuten reifer Lebenserfahrung Genuß bietet.

Königsberg. Hartung'sche Zeitung: „Frau Jenny Treibel" von Th. Fontane, dem Verfasser von „L'Adultera", „Irrungen, Wirrungen", „Stine", ist eine Charakter- und Gesellschaftsstudie ersten Ranges. Ihr Hauptreiz beruht nicht in den wenig komplizierten Verhältnissen und den sich einfach, ohne alle Intrigue, und stärkere Spannung entwickelnden Vorgängen der Geschichte, sondern in dem feinen Duft der Satire, der über ihre Gestalten und Szenen ausgebreitet liegt. Das ist der echte Humor des Menschenkenners, Menschenverächters und — Menschenfreundes, und was der letztere aus seiner reichen Weisheit heraus Mildes und Ausgleichendes zu sagen hat, das überwiegt und gilt und giebt dem Buch ein lachendes Auge und ein warmes Herz. . . . . In lebendig angeschauten Originalgestalten — wir nennen nur noch den alten Humoristen Willibald Schmidt und die biedere Schutzmannswitwe Schmolke, den gutmütigen Kommerzienrat, die Hamburger Schwiegertöchter der Treibels, den royaldemokratischen Wahlagitator Vogelsang, den zur Ruhe gesetzten Opernsänger und Millionär Krola — prägt sich Geist und Form der beiden großen Gesellschaftskreise aus

und uns bleibt der Eindruck, daß wir hier ein saft- und kraftvolles Stück Leben von seiner Bildnerhand vor uns ausgebreitet gesehen haben, ein künstlerisches Labsal für den beschaulichen Geist, der sich an dem Studium der großen Gesellschaftskomödie zu ergötzen liebt.

Lübecker Eisenbahn-Zeitung: Fontane ist der Besten einer. Um die feine Charakterisierung seiner Figuren, den wunderbar echten Lokalton seiner Schilderungen voll zu würdigen, muß man die Mark kennen, und vor Allem Berlin. Hier liegt die Wurzel seiner schöpferischen Kraft, hier der Schatz von Stoffen, die er in unvergleichlichen Gedichten ebenso wie in seiner musterhaften Prosa den zahllosen Verehrern seines Talents darbietet. Der vorliegende Roman — zuerst in der deutschen Rundschau erschienen — steht einzig da, und nicht nur den vielen sog. Berliner Romanen gegenüber, die ihm mehr oder minder geschickte Jünger nachgeschrieben haben, sondern einzig auch unter Fontanes eigenen Werken, von denen allenfalls „Stine" der „Frau Jenny Treibel" an die Seite zu stellen ist. Wir empfehlen — —, nein, ein Buch von Theodor Fontane empfiehlt man nicht, man nennt den Autor, und es ist empfohlen.

Magazin für Litteratur: . . . . . Eine mild-ironische Weltbetrachtung, das gereifte Resultat eines wohlgeführten Lebens, liegt über dem ganzen Buch als Abglanz echter Lebensweisheit. Es wird nicht gelobt und nicht getadelt, Menschen und Dinge gehen an uns vorüber, so gut und so schlecht, wie sie eben sind, und so hat alles in sich seine Berechtigung . . . . . hat man sich in diese Fantasie- und Lebenswelt hinein versenkt, dann fühlt man es warm und hell in sich werden, ein Gefühl wie Liebe, Liebe zur Welt und Liebe vor allem zu einem gewissen prächtigen, alten Herrn in sich heraufdämmern. —

National-Zeitung (Berlin): In dem neuesten Roman Theodor Fontanes treffen wir alle Vorzüge der Muse des Verfassers wieder an, unter denen weder der schalkhafte Humor noch die niemals zum bittern Sarkasmus ausartende Ironie fehlt. Auch sind es Menschen von Fleisch und Blut, die uns der Dichter kennen lehrt; den Preis verdienen wiederum die Vollblut-Berliner und Berlinerinnen, von denen uns eine stattliche Anzahl vorgeführt wird. . . . . Theodor Fontane schildert das Berliner Milieu so anschaulich, daß wir den einen oder den anderen dieser Gäste ganz genau wiederzuerkennen meinen. . . . . Theodor Fontane charakterisiert die einzelnen Figuren, Haupt- und Nebenpersonen, so lebenswahr, daß wir uns auf dem Boden der Wirklichkeit

nicht aber gegenüber dem schönen Schein der Kunst zu befinden glauben. . . . . Von den zahlreichen Blüten froher Laune, von den ungesuchten Scherzworten, die Theodor Fontane in seiner Erzählung verstreut hat, kann im Rahmen dieser Besprechung nicht eingehender berichtet werden.

Posener Zeitung: . . . . . In diesem Qualm von Kneipenduft und Krankenhausatmosphäre wirkt das Erscheinen einer neuen litterarischen Arbeit Theodor Fontanes wie ein Strom erfrischender belebender Waldluft. Wer merkt hier dem greisen Nestor unserer Schriftstellerwelt die Last seiner achtzig Jahre an? Es sind keine großen, erschütternden Probleme, deren Lösung Fontane in seiner neuesten Berliner Erzählung „Jenny Treibel" anstrebt, aber kaum einem anderen dürfte es gelingen, aus diesem schlichten, ja alltäglichen Stoff das zu machen, was unser Dichter daraus gemacht hat. Auch Fontane stehen Witz und Satire reichlich zu Gebote, aber sein Witz wird nie aufdringlich, seine Satire nie bitter und verletzend; was er auf diesem Gebiete zeigt, trägt nur den Stempel eines harmonisch gebildeten, überlegenen Geistes, der unberührt durch das Treiben um ihn, mit heiterer Ruhe seine Umgebung beobachtet, nicht um nur ihre Fehler und Schwächen ans Licht zu zerren, sondern um sie mit all' ihren guten und schlechten Seiten zu zeigen, wie sie wirklich ist. Diesmal ist es vorzüglich die moderne Bourgeoisie mit ihrem guten Kern wie mit ihrer Schwäche und ihrer Eitelkeit, die der Verfasser mit kritischem Scharfblick aufs Korn genommen hat, und die er uns in ihren verschiedenen Variationen mit köstlichem Humor und greifbarer Deutlichkeit vor Augen führt. Freilich werden so manche Feinheiten des Dichters einem großen Teil des Durchschnitts-Publikums verloren gehen, aber der Verfasser besitzt ja, wie wenige, die Kunst, jedem etwas zu bieten, und auch für den oberflächlichen Leser wird das Buch eine Quelle der Erheiterung und interessanten Anregung bilden.

Saale-Zeitung (Halle): „Frau Jenny Treibel" ist der Titel des neuesten Romans von Theodor Fontane. Es ist eine köstliche Sittenschilderung aus dem heutigen Berliner Leben, und jeder, der sie liest, wird sich genußreicher Stunden zu erfreuen haben. Welch' geschickte Kleinmalerei, welche Charakterzeichnung, ohne jeglichen Fehlstrich; da ist alles wahr und schön bis in's kleinste. Diese Corinna, als echte Berliner Pflanze im besseren Sinne, ihr Vater, der Gymnasialprofessor Schmidt, das Urbild eines Schulmannes in Worten und Wesen, der Herr Kommerzienrat, bis auf den traurigen Leopold — hier ist alles scharf und glatt, rund

und schön, und wir wiederholen, wer durch diese Zeilen veranlaßt wird, das Buch zu lesen, wird uns Dank wissen.

Schlesische Zeitung (Breslau): .... Die Charakterbilder der Personen sind ebenso wie die Lebensbilder, die Fontane von dem Bourgeois- wie von dem Schulgelehrtenkreise entwirft, wahre Kabinetstücke von Lebenswahrheit und humoristischer Darstellung.

St. Petersburger Zeitung: Der Schriftsteller, dessen Romane und Novellen in dem Leben seiner Zeit wurzeln, darf von vornherein des lebhaftesten Interesses der Leser versichert sein. Thut noch vollends ein Schriftsteller wie Fontane einen Griff ins „volle Menschenleben", fühlt seine Meisterhand unserer Zeit den Puls, lenkt sein scharfes, unparteiisches Auge unsere Aufmerksamkeit auf gewisse gesellschaftliche Zustände und Verhältnisse, so dürfen wir von vornherein versichert sein, daß unser natürliches Interesse in gleicher Weise Nahrung und Befriedigung findet. „Frau Jenny Treibel" bietet denn auch in der That innerhalb gewisser Grenzen ein völlig abgeschlossenes Bild der Berliner Gesellschaft, berührt Zustände und Verhältnisse, die gestaltend in die Lage der Dinge eingreifen und liefert andeutungsweise einen unerschöpflichen Stoff, dessen richtige Behandlung immer neue Gesichtspunkte und willkommene Anregung zur Weiterentwickelung der betreffenden Ideen geben wird. Die auftretenden Personen sind voll Gesundheit, Leben, Blut. Wie lebenswahr, wie natürlich und darum wie vertraut und verständlich! ..... Ungemein erquickend ist die klare, durchsichtige, in ihrer Ungesuchtheit wahrhaft vornehm dahinfließende Sprache Fontanes, ein nachahmenswertes Muster allen Erzählern. Fontanes neuester Roman ist aus der Zeit für die Zeit geschrieben, er ist ein treues Bild der Gegenwart, das dem denkenden Leser nachhaltige Anregung giebt.

Straßburger Post: ..... Theodor Fontane ist ein geradezu klassischer Maler von Bildern aus der Berliner Gesellschaft. Realistisch, nicht im Sinne der „Jungen" wohlgemerkt, und gleichzeitig mit einem wohlthuenden idealen Zuge. Seine Bilder haben wahrhaftig dramatisches Leben, und die Porträts, die er zeichnet, sind ähnlich bis in die Fußspitzen.

3 9015 03017 7409

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD